
Geschichte
der
Revolutionszeit
von
Heinrich von Sybel.
4. Band





Geschichte

der

Revolutionszeit

1789–1800

von

Heinrich von Sybel.

Wohlfeile Ausgabe.

Vierter Band.



Stuttgart 1898.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

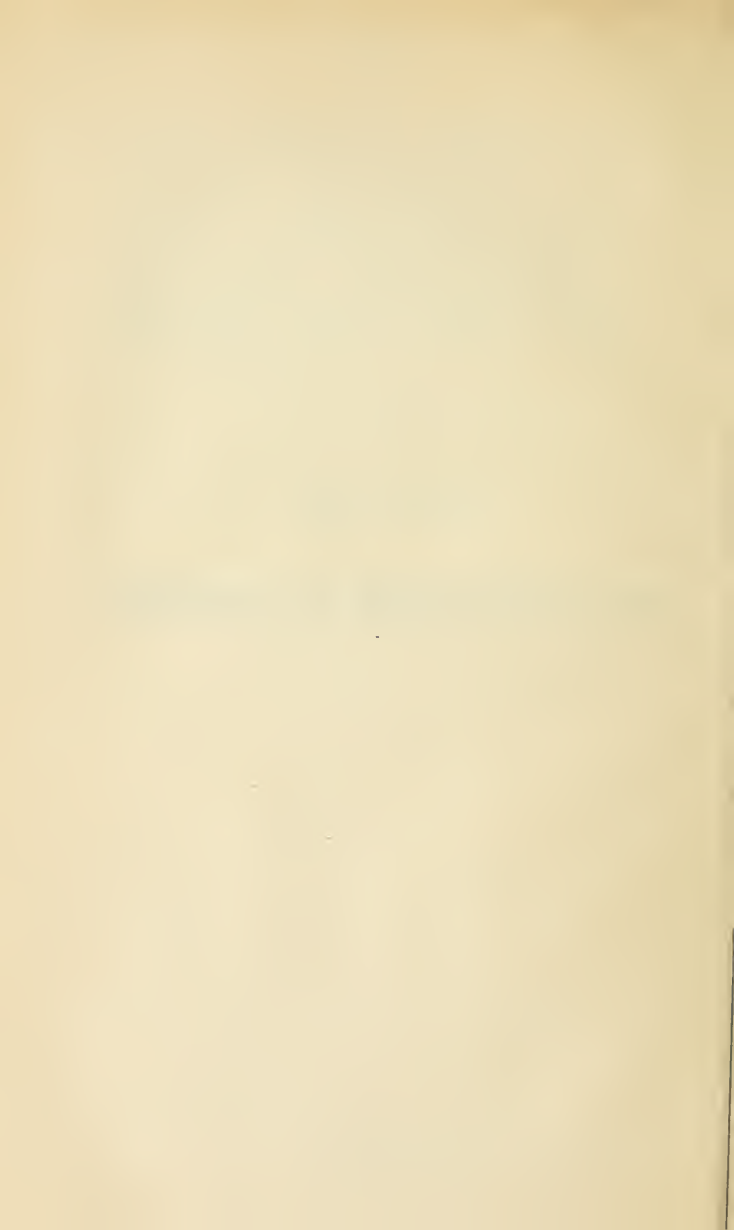
Inhalt.

Achtes Buch.

Schreckensherrschaft in Frankreich.

Achtes Buch.

Schreckensherrschaft in Frankreich.



Erstes Kapitel.

Provisorische Regierung.

Mit dem Ende des Juli war Frankreich der Herrschaft der Jakobiner unterworfen. Nachdem sie am 21. Januar die Macht und am 2. Juni die politische Existenz der Girondisten gebrochen, hatten sie am 10. Juli den letzten Widerstand, den ihrer scheinbaren Genossen im Wohlfahrtsausschusse, überwältigt und sich selbst in den Besitz dieser höchsten Behörde des Landes gesetzt. Der Aufstand in den Provinzen war gebändigt oder in sich selbst erloschen, abgerechnet drei Städte, welche jetzt von überlegenen Streitkräften täglich näher bedrängt wurden, abgerechnet die Vendée, welche mit dem übrigen Frankreich keine innere Gemeinschaft und folglich keine Hoffnung und kaum den Wunsch auf Ausdehnung ihrer Kämpfe hatte. Da man zugleich von dem Auslande damals keinen ernstlichen Angriff mehr zu besorgen brauchte, so sah sich die siegende Demokratie endlich an dem durch vier lange und wechselvolle Jahre hindurch verfolgten Ziele. Was sie im August 1792 mit unbesonnenem Jubel zu früh verkündet, was sie der Reaktion des September gegenüber in widerwilligem Aufschub hatte aus der Hand geben müssen: jetzt endlich war es erlangt, und Blut und Gut von ganz Frankreich stand zu ihrer Verfügung.

Es kam nun darauf an, die im Kampf errungene Herrschaft zu bewahren und zu einer dauernden, mithin geordneten Regierung auszubilden, eine Aufgabe, welche gerade für die Jakobiner höchst eigentümliche Schwierigkeiten mit

sich führte, Schwierigkeiten, welche nicht in der für den Augenblick ganz betäubten Bevölkerung, sondern in der Beschaffenheit der Herrschenden selbst ihre Wurzel hatten. Ihre letzten Siege über die aufgestandenen Provinzen hatten sie mit den Waffen der Armee davongetragen; es war aber nur zu gewiß, daß die Armee auf die Dauer unmöglich die wahre Grundlage ihrer Herrschaft sein konnte. Ein rechter Soldat wird nicht leicht irgend etwas gründlicher verachten als das Treiben der Klubs: wie sollte es möglich sein, daß er sich lange zum willfährigen Diener und Werkzeuge desselben hergäbe? Robespierre, die Männer der Kommune und der Kriegsminister waren von diesem Gefühle auf das lebhafteste durchdrungen und schöpften daraus die scheinbare Keckheit, mit welcher sie die Armeen im Angesichte des Feindes zerrütteten. Mochten sie das Heer zur Deckung der Grenzen oder zur Erstickung einzelner Rebellionen vorübergehend verwenden: als bleibende Stütze im Innern mußten sie sich nach anderen Kräften umsehen.

Diese waren denn auch allerorten entweder schon vorhanden oder doch hinlänglich vorbereitet, vermöge der seit Jahren fortgesetzten Bearbeitung des Proletariates. Jede Stadt und beinahe jedes Dorf hatte seinen mit den Jakobinern der Hauptstadt eng verbundenen Klub, in welchem sich die demokratisch Gesinnten der kleinen Handwerker, Bauern und Tagelöhner nebst allem herrschgierigen und beutelustigen Gesindel zusammenfanden. Dieser machte die Wahlen zu den Aemtern, soweit die Konventskommissare überhaupt noch Wahlen zuließen; er lieferte die Mitglieder des Revolutionsausschusses und handhabte damit eine fast schrankenlose Polizeigewalt über die Bürger; seine Genossen bildeten nach Entwaffnung der Verdächtigen allein noch den Ueberrest der bewaffneten Nationalgarde. Mit diesen Mitteln, mit dem Revolutionsgerichte und der stets bereiten Guillotine im Hintergrunde, mit dem Heere endlich als letzter Reserve im Notfalle ließ sich dann eine Strecke weit die Unterwerfung des Landes behaupten und die Masse der Unterjochten für den Augenblick als ungefährlich betrachten.

Dagegen lag eine nahe und höchst bedeutende Gefahr in der Natur dieser Regierungsmittel, dieser Stützen und Bundesgenossen selbst. Unbändig und anarchisch, in jeder Leidenschaft entfesselt, in jedem Begehren schrankenlos, wie sie waren, ließen sie sich wohl zum Sturze der Gegner und zur Aussaugung der Besiegten verwenden. Aber eine andere Frage war es, inwieweit die Führer auf ihr Zusammenhalten, ihr Eingehen auf ein systematisches Verfahren, ihren Gehorsam bei den nötigsten Befehlen würden rechnen können. Die Haufen der Jakobiner hatten sich von Anfang an in der Verneinung jeder Zucht, jeder Ordnung, jeder Autorität zusammengefunden: sie hatten weder den Willen noch die Fähigkeit, irgend jemand, auch wenn er aus ihrer eigenen Mitte emporstiege, den geringsten ihrer Affekte zum Opfer zu bringen. Wie oft mochte Robespierre, während er diese durcheinander schwirrende Masse von Eigenwillen und Kurzsichtigkeit, von Raubsucht und Habgier mit allen Künsten einer wechselnden Berechnung zu lenken hatte, an seiner hoffnungslosen Aufgabe ermatten! Wie mochte er in seinem steten Argwohn gegen den Ehrgeiz der Generale im stillen die Zukunft eines solchen Diktators beneiden, welchem ein anhängliches Heer seine immer schlagfertigen und dienstbereiten Kräfte zu Gebote stellen würde! Wohin er aber blicken mochte, sah er höchstens den einen und den andern von der Notwendigkeit eines starken Regimentes, dann aber auch um so lebhafter davon überzeugt, daß sie selbst das Haupt desselben sein müßten. In der That, welch ein innerer Grund hätte denn die Jakobiner der Vorstädte verpflichten sollen, den Jakobinern des Stadtrats, oder diese, den Jakobinern des Konvents, oder beide, den Jakobinern des Wohlfahrtsausschusses zu gehorchen? Alle fühlten sich als die Herren und Gebieter der geknechteten und geächteten Nation; keiner dieser neuen Souveräne hatte demnach die mindeste Neigung, einem seiner Genossen irgend einen höheren Machtgrad als sich selber zuzuerkennen. Die Geschichte der jakobinischen Regierung, welche wir in dem folgenden zu begleiten haben, giebt überall das Bild zu-

gleich eines beispiellosen Despotismus gegen die Masse der Nation und eines niemals rastenden Haders unter den Inhabern der höchsten Gewalt.

Als Robespierre am 27. Juli in den Wohlfahrtsausschuß eintrat, war die Lage noch in keiner Hinsicht rechtlich bestimmt. Der Konvent selbst stand mit der Vollendung der neuen Verfassung an dem Ziele seiner Vollmacht; auf den 10. August waren Kommissare des souveränen Volkes aus allen Departements nach Paris beschieden, um unter dem Gepränge eines großen republikanischen Festes die Annahme der Verfassung auszusprechen; dies geschehen, hätte von Rechts wegen der Konvent einer neuen Versammlung Platz machen müssen, und mit ihm wäre der Wohlfahrtsausschuß von selbst verschwunden. Was aber den Ausschuß insbesondere betraf, so hatte er, auch wenn die Auflösung des Konvents sich verzögerte, immer noch kein selbständiges Dasein, sondern konnte, dem Gesetze nach, am 10. jedes Monats von dem Konvente erneuert oder ganz beseitigt werden. Allein beide, der Konvent und der Ausschuß, wußten sehr wohl, was sie, einmal das Heft aus der Hand gegeben, von Frankreich und der Zukunft für sich zu erwarten hatten: beide waren entschlossen, der Konvent, keine neuen Wahlen zuzulassen, der Ausschuß, sich als förmliche Regierung einzurichten. Wie gesagt, sie fürchteten dabei keinen Widerspruch des französischen Volkes mehr: womit sie sich abzufinden hatten, war die Abneigung der übrigen Jakobiner, welchen eine solche Entwickelung keinen persönlichen Gewinn versprach. Der Konvent mußte die Widerspenstigkeit aller Nichtdeputierten, zunächst also des Klubs und des Pariser Gemeinderates, der Ausschuß aber außerdem noch das Aufstreben der Ministerien, namentlich Bouchottes und seiner Freunde, und vor allem die Eifersucht der übrigen Mitglieder des Konvents selbst besorgen. Er erfuhr es gleich bei dem ersten Schritte, welchen er am 1. August zur Befestigung seiner Macht versuchte.

Danton, welcher drei Wochen früher vor der Ungunst der Umstände vom Platze gewichen war, auf neue Wahlen

aber für sich selbst so wenig Hoffnung wie Robespierre setzte und nach wie vor eine starke Regierung für das erste Bedürfnis der Lage hielt, vermochte es über sich, den neuen Machthabern einen Schritt entgegen zu thun und seine eigene Stellung zu heben, indem er ihnen seine Unterstützung antrug. Noch war er gefürchtet und einflußreich genug, daß sie bereitwillig auf seine Erbietungen eingingen, und so war er es, welcher am 1. August den Konvent mit dem Antrage überraschte, den Wohlfahrtsausschuß zur provisorischen Regierung zu ernennen und zu diesem Behufe sofort mit 50 Millionen auszustatten. Seine wie gewöhnlich heftige und brausende Rede wurde zwar mit gehorsamer Begeisterung beklatscht, die Sache selbst aber erregte eine so offenbare Mißgunst in der Versammlung, daß die Mitglieder des Ausschusses sich beeilten, den Antrag zu verleugnen und nur die Geldbewilligung am folgenden Tage sich gefallen zu lassen. Danton beklagte sich bitter, daß sie trotz aller Abreden ihm allein die Last des unliebsamen Vorschlages überlassen hätten, und verschwor sich, niemals in ihren Ausschuß eintreten zu wollen; indessen kam es darüber noch zu keinem völligen Bruche, da beide Teile durch einen gemeinsamen Gegner sofort auf das heftigste in Anspruch genommen und trotz aller persönlichen Mißstimmung zusammengehalten wurden. Dieser Gegner war die verbundene Gruppe des Stadtrates und des Kriegsministeriums, Chaumette und Hébert, Vincent und Ronsin mit ihren Genossen, die Partei der Hébertisten, wie sie von hier an gewöhnlich genannt wurden. Sie waren allerdings bisher mit Robespierre trefflich ausgekommen, weil dieser sich auf ihre Kräfte gestützt und folglich ihre Wünsche befördert hatte: auch stimmten sie fortdauernd in wichtigen Punkten zusammen, in dem Hasse gegen die Königin und Custine, in der Freundschaft mit Bouchotte und Rossignol. Aber was sie von nun an unwiderruflich trennte, war der einfache und gewaltige Umstand, daß Robespierre der Lenker der höchsten Staatsgewalt geworden, die Hébertisten aber in einer untergeordneten Stellung geblieben waren. Hébert

und Vincent, welche vor allen Dingen die Macht und deren Genüsse selbst besitzen wollten, zürnten also nicht wenig über den Antrag des 1. August, welcher dem Wohlfahrtsausschusse eine schrankenlose Gewalt auf unbegrenzte Zeit übertragen hätte, und Vincent stürmte am 5. bei den Jakobinern, welchen er darin eine Verletzung des heiligsten Grundsatzes, ein Vergehen gegen die Volkssouveränität nachwies. Da der Antrag im Konvente selbst gefallen war, so hatte dieses Mal auch der Streit im Klub keine weitere Folge: immer aber war eine neue Parteistellung bezeichnet, und gleich nachher bot sich die Veranlassung zu einem ungleich bedeutenderen Hader.

Der 10. August und mit ihm die Feier der neuen Verfassung nahte heran. Die Kommissare der Departements trafen allmählich in Paris ein; die Regierung, ihres Einflusses in den eben unterworfenen Provinzen noch keineswegs gewiß, ließ sie schon unterwegs und genauer noch in der Hauptstadt selbst überwachen[1]). Die meisten waren freilich nichts als Sendlinge der Jakobinerklubs in den Provinzialstädten, ebenso hitzige und zum Teil noch weniger gebildete Volksmänner als ihre Pariser Genossen, welche sich ohne Aufenthalt mit dem großen Mutterklub vereinten und ganz und gar in die Hände von Hébert und dessen Freunden fielen. Neben ihnen gab es jedoch eine Minderzahl gemäßigter Bürger, welche durch wirkliche Volkswahlen bezeichnet waren und sich mit dem Gedanken trugen, auf ihre augenblickliche Würde gestützt, wenn nicht eine Herstellung der Girondisten, doch wenigstens eine allgemeine Amnestie in Paris durchzusetzen. Der Sicherheitsausschuß aber, hiervon unterrichtet, ließ sich von dem Konvente auf der Stelle Vollmacht zur Verhaftung jedes Kommissars geben, welcher mit so mißliebigen Plänen hervortreten würde, und die einzige Folge dieser Erinnerung an die gemäßigten Parteien war nur eine kurze Herstellung der Eintracht unter

---

[1]) Durch den Oktoberhelden Maillard und 28 Spezialkommissare. Die Kosten dieser Aufsicht beliefen sich auf 22000 L. C. N. 2. Januar 1794, Bericht Voulands.

den Jakobinern, mit entschiedener Begünstigung der heftigsten revolutionären Bestrebungen. Dies kam niemand mehr als den Hébertisten zu gute, welche den Augenblick rasch benutzten, um die Mehrheit der Kommissare völlig für ihre Bestrebungen zu gewinnen.

Wir kennen einen alten Lieblingsgedanken der Partei, welchen sie in mehreren Departements verwirklicht, in Paris aber bei einem ersten Versuche hatte aufgeben müssen: die Einstellung aller besitzenden und sonst feindlich gesinnten Bürger in die Regimenter an den Grenzen und daneben die Bewaffnung der zur Partei gehörigen Proletarier als demokratische Heeresmacht im Innern des Landes. Da bei der gefährlichen Wendung des Krieges seit Ende Juli überall der Ruf auf Verstärkung der Armee erschollen war, so dünkte ihnen der Augenblick günstig, diesen Plan im größten Umfange zu verwirklichen. Schon am 5. August brachte die Kommune einen Vorschlag an den Konvent, man solle die Nation in ihrer Gesamtheit aufbieten, durch eine Ziehung in allen Altersklassen die zum Auszug Pflichtigen feststellen und die Ausführung im einzelnen — offenbar hier das praktisch Entscheidende — den Gemeinde- und Bezirksräten überweisen. In den Reden während der Feierlichkeit des 10., welche sich unter breitem, aber geschmacklosem Pompe verlief[1]), blieb es bei wenig bedeutenden Gemeinplätzen, am folgenden Tage aber drängten sich bei den Jakobinern die Anträge. Zuerst fand Robespierre allgemeinen Beifall, als er den Kopf Custines, die größten Anstrengungen zum Kriege und, worauf es ihm vor allem ankam, das Zusammenbleiben des Konvents begehrte[2]). Dann aber erhob

[1]) C. N. 7 vendem. III. Chenier: la seule fête du 10 août 1793 a couté à la nation 1 200 000 l., de tout cela il n'est resté que du plâtre et des chiffons. —

[2]) Er redete dabei gegen Dantons Freund Lacroix, der am Morgen im Konvente ein Dekret erwirkt hatte, es sollten behufs der Neuwahlen die nötigen Volkszählungen angeordnet werden. Die Stellung der Dantonisten läßt indes keinen Zweifel, daß dies nicht ernstlich gemeint war; jedenfalls mußten Monate bis zur Vollendung der Zählungen vergehen.

sich die Forderung eines Aufgebotes der Nation in Masse, zunächst der Aristokraten und dann der Sansculotten; und Klubisten und Kommissare waren so gut bearbeitet, daß trotz Robespierres Bedenken, die Maßregel zeuge mehr von Begeisterung als von Ueberlegung, unter großem Jubel beschlossen wurde, am 12. August den Antrag vor den Konvent zu bringen. Die Aussicht, welche sich diesen Demagogen hier zu eröffnen schien, war in der That eine glänzende, unerhörte. Das Ausrücken aller männlichen Franzosen: welche Verwirrung im ganzen Lande, welche Gelegenheit zur Gewaltthat gegen die Widersacher, welche Quelle der Bereicherung für die Patrioten hätte sie geben müssen! Sie erschienen zur festgesetzten Stunde vor dem Konvente, in feierlichem Zuge einen der Kommissare als Wortführer an ihrer Spitze. Es sei Zeit, sagte er, den Umtrieben der Freiheitsfeinde ein Ende zu machen und das Vaterland mit einer einzigen großen Maßregel zu erretten. Die Nation in Masse müsse sich erheben, alle Verdächtigen ergreifen, deren Familien als Geiseln festhalten, sie selbst aber an die Grenze schicken und sie dort, die furchtbaren Scharen der Sansculotten hinter sich, zum Kampfe gegen die auswärtigen Feinde zwingen.

Der Konvent klatschte Beifall, wie bei jeder donnernden Rede eines echten Volksfreundes. Von dem Begehren selbst wollte aber niemand wissen, am wenigsten die Mitglieder der Regierung, welche die Gefahr des aberwitzigen Vorschlages für die Kriegführung am vollständigsten erkennen mußten[1]). Danton übernahm es, durch scheinbares Eingehen auf den tobenden Andrang das Aergste abzuwehren. Gewiß, rief er aus, man muß sich in Masse erheben, aber es muß auch in Ordnung geschehen. Wer könnte dazu besser geeignet sein als die 8000 Kommissare des französischen Volkes selbst: sie werden euch schwören, daß jeder von ihnen in

[1]) Carnot schrieb am 30. Juli dem Ausschusse über einen Plan, an der Nordgrenze die gesamte Bevölkerung aufzubieten, er werde entweder sich gar nicht ausführen lassen oder zu einer Niederlage wie bei Crécy und Azincourt führen.

der Heimat seinen Mitbürgern den großen Anstoß mitteilen, daß auf ihren Ruf das Volk entweder sterben oder die Vernichtung aller Tyrannen vollziehen wird. Verhaftet alle Verdächtigen, aber schickt sie nicht zu den Heeren, wo sie nur Unheil anrichten würden, laßt nicht ihre Familien, sondern sie selbst als Geiseln dienen. Den Kommissaren aber gebt Vollmacht, in den Departements 400 000 Mann gegen die Barbaren des Nordens aufzubieten. Hier gab es denn wieder Beifall und Jauchzen und Freiheitsschwüre, Robespierre und Couthon knüpften Bemerkungen über die Verschwörer, die schlechten Beamten, die Waffen- und Proviantlieferungen an, und endlich schien jeder zufrieden, als jene Vollmacht für die Kommissare, sowie die Verhaftung aller Verdächtigen verfügt und der Wohlfahrtsausschuß mit dem Wichtigsten, mit einem Berichte über die Ausführung dieser großen Dinge, beauftragt wurde.

Am 14. August kam Danton dem Berichte zuvor durch den Antrag, die Vollmacht für die Kommissare noch bestimmter zu fassen und sie auf das Aufgebot der ersten Altersklasse, der Bürger von 18 bis 25 Jahren zu beschränken: und der Konvent, welcher an demselben Tage zwei kriegsverständige Mitglieder, die Genieoffiziere Carnot und Prieur (Cote-d'Or) dem Wohlfahrtsausschusse beiordnete, gab dem Vorschlage auf der Stelle Gesetzeskraft. Aber allerdings, dies war ganz etwas anderes als der Plan der Antragsteller, indem es nicht die politischen Gegner von Haus und Hof verjagte, sondern die französische Jugend, ohne Unterschied der Parteien, zum Heere berief, und so erschien am 16. August eine neue Abordnung der Kommissare und der Pariser Sektionen, mit bitteren Klagen, daß der Konvent eine erhabene Rettungsmaßregel in eine ganz gewöhnliche Rekrutierung verwandelt habe. Ihr Unwillen machte sich mit solchem Geräusche geltend, daß der Ausschuß sie geradezu nicht abzuweisen wagte und demnach Barère zu lebhafter Genugthuung der Bittsteller das Dekret verkünden ließ: das französische Volk erhebt sich insgesamt zum Kampfe, die Volkskommissare treiben Waffen und Lebens-

mittel ein, die Gemeinderäte marschieren an der Spitze des Volkes. So lächerlich dieser Wortschwall jedem gesunden Menschenverstande war, brachte Barère doch am 20. August Einzelvorschläge zu seiner Ausführung: hier aber trat, zu großer Erleichterung des Konvents und des Ausschusses, Danton von neuem dazwischen. Auf seine Bemerkung, daß in einem solchen Getümmel weder Bewaffnung noch Verpflegung möglich sei, wurde die Sache an den Ausschuß zurückgegeben, welcher dann am 23. sich zu der Erklärung ermannte, der allgemeine Aufbruch sei ein den Aristokraten zum Spotte dienendes Hirngespinst, und in seinen neuen Vorschlägen vollkommen auf Dantons Standpunkt einging. So entstand denn das berühmte Gesetz, welches alle Bürger Frankreichs vom 18. bis zum 25. Jahre in aktive Kriegsbereitschaft stellte, 30 Millionen zur Anlage von Waffenfabriken auswarf und die junge Mannschaft einstweilen zu Waffenübungen in den Bezirksstädten zusammentreten ließ. Von dem Hinausjagen der Verdächtigen auf die Schlachtfelder war seitdem gar nicht mehr, von dem Aufgebot in Masse nur noch in einigen Grenzbezirken die Rede, wo hébertistisch gesinnte Konventskommissare die Bauern ohne alle Rüstung oder höchstens mit Spießen bewaffnet, hier und da mit Weibern und Kindern, zum Entsetzen der Generale in die Lager trieben.

Es wurde also wirklich die große Rettungsmaßregel in eine, allerdings höchst außerordentliche, jedes Maß überschreitende, Rekrutierung verwandelt. Es leuchtet ein, daß sie erst nach mehreren Monaten den Heeren zu gute kommen konnte und demnach ohne Einfluß auf die Rettung in der augenblicklichen Kriegsgefahr war; ja wir werden später sehen, daß sie durch die Verkehrtheit der demokratischen Führer ihre Wirkung noch viel länger, als nötig gewesen, verzögerte. Es ist wieder eine der großen Mythen, an welchen die Geschichte der Revolution so reich ist, wenn fortdauernd diese Aushebung als der Wendepunkt des Krieges gepriesen und sogar das Aufgebot in Masse, obwohl vom Konvente ausdrücklich verworfen, als

die Befreiung Frankreichs vom Joche der Fremden gerühmt wird[1]).

Die städtische Partei zürnte nicht wenig über die Vereitelung eines so wohl ausgesonnenen, so viel verheißenden Planes. Es war vor allen wieder Danton, welchen ihr Unwille traf, und bald kam es durch ein persönliches Mißgeschick Héberts zwischen beiden Häuptern zu einem öffentlich erklärten Bruche. Es handelte sich um die Besetzung des Ministeriums des Innern. Der bisherige Inhaber, Garat, ein feingebildeter und charakterloser Litterat, hatte sich Dantons heftigem Einflusse ohne Rückhalt unterworfen und wurde eben deshalb von der städtischen Partei auf alle Weise verfolgt. Eine Weile hielt ihn Dantons Schutz aufrecht — den ersten Angreifer, ein Mitglied der städtischen Kornverwaltung, welcher den Minister als Aushungerer des Volkes schilderte, ließ der Sicherheitsausschuß des Konvents, damals ganz mit Dantonisten besetzt, als Unruhestifter einstecken; und bald nachher parierte Danton selbst im Konvente die Streiche eines gefährlicheren Gegners, des mit dem Stadtrate eng befreundeten Collot d'Herbois. Indessen verlor Garat den Mut zu längerem Widerstande und reichte am 15. August dem Konvente seine Entlassung ein, worauf dann Héberts Freunde diesen selbst mit voller Siegeszuversicht als Kandidaten aufstellten. Da war die Enttäuschung um so bitterer, als nochmals Dantons Gewicht den Sieg davontrug und am 20. einer seiner unbedingtesten Freunde, der Prokurator Paré, gewählt wurde. Hébert kannte jetzt keine Schranke mehr in seinem Zorne. In seiner Zeitung, dem „Père Duchesne", wie im Klub regnete es die giftigsten Schmähungen gegen Danton und dessen feile und verräterische Kreaturen im Sicherheitsausschusse, ja Hébert erhob sich bei den Jakobinern zu dem Antrage auf Bildung eines konstitutionellen, d. h. vom Konvente unabhängigen Ministeriums, mit anderen Worten auf den Sturz der bisherigen

[1]) Neuerlich hat der treffliche Camille Rousset den Inhalt der obigen Sätze in spezieller Erörterung nach den Akten des Kriegsarchivs vergegenwärtigt.

Macht des Wohlfahrtsausschusses. Eine ausdrücklichere Kriegserklärung ließ sich nicht denken: jeden Tag hätte man einen gewaltthätigen Ausbruch erwarten können.

Für den Augenblick aber kam es nicht so weit. Die beiden Faktionen hatten noch gemeinsame Interessen und gemeinsame Gefahren: es geschah, daß sie an mehreren Punkten darin auf das empfindlichste berührt und so zu einer kurzen Versöhnung bestimmt wurden. Um jedoch die hier eintretende Wendung nach ihrem vollen Werte zu beurteilen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Wir erinnern uns der Vorteile, welche der Frühling 1793 der demokratischen Partei in den ökonomischen und finanziellen Fragen gebracht hatte. Der Grundsatz des Rechts auf Arbeit war anerkannt, der Handel mit Papiergeld verboten, für das Getreide ein gesetzlicher Preis festgestellt, ein Zwangsanlehen auf die Reichen verfügt, der Vorschuß der 110 Millionen, welche die Kommune vom Staate erhalten, so gut wie niedergeschlagen. Allerdings war von diesen Dingen das Recht auf Arbeit und das Zwangsanlehen bis jetzt auf dem Papiere geblieben und der Kurs der Assignaten trotz aller Strafandrohungen nach dem 31. Mai in stetem Sinken geblieben; nur der Zwangspreis des Getreides war zwar nicht in allen, aber doch in den meisten Provinzen durchgeführt worden. Diese eine Maßregel hatte aber ausgereicht, um die von der Gironde und allen Sachverständigen vorausgesagten Folgen in furchtbarem Maße herbeizuführen. Niemand hatte Lust, für einen so niedrigen Preis sein Korn fortzugeben, die Fruchtmärkte wurden nicht befahren, die Transporte unterbrochen. In allen Städten sowie in den unfruchtbaren Bezirken, welche nicht selbst den hinreichenden Bedarf erzeugten, wurde die Not über alle Beschreibung entsetzlich[1]. Die Menschen boten den dreifachen Preis des Maximums vergebens; die Kornhändler wagten nicht mehr, sich den vereinten Chicanen des Pöbels und des Gesetzes preiszugeben. In Montpellier

[1]) Moniteur Juni und Juli passim.

wurden schwangere Frauen in dem verzweifelten Gedränge an den Bäckerläden erdrückt, in der Auvergne fand man verhungerte Kinder auf den Landstraßen, in dem reichen Rouen wußte man sich mit einem bereiten Fond von 12 Millionen der Hungersnot nicht zu erwehren. Täglich kamen die jammernden Berichte aus allen Teilen des Reiches an den Konvent, und so einleuchtend war das Elend und dessen Ursache, daß trotz alles Schreckens vor dem Pariser Pöbel die Mehrheit die Stimme zu erheben wagte und am 1. Juli verschiedene Erleichterungen für den Kornhandel bewilligte. Anders aber war die Meinung der Jakobiner. Sie hatten, um die bitteren Folgen der Gewaltthat abzuwenden, nie ein anderes Mittel als gesteigerte Gewalt. Wenn der Kurs des Papiers trotz des Strafgesetzes gesunken war, so galt es, ihn durch Schärfung der Strafe wieder hinaufzuzwingen[1]). Wenn die Bauern zum gesetzlichen Preise nicht verkaufen wollten, so hatte man jetzt die Macht, ihnen den Verkauf bei Todesstrafe zu gebieten. Kaum war also der erste Wohlfahrtsausschuß gefallen, kaum hatten Robespierres Freunde das Heft in Händen, so legte jener Gönner des Stadtrates, Collot d'Herbois, dem Konvente den Antrag vor, einen jeden, welcher einen Vorrat nötiger Lebensbedürfnisse, Nahrungsmittel und Brennmaterial, Leder und Eisen, Kleidungsstoffe und angefertigter Kleider besitze, ohne ihn seiner Gemeindebehörde anzuzeigen, und ohne ihn täglich und öffentlich zum Verkaufe anzubieten, zu solchen Preisen, wie sie die Behörde für angemessen erachte — einen jeden Verbrecher also dieser Art als Wucherer und Aufkäufer mit dem Tode zu bestrafen. Es war ebenderselbe Tag, an welchem Robespierre in den Ausschuß gewählt wurde, und der Konvent bestätigte das Gesetz ohne Widerrede. Vier Tage später brachte Cambon eine Maßregel zur Hebung der Assignaten durch Verminderung ihrer Masse,

---

[1]) Uebrigens trieb den ganzen Sommer die Regierung selbst eine gewaltige Agiotage, um den Kurs der Assignaten zu drücken, sie dann in Massen aufzukaufen und bei eintretendem Steigen mit Vorteil wieder los zu werden.

indem er die 1500 Millionen, welche das Bild des Königs trugen, außer Kurs setzen ließ. Hierbei wagten einige Stimmen die Bemerkung, ein solcher Bankerott sei vielmehr geeignet, den Kredit des übrigen Papieres zu drücken; sie wurden aber heftig zur Ruhe verwiesen, und als noch an demselben Tage ihre Voraussagung eintraf, am 1. August auf Couthons Antrag die Strafe gegen Veräußerung der Assignaten zu einem niedrigeren als dem Nennwerte auf 20 Jahre Eisen erhöht. Um die Bevölkerung allmählich jedes anderen Tauschmittels zu berauben und zugleich den Wert des Metallgeldes zu drücken, wurde am 3. wieder auf Couthons Vorschlag die Anlegung von Kapitalien im Auslande bei Todesstrafe verboten, etwas später die Diskontokasse und alle ähnlichen Finanzgesellschaften, deren Aktien, sagte man, den Assignaten eine schädliche Konkurrenz machten, aufgehoben, und am 15. August auf Cambons Bericht die Republikanisierung der gesamten Staatsschuld befohlen. Es wurden nämlich alle Gläubiger des Staates angewiesen, die Titel und Urkunden ihrer Forderungen bei Strafe der Nichtigkeit auszuliefern; dafür wurde das Kapital derselben in einem „großen Buche der Staatsschuld" eingetragen und dem Gläubiger eine fünfprozentige Rente davon zugesichert. Rechtswidrig war hierbei offenbar schon die erzwungene Vertauschung des alten und sichern Titels gegen einen äußerst zweifelhaften, eine unverhüllte Plünderung aber die Herabsetzung des Zinsfußes bei allen gegen höheres Interesse kontrahierten Staatsschulden sowie die Verwandlung des fälligen Kapitals in eine Jahresrente bei den 433 Millionen der exigibeln Schuld und den 492 Millionen der für die einst erblichen Aemter verheißenen Summen. Der Konvent nahm es aber damit nicht so genau, fragte wenig nach den Millionen französischer Bürger, deren Eigentum hier getroffen wurde, und bestätigte das große Buch, welches jetzt mit 200 Millionen Jahresrenten abschloß, unter lebhaftem Beifallklatschen[1]).

[1]) Cambons Bericht bei Buchez, hist. parl. XXXI, 446 ff. Das große Buch, eine der wenigen Schöpfungen des Konvents,

Mit allen diesen Rechtsverletzungen wurde, wie kaum der Bemerkung bedarf, der Kurs der Assignaten nicht um ein Prozent gehoben, vielmehr war Ende August ein Livre Silber kaum für sechs Livres Papier zu bekommen. Der Staatsschatz, welcher so gut wie keine Steuern einnahm und monatlich über 200 Millionen allein für den Krieg verbrauchte, blieb fortdauernd auf ein immer wertloseres Papier als einzige Hülfsquelle angewiesen. Nicht mehr half für die Verkehrsverhältnisse das Gesetz über den Aufkauf. Wie bisher das Korn, so flohen jetzt auch die übrigen Waren den Markt, wurden versteckt oder auch vernichtet: die Kaffeewirte in Paris z. B. hatten plötzlich keinen Zucker mehr, weil kein Händler einen für den Bedarf ausreichenden Vorrat einzugestehen wagte. Drückender aber war, daß man offenbar auch bei dem Brote dieselbe Erfahrung in naher Zukunft besorgen mußte; man sah, daß alle Drohungen des Aufkaufgesetzes den Absatz nicht befördern würden, und fügte also am 15. August zu dem indirekten den unmittelbaren Zwang, indem man den Konventskommissaren in den Provinzen das Recht gab, von jedem Morgen Landes eine gewisse Masse Getreides in Requisition zu stellen. Es ist ein treffliches Mittel, sagte Barère, womit bereits die Kommissare im Elsaß binnen 24 Stunden 100 000 Zentner zusammengebracht haben. Die Bedeutung des neuen Gesetzes läßt sich gleich an diesem Beispiele anschaulich machen. Im glücklichsten Falle hatten die herangezogenen Bauern für ihr Korn den Preis des Maximums in Assignaten, 15 Livres für den Zentner, erhalten; sie hatten also, da der Marktpreis

welche ihren Urheber überdauert haben, genießt in den meisten Geschichten der Revolution eines ziemlich obligaten Lobes und Preises, insbesondere wegen der Klarheit, die es in die französische Staatsschuld gebracht habe. Nun ist Ordnung allerdings jederzeit vortrefflich, in Schuldsachen besteht sie aber weniger in tabellarischer Uebersichtlichkeit als in Sicherheit und Solidität, und ein böswilliger Bankerott wird durch seine Klarheit nicht zu einem redlichen Geschäfte, wie denn auch die Republik sich durch die Klarheit des großen Buches von keinem ihrer späteren Bankerotte hat abhalten lassen.

zwischen 40 und 60 Livres stand, wenigstens 25 Livres auf den Zentner verloren, der Staat aber binnen 24 Stunden allein in zwei Departements eine willkürliche Zusatzsteuer von 2½ Millionen erhoben.

Alle diese Schwierigkeiten gipfelten aber wie immer in dem Verpflegungswesen der Hauptstadt, teils weil die Sache an sich selbst von unermeßlichem Umfange war, teils weil sie fortdauernd von den unsaubersten Händen behandelt und ausgebeutet wurde. Wir sahen, daß Cambons Weigerung, neue Vorschüsse in diesen unausfüllbaren Abgrund zu werfen, das erste Signal zu dem Staatsstreiche gegen die Gironde gab, wie dann später die Kommune das Gesetz über das Maximum erpreßt hatte, um ihr Getreide zu wohlfeilem Preise den Bauern entreißen zu können. Allein diese Mittel reichten bei weitem nicht aus. Auf der einen Seite leugneten die Bauern ihr Getreide jetzt ganz ab oder beeilten sich, es anderwärts zu veräußern, auf der andern war der städtische Haushalt seit Jahren so zerrüttet, daß die Beschaffung auch der niedrigen Kornpreise des Maximums ihm unmöglich war. Die Regierung mußte also von neuem eingreifen. Sie that es den Bauern gegenüber, indem sie am 15. den Pariser Agenten ebenfalls das Recht militärischer Requisition beilegte und am 24. zur Unterstützung derselben Truppensendungen in mehrere Departements verfügte: sie half der Geldnot der Stadtkasse ab, indem sie schon am 6. August zwei und eine Woche später drei Millionen neuen Vorschuß leistete, Summen, wofür die Stadt einen Kornvorrat beinahe für zwei Monate anschaffen konnte[1]). Das sachliche Bedürfnis war hiermit gedeckt, die Unruhe des Rathauses aber keineswegs beschwichtigt. Nicht als wäre jetzt noch eine ernstliche Not für die arbeitende Klasse in Paris zu besorgen gewesen — es waren vielmehr infolge der neuen Rekrutierung alle Löhne nochmals sehr bedeutend gestiegen, so daß z. B. der gewöhn-

[1]) Dies und das Folgende aus den Protokollen des Wohlfahrtsausschusses im französischen Reichsarchiv.

liche Tagelohn den beispiellosen Satz von 5 Livres erreicht hatte und also, wer arbeiten wollte, vor dem Hunger völlig gesichert war. Die Lücke aber in jenen Maßregeln der Regierung bestand darin, daß damit keine Vorsorge für den persönlichen Vorteil der städtischen Demagogen getroffen war, deren Ansprüche sich jetzt höher als je verstiegen. Ihre Absicht war nämlich, kurz ausgesprochen, den Staat die Kaufsummen in vollem Umfange und zwar nicht als Vorschuß, sondern als Geschenk anweisen, den Bauern aber das Getreide ohne irgend eine Vergütung wegnehmen und es sich dann von den Pariser Bäckern zu dem bisherigen Preise bezahlen zu lassen. Für die städtischen Beamten mußte aus dieser doppelten Erpressung eine monatliche Beute von wenigstens 7 Millionen erwachsen, welche sich allerdings unter eine große Menge demokratischer Helfer und Helfershelfer zersplitterte, immer aber gewaltig genug blieb, um den Angelpunkt eines großen Parteigetriebes zu bilden.

Wir begegnen hier wieder jenen Sektionsrednern Reux und Leclerc, welche wir schon im Juni bei der Verfassungsfrage als Nebenbuhler des Stadtrates antrafen. Wie damals bedienten sie sich auch jetzt der Frage der Lebensmittel, um den Pöbel gegen die Machthaber aufzuregen, deren reiche Stellen sie für sich zu erobern wünschten. Sie erklärten, daß Pache Kornwucher treibe, daß Hébert und Chaumette das Brot des Volkes zu eigenem Vorteile verkauften, daß das Volk diese Blutsauger zur gerechten Strafe ziehen müsse. Ihre Umtriebe gingen eine geraume Zeit ohne irgend eine Wirkung vorwärts, wurden aber für den Stadtrat und die Jakobiner überhaupt bedenklich, weil allmählich auch die bürgerliche Bevölkerung durch diese Zänkereien aus ihrer Erschlaffung aufgerüttelt wurde und gegen die Magnaten des Stadthauses den neuen Volksmännern gerne ihre Unterstützung lieh. So wurden die Sektionen wieder lebendig, und der Stadtrat erinnerte sich mit zornigem Schrecken an die Erhebung der Bürger im Mai: es war für alle Fraktionen der Jakobiner eine scharfe Mahnung, wie tief der Haß gegen ihre Herrschaft in der Nation gewurzelt, wie nötig für

sie selbst ein festes Zusammenhalten war. So hatte es auch Robespierres ganze Billigung, als die Kommune nach dieser Seite durchgriff, Roux gefangen nehmen und die bürgerlichen Redner aus den Sektionen durch Prügeleien und Verhaftungen entfernen ließ. Es war nur eine Stimme bei den Jakobinern, daß man die Aristokraten einschüchtern, die Reichen erdrücken, die Verräter zermalmen müsse. Von Robespierre unablässig gedrängt, schickte jetzt das Revolutionsgericht den General Custine auf das Blutgerüst: täglich ertönten im Klub die Klagen über den Sicherheitsausschuß, welcher mit dem Material zu dem Prozesse der Girondisten und der Königin zurückhalte. Man müsse endlich Ernst machen, hieß es, mit der Einsperrung aller Verdächtigen, mit der billigen Ernährung des armen Volkes, mit der Aufstellung des Revolutionsheeres zum Kriege gegen die einheimischen Aristokraten. Die städtische Partei trug das Haupt wieder hoch, Robespierre stimmte nachdrücklich bei, Danton wagte dem Strome sich nicht in den Weg zu stellen. Im Konvente trat am 29. August Billaud-Varennes auf, von jeher ein Vertrauter des Stadthauses, mit welchem er sein Bündnis im Blute der Septembermorde geschlossen hatte: er kam eben von einer Sendung zum Nordheere zurück, hatte eine Menge Klagen über den dortigen Zustand und forderte die Bildung einer Kommission, welche die Ausführung der Konventsdekrete zu überwachen hätte. So unverhüllt dies Mißtrauensvotum gegen den Wohlfahrtsausschuß war, so widerstand doch Robespierre äußerst schwach, und Danton wich dem Antrage nur dadurch aus, daß er eine Verstärkung des Ausschusses durch drei neue Mitglieder verfügen ließ, was nichts anderes bedeuten konnte als Beschwichtigung der Hébertisten durch Ueberlassung einer Anzahl Sitze im Kabinett.

Das neue Uebergewicht der städtischen Partei, und was damit ein und dasselbe war, das Sinken von Dantons Einfluß, zeigte sich in denselben Tagen auch in der Behandlung des inneren Krieges. Ueberall wich die militärische Auffassung der revolutionären. Man trug wieder die Verach-

tung der Linientruppe, der methodischen Taktik, der kriegerischen Ordnung zur Schau und wollte das Heil allein in dem Aufgebote der Volksmassen, in regellosem Ungestüm und wilder Unbarmherzigkeit sehen.

Ueber Dubois-Crancé, welcher Lyon täglich mit Bomben und glühenden Kugeln bewarf, aber zu einer förmlichen Belagerung viel zu schwach war, sprach der Wohlfahrtsausschuß seine lebhafte Unzufriedenheit aus und sandte schon am 21. August Robespierres Vertraute Couthon und Maignet, um alles Volk der benachbarten Departements herbeizubringen, dann aber ohne Rücksicht auf Dubois-Crancé die Sache zu einem gründlichen Ende zu führen. In die Vendée war die Garnison von Mainz befehligt, dann aber auch die männliche Bevölkerung aller anstoßenden Provinzen aufgerufen; bis zu ihrem Eintreffen sollte Rossignol sich auf die Verteidigung beschränken und erst in völliger Sicherheit das Vernichtungswerk beginnen. In dieser Zwischenzeit ereignete es sich nun, daß Bouchotte den Divisionsgeneral Tunq absetzte, dieser Befehl aber in dem Lager desselben bei Luçon anlangte, gerade als das Hauptheer der Vendéeer sich zu einem nachdrücklichen Angriffe darauf anschickte. Die dort befindlichen Konventskommissare Bourdon und Goupilleau, beide von Dantons Partei und von vornherein gegen den Kriegsminister aufgebracht, kassierten deshalb die Absetzung des Generals, und Tunq hatte das Glück, gleich nachher die Vendéeer mit einer blutigen Niederlage zurückzuweisen. Hierdurch sicher gemacht, verfügten die Kommissare ihrerseits, als Rossignol dem Systeme des Ausschusses gemäß eine weitere Verfolgung des Feindes verbot, die Absetzung des Obergenerals, dem sie mit Recht eine völlige Unfähigkeit in militärischen Dingen vorwarfen. Indes hatte auch Rossignol befreundete Konventskommissare bei sich, welche sofort mit ihm nach Paris eilten und dort bei den Jakobinern wie im Konvente die skandalösesten Verhandlungen hervorriefen. Was die beiden Generale betraf, so wurde allseitig eingeräumt, daß in sittlicher Beziehung der eine wie der andere verkommen und anrüchig sei; dagegen

wurde Tunq als tüchtiger Soldat, Rossignol aber als eifriger Patriot und Verderber der Aristokraten gerühmt. Dies reichte hin, um das Urteil des Konvents zu bestimmen. Es fiel vollständig gegen die Dantonisten und zu Gunsten Bouchottes und Rossignols aus. Die beiden Kommissare wurden zurückberufen und Rossignol glänzend in seiner Stellung wiederhergestellt. Der Siegesjubel erfüllte die gesamte städtische Partei.

Der Lärm dieser Schimpf- und Zankscenen wurde plötzlich durch ein Gerücht unterbrochen, welches alle Gemüter in eine erschütternde Aufregung versetzte, durch die ersten Nachrichten über den Verlust von Toulon. In dieser Stadt fanden wir früher dasselbe Treiben der Jakobiner wie in Lyon; zuletzt entwickelte sich auch hier aus einer Reihe politischer Mordthaten und schamloser Brandschatzungen der Plan einer allgemeinen Beraubung oder Vernichtung der besitzenden Klasse. Diese ließ monatelang den ärgsten Druck über sich ergehen und wurde vollends durch den 31. Mai von jedem Versuche des Widerstandes hinweggeschreckt. Der Klub, welchem in Toulon eine Masse handfester Matrosen und roher Schiffsarbeiter zu Gebote stand, setzte darauf den 14. Juli zur Ausführung eines großen Schlages fest; eine Liste von mehreren hundert Schlachtopfern wurde aufgestellt und die Bande der Mörder auf die verschiedenen Sektionen der Stadt verteilt. Um die Bevölkerung von jedem Gegenversuche abzuhalten, ließ der Stadtrat unter Trompetenschall verkünden, daß ein Antrag auf Versammlung der Sektionen als todeswürdiges Verbrechen behandelt werden würde. Am 12. Juli veranstaltete der Klub einen militärischen Aufzug seiner Banden durch die Stadt, zu deren Anfeuerung und zur letzten Einschüchterung der Bürger, deren Häuser hier und da bereits mit roten Kränzen als Signalen für die Mörder bezeichnet wurden. Dieses Mal aber trieb gerade der Schrecken zur Kühnheit. Ein armer Handwerker, bis dahin eifriger Republikaner und begeistert für die Volkssache, der Sattler Rebour, fühlte sich in seinem schlichten Sinne durch so viel Nichtswürdigkeit empört und umgewandelt.

Er berief eine Anzahl Bürger abends spät in eine entlegene Kirche und forderte sie auf, den Mördern mit mutigem Widerstande entgegenzutreten. Einmütig stimmten sie ihm zu, der Ruf nach Eröffnung der Sektionen flog durch alle Quartiere, der Stadtrat verlor gleich im ersten Augenblicke die Besinnung, und als die Nationalgarde in Masse auf den Straßen erschien, stoben die Banditen des Klubs ohne Schwertstreich auseinander. Binnen wenigen Tagen war alles verwandelt. Ein neuer Stadtrat wurde gebildet, die Führer des Klubs verhaftet, fünf Urheber der früheren Mordthaten zum Tode verurteilt und hingerichtet. Mit einem Worte, Veranlassung und ursprüngliche Tendenz der Erhebung war genau dieselbe wie in Lyon, ein Kampf nicht über Staatsgewalt und Verfassungsform, sondern für die persönliche Sicherheit der einzelnen.

Wenn nun Toulon länger als Lyon das Joch der Jakobiner ertragen hatte, so schritt es desto klarer und rascher auf seinem Wege voran. Hier gab es keine Girondisten, welche zwar die Bergpartei verwünschten, aber für die Republik schwärmten: die Macht fiel sogleich in die Hand des höheren Bürgerstandes und einiger Marinebeamten, ruhiger und weitblickender Männer, welche vom ersten Augenblicke über die Unversöhnlichkeit des Konvents klar sahen und den Kampf auf Leben und Tod entschlossen eröffneten. Sie waren von jeher für die Verfassung von 1791 gewesen, ließen jetzt die beiden in Toulon befindlichen Konventskommissare verhaften und erklärten die Herstellung der Konstitution unter der Herrschaft König Ludwigs XVII. An alle umliegenden Bezirke, an die Mannschaft der im Hafen liegenden Kriegsflotte, an das um Nizza stehende Heer von Italien erging ihre Aufforderung zum Beitritte. Indes war außerhalb der Mauern ihr Erfolg gering. Die kleineren Städte der Küste waren ganz in der Hand der Jakobiner, und die Bauern meinten erst den Erfolg abzuwarten. Die Kommissare des Konvents beim Heere, Barras und Fréron, bearbeiteten die Soldaten mit allen Mitteln, erhöhten den Sold, lieferten ihnen tägliche

Weinrationen[1]), erklärten, daß Toulon mit den Engländern verbündet sei und die Flotte dem Landesfeinde ausliefern wolle. So gelang es ihnen, die Treue der Regimenter zu sichern; als dann Ende August General Carteaux Marseille unterwarf, erklärte sich auch die gesamte Küstenlandschaft für den Konvent, und Toulon sah sich völlig vereinsamt und einer unerbittlichen Rache preisgegeben. In dieser Lage entschloß sich am 23. August die Bürgerschaft zu dem Schritte, welchen ihr Barras vorher lügenhaft angedichtet hatte: sie bat den englischen Admiral Hood, welcher im Verein mit dem Spanier Langara den Hafen blockiert hielt, um Hülfe und nahm eine Besatzung der Verbündeten in ihre Festungswerke auf. Der Admiral erklärte, er wolle Stadt und Flotte bis zum Frieden für König Ludwig XVII. in Gewahrsam halten.

Der Schlag war gewaltig für die Republik. Der Verlust ihrer besten Flotte, die Erhebung des monarchischen Banners, der Bund einer inneren Opposition mit den europäischen Mächten, eines war für sie gefährlicher als das andere. So hatte der Konvent denn auch nicht Worte genug, um die Nichtswürdigkeit des Verrates zu brandmarken. Die Touloner, hieß es, sind nicht Franzosen, sie sind nicht Menschen mehr, sie existieren nur noch in der Geschichte des Meineids und der Felonie. Es war das letzte Signal, um eine neue Steigerung des Schreckens über Frankreich zu verhängen, die revolutionären Parteien zu verbünden, die Regierungspolitik auf den Sinn der heftigsten unter den Faktionen zu stimmen. Es kam darauf an, die Bürger im ganzen Lande einer allgegenwärtigen und schrankenlosen Polizei zu unterwerfen, jeder feindseligen Regung die sofortige Vernichtung anzukündigen, endlich aber, die Werkzeuge einer solchen Tyrannei, das demokratische Proletariat, durch die Aussicht auf Wohlleben und Beute an die bestehende Herrschaft zu fesseln. Ehe noch der Stadtrat und der Klub den förmlichen Aufruf erließen, bekundete der

[1]) Jeanbons Bericht an die C. N. 9. September.

Konvent schon seine Bereitwilligkeit, die Wünsche der Faktionen um die Wette zu befriedigen. Am 3. September gab er das oft begehrte Vollziehungsgesetz über das Zwangsanlehen der 1000 Millionen, verordnete dann eine neue Herabsetzung des Weizenpreises, verbot im ganzen Lande den Getreidehandel und befahl die Verpflegung von Paris durch Requisition wie bei einer Festung zur Kriegszeit. Zwei Tage nachher sprach er, gleich sehr im Sinne Héberts und Robespierres, die Teilung des Revolutionstribunals in vier Sektionen mit verstärktem Personale aus und stellte dadurch den Machthabern vier Blutgerichte statt eines zur Verfügung.

Auf dem Stadthause waren alle Gesichter erheitert. Es ist Zeit, rief Hébert den Jakobinern zu, ein Ende zu machen, das Revolutionsheer zu bilden, die Girondins auf das Schafott zu senden, die adligen Offiziere sämtlich zu treffen: einst wäre es gefährlich gewesen, jetzt aber sind wir oben und müssen uns rühren[1]). Es ist wahr, sagte Robespierre, trotz des Verlustes von Toulon ist unsere Lage glänzend, nur die Wucherer und Aushungerer müssen noch zermalmt werden; rotten wir die Intriganten aus, welche einen Patrioten wie Pache zu verleumden wagen[2])! Der Klub, rief darauf Royer, muß nicht mehr reden, sondern handeln, das Volk muß sich erheben und den Konvent mit sich fortreißen, es muß in alle Häuser eindringen, die Verräter ergreifen, sie der Rache der Gesetze überliefern. Unterdessen tumultuierte dieses Volk schon vor einigen Bäckerthüren und strömte dann zu dem Rathause, wo Chaumette für den folgenden Tag eine allgemeine Arbeitseinstellung in der Stadt befehlen ließ und darauf zum Konvente ging, um diesen über den freiheitliebenden Charakter der Bewegung zu beruhigen, zugleich aber vor den Aristokraten, d. h. der bürgerlichen Bevölkerung mehrerer Sektionen zu warnen. In den Sälen des Rathauses dauerte das Lärmen fort bis tief

[1]) Jakobiner 1. September.
[2]) Ibid. 4. September.

in die Nacht hinein; die Jakobiner meldeten ihre ganze Zustimmung; auf dem Greveplatz wurde ein Bureau eingerichtet, um eine Bittschrift an den Konvent aufzusetzen, und die Volksmasse umher ließ unaufhörlich den Ruf nach Brot ertönen. So erschien Chaumette am 5. September mittags im Konvente und sprach das erste Wort des Tages: Bildung des Revolutionsheeres, aus. Ein großer Menschenschwall drang hinter ihm her in den Sitzungssaal ein, lagerte sich unter Klatschen und Jauchzen auf den Bänken und forderte sofortige Annahme des Dekretes. Der Jubel stieg, als Chaumette sich über die Frage der Lebensmittel verbreitete und den Garten der Tuilerien in ein Kartoffelfeld zu verwandeln vorschlug, als Billaud die sofortige Verhaftung aller dem Volke verdächtigen Menschen befehlen, als Danton, stets bereit, mit dem Strome der Volksgunst zu schwimmen, einen Sold von 40 Sous für die Besucher der Sektionsversammlungen auswerfen ließ, damit die armen Leute dort nicht aus Nahrungssorgen den Wohlhabenden das Feld räumen müßten. Dann erschien eine Deputation der Jakobiner und zog die endliche Summe des durcheinander wirbelnden Treibens. Verhaftet alle Adligen, rief ihr Sprecher, sendet die Girondisten sofort auf das Blutgerüst, schickt die Kolonnen des Revolutionsheeres über das Land, eine jede mit einer Guillotine begleitet, laßt sie wirken bis zum Tode des letzten Verräters, laßt die Sichel der Gleichheit über jedem Haupte schweben, setzt den Schrecken auf die Tagesordnung.

Der Konvent beantwortete den Vortrag der Jakobiner zunächst mit einem Dekrete, welches die Todesstrafe gegen den Kauf oder Verkauf von Assignaten aussprach, sodann mit der Verfügung, daß ein Revolutionsheer von 6000 Mann für Paris sofort aufzustellen sei, mit der Aufgabe, den Reaktionären den Krieg zu machen, die revolutionären Gesetze zur Vollziehung zu bringen, die Lebensmittel des Volkes zu beschützen. Um die Einsperrung der Verdächtigen zu sichern, wurde das Verbot, keine Haussuchung bei Nacht vorzunehmen, beseitigt, eine neue Besetzung der 48 Re-

volutionsausschüsse von Paris durch den Stadtrat befohlen und diesen die Vornahme der Verhaftungen mit unbegrenzter Vollmacht anvertraut.

So verlief dieser neue Festtag in den Annalen der Revolution. Von nun an, bemerkte ein Redner des Jakobinerklubs, konnte jeder Franzose gesetzlicherweise in jedem Augenblicke in den Kerker geworfen werden. Von nun an war jedem Proletarier sein wöchentlicher Sold, jedem Demagogen eine unbegrenzte Beute in dem Eigentum seiner Mitbürger gesichert. Die städtische Partei trat mit vollem Triumphe in die Herrschaft ein. Ihre Freunde im Konvente erlangten am 6. September die Wahl von Billaud, Collot und dem unbedeutenden, aber gleichgesinnten Granet in den Wohlfahrtsausschuß, sowie am 9. eine neue Besetzung des Sicherheitsausschusses vorwiegend in dem Sinne der Partei. In die Departements ging am 7. ein Rundschreiben an die Konventskommissare, wo es etwa noch nicht geschehen, alle Aemter aller Art von bürgerlichen Inhabern zu reinigen und eifrigen Sansculotten zu übergeben. Der Stadtrat von Paris trug endlich den ersehnten goldenen Gewinn in vollständigem Maße davon. Allwöchentlich stellte ihm seitdem der Wohlfahrtsausschuß eine Million Livres zur Verfügung, angeblich zum Ankaufe von Lebensmitteln, in Wahrheit aber als eine Abfindung für die ruhige Ueberlassung der Staatsgewalt, als eine demokratische Apanage. Denn nach den Rechnungen des Ausschusses selbst wurde höchstens ein Sechstel jener Summen für Kornankäufe verwendet, da fürs erste die Magazine durch die Maßregeln des August gefüllt waren und nach wenigen Wochen die Kolonnen des Revolutionsheeres ihre Thätigkeit begannen und durch ihre Waffen der Kommune die Zahlungen ersparten. Endlich, sagte hierauf Hébert am 10. September, endlich ist die Verpflegung von Paris gesichert.

Rasch genug folgten nun die Maßregeln, welche das am 5. verkündete System im einzelnen auszuarbeiten und zu verwirklichen bestimmt waren. Der 17. September brachte nebeneinander ein Gesetz über die Lebensmittel und ein

zweites über die Verdächtigen, hier die Tyrannei über die Güter, dort die Vernichtung der persönlichen Freiheit. Jenes bestimmte den festen Preis aller Getreidearten und Futterkräuter, erdrückte den Privathandel mit denselben durch eine Reihe lästiger und selbst gefährlicher Formalitäten und übertrug die Verpflegung der Heere den Konventskommissaren, welche zu diesem Zwecke das Recht der Requisition und, wenn nötig, der sofortigen Beschlagnahme erhielten. Da man nach den bisherigen Erfahrungen vorhersah, daß unter einem solchen Systeme eine Menge Landwirte die Aecker nicht mehr bestellen würden, so hatte man schon am 14. September eine Verfügung vorausgeschickt, nach welcher die Gemeinden für die Aussaat haften, Menschen, Pferde und sonstiges Vieh zu diesem Zwecke in Requisition stehen, alle säumigen Arbeiter mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft werden sollten. So rief ein Zwang den andern hervor: der Staat war auf dem Wege, der einzige Landwirt, der einzige Kaufmann, der einzige Industrielle des Reiches zu werden, alle Sorgen und Arbeiten der bürgerlichen Gesellschaft zu übernehmen, den unthätigen und verarmenden Massen die täglichen Brotportionen zuzuschneiden. Das System der Requisitionen, welches ihn als den höchsten Eigentümer aller Dinge voraussetzte, entwickelte sich in täglicher Anwendung: am 20. wurden alle zum Schiffbau brauchbaren Materialien, am 27. alle als Bauholz verwendbaren Bäume, am 4. Oktober alle Handelsschiffe des Landes dem Staate zur Verfügung gestellt. Die Preise dafür bestimmte der Staat sich selbst und sprach am 29. darüber den allgemeinen Grundsatz aus, daß überall in Handel und Wandel jede Ware zum Durchschnittspreise von 1790, dazu ein Drittel, jeder Arbeitslohn nach demselben Maßstab, dazu die Hälfte, taxiert werden sollte. Eine besondere Kommission erhielt den Auftrag, diese zahllosen Werte zu ermitteln.

So stand es mit der Freiheit des Eigentums. Was die Freiheit der Personen betraf, so erklärte das Gesetz vom 17. September für verdächtig alle Bürger, die entweder sich auf irgend eine Weise als Freund der Tyrannei gezeigt,

oder die nicht ihre Steuern richtig bezahlt, oder die nicht von ihrer Orts- oder Sektionsbehörde eine Bürgerkarte erhalten hätten. Da die Bürgerkarte von dem Gemeinderat ausgestellt und von dem Revolutionsausschusse beglaubigt werden mußte, dieser aber die Bescheinigung nach Gutdünken versagen konnte, so lag schon kraft dieser Bestimmung die Freiheit jedes Bürgers in der Hand von einigen Menschen, welche durch ihren Parteieifer bei dem Klub des Ortes oder dem Konventskommissare sich die Ernennung zu Mitgliedern des Ausschusses erwirkt hatten. Jeder Verdächtige sollte aber verhaftet und in besonders herzurichtenden Lokalen bis zum Frieden auf seine Kosten bewacht werden.

So unglaublich es klingt, den Häuptern der städtischen Partei war diese Allmacht über Personen und Eigentum noch nicht unbegrenzt genug. Als am 18. September der Konvent verfügte, daß, wer falsche Kriegsnachrichten verbreite, nach Cayenne deportiert werden solle, forderte Collot, daß man diesem Gesetze rückwirkende Kraft beilege. Ein Rest von Scham oder Milde, welchem der Dantonist Thuriot Worte lieh, bestimmte den Konvent zur Ablehnung; darauf begehrte Collot, daß die Gefängnisse der Verdächtigen unterminiert würden, um sie bei der ersten Widersetzlichkeit in die Luft zu sprengen. Nochmals zurückgewiesen, setzte er am folgenden Tage mit doppeltem Ingrimm von neuem an: alle Kaufleute, welche notwendige Waren teuer verkaufen, seien einzusperren; so habe er es bei seiner Mission im Oisedepartement gehalten und damit die Butter sogleich auf den halben Preis gebracht; überhaupt aber müsse man die Verdächtigen auch nach dem Frieden nicht im Lande dulden, sondern mit dem Fluche des Volkes beladen in ewige Verbannung senden. Hier widersprach selbst Robespierre, zog sich damit aber einen so heftigen Ausfall von dem gereizten Kollegen zu, daß er beschwichtigend einlenkte und den ersten Antrag desselben — über die Einsperrung der Kaufleute — wenigstens den Konventskommissaren in den Provinzen als Muster empfehlen ließ.

Nachdem man sich einmal entschlossen hatte, es in solchem

Grade auf die Geduld des französischen Volkes zu wagen und sich rückhaltlos zu der unerhörtesten Tyrannei zu bekennen, konnte der letzte Schritt, die amtliche Abschaffung der vor sechs Wochen verkündeten Verfassung, nicht lange mehr ausbleiben. Wenn die Nation die Gesetze des 17. ertrug, so duldete sie auch die Fortdauer des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses. Der Aufschub einer solchen Erklärung konnte höchstens den neidischen Ehrgeiz der nicht unmittelbar mitherrschenden Demokraten aufs neue ermutigen, und wirklich traten Ende September derartige Symptome hervor. Der Klub der Cordeliers brachte Anträge gegen die Konventskommissare, welche die Befehle des Kriegsministers nicht respektierten; die Jakobiner waren einen Augenblick damit einverstanden; es war eine Regung wie jene Héberts auf ein konstitutionelles Ministerium, ein Aufstreben Bouchottes und des Stadtrates gegen den Konvent. Ein anderes Mal war es die Mehrheit des Konvents selbst, die Gemäßigten des Zentrums unter Leitung des Dantonisten Thuriot, einst Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, jetzt aber im Aerger über Billaud und Collot ausgeschieden — sie war es, welche bei der Absetzung Houchards und anderer Generale dem Ausschusse eine Aufwallung von Widerstreben entgegensetzte. Zwar ging eines wie das andere ohne Folgen vorüber, nichtsdestoweniger beschloß der Ausschuß ein Ende zu machen.

Zunächst brachte im Namen des Sicherheitsausschusses Robespierres Freund Amar am 3. Oktober die langerwartete Anklageakte gegen die Girondisten. Außer den 20 früher Geächteten betraf sie 42 größtenteils schon verhaftete Deputierte[1]), welche zu sofortiger Aburteilung dem Revolutionsgerichte überwiesen wurden. Daran schlossen sich die 73 Volksvertreter, welche den bei Duperret entdeckten Protest gegen den 2. Juni unterzeichnet hatten, alles Mitglieder der Rechten und des Zentrums: Amar beantragte, sie zu

---

[1]) Diese Zahl ergiebt sich aus der authentischen Liste. Der Moniteur hat zwei unrichtige Verzeichnisse.

verhaften und den Sicherheitsausschuß weiteren Bericht über sie abstatten zu lassen. Hierüber entstand eine Verhandlung zwischen den Machthabern selbst. Die äußerste Linke wollte sie ohne Aufenthalt mit den 42 auf das Blutgerüst senden; Robespierre aber trat dazwischen und setzte Amars Antrag durch. Wahrscheinlich hatte er den Gedanken, sich ihrer künftig einmal bei veränderten Umständen gegen die Hébertisten zu bedienen, und für den nächsten Zweck, die unbedingte Unterwerfung des Zentrums, reichte die vorgeschlagene Maßregel völlig aus. Dies wird besonders klar, wenn man erfährt, daß damals die Sitzungen des Konvents kaum noch von 300 Mitgliedern besucht wurden[1]), die Bergpartei aber nach der Entfernung von etwa 140 Repräsentanten in Mission niemals mehr als hundert Vertreter zählte. Unter diesen Umständen hatte die Ausscheidung von 73 gegnerischen Stimmen ein doppeltes Gewicht.

So des Konvents versichert, erschien der Wohlfahrtsausschuß am 10. Oktober mit dem Todesurteil gegen die neue Verfassung. Seit dem 5. September hatte er aus Klubs und Dorfgemeinden Bittschriften kommen lassen, daß der Konvent, solange die Freiheit in Gefahr sei, auf seinem Posten bleiben möge. Dies verstand sich schon so sehr von selbst, daß das Dekret es nicht einmal zu erwähnen für dienlich erachtete: die wesentlichen Bestimmungen desselben lauteten vielmehr dahin, daß die provisorische Regierung Frankreichs bis zum Frieden eine revolutionäre sei, Minister, Generale, Ortsbehörden unter der Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses stehen, alle Behörden zur schleunigsten Ausführung der revolutionären Verfügungen verpflichtet werden sollten — der Ausschuß werde in gleichem Sinne das Revolutionsheer auf die Gegner der Revolution werfen, alle Lebensmittel in Frankreich genau verzeichnen lassen, jedem das zu seiner Ernährung Notwendige anweisen, das übrige den Requisitionen unterwerfen. Der Bericht, womit im

---

[1]) Etwa 200 kamen niemals aus den Ausschüssen in das Plenum, über 100 waren geächtet oder Demissionäre.

Namen des Ausschusses St.-Just das Gesetz einbrachte, gab in schwülstigen Sätzen unumwundenen Aufschluß über die Gesinnung des neuen Regiments. Er erklärte den Beamten, Ausschüssen, Kommissaren, mit einem Worte den demokratischen Machthabern, daß der Ausschuß auch von ihnen Anstrengung, Ordnung, strengen Gehorsam verlange; um sie dafür zu entschädigen, warf er der Nation die Erklärung hin: es ist zur Begründung der Republik unerläßlich, daß der Wille des Souveräns die monarchische Minderheit erdrückt und über sie nach Eroberungsrecht regiert. So verkündete es diese Republik mit einer brutalen Offenheit, daß sie, unerträglich für ein entfesseltes Volk und unfähig zur gesetzlichen Freiheit, allein auf der Spitze des Schwertes stehe. Ihre Selbstsicherheit war groß genug, um sie glauben zu machen, daß sie mit diesem Eingeständnis der Schwäche eine Kundgebung von Kraft und Kühnheit vollziehe.

Zweites Kapitel.

Ende des Feldzugs von 1793.

Wir sahen im vorigen Buche, in welcher Stellung die kriegführenden Mächte sich nach dem Falle von Mainz und Valenciennes gegenüberstanden. An der italienischen Grenze stockte der Angriff der Sardinier, weil Oesterreich die oft begehrte Unterstützung hartnäckig weigerte. Am Rheine richtete Wurmser alle Anstrengungen gegen den Elsaß, entfernte dadurch jede Gefahr für das Innere Frankreichs und war mit Preußen vollständig zerfallen. An der flandrischen Grenze stand Koburg mit einem Heeresteile vor Lequesnoi, Oranien mit einem anderen bei Menin, York mit dem dritten vor Dünkirchen. Daß an keiner Stelle Eifer für den Krieg oder erhebliche Angriffspläne vorhanden waren, darüber war die französische Regierung vollständig und zu-

verlässig unterrichtet und konnte hiernach in Ruhe ihre Maßregeln zu Rettung und Eroberung ergreifen.

Nach der ganzen Lage der Dinge war für Paris der wichtigste Kriegsschauplatz der nördliche, der untergeordnetste dagegen der rheinische. Der Wohlfahrtsausschuß kam daher noch vor dem Falle von Valenciennes auf das System des eben verhafteten Custine zurück, durch die Herbeiziehung rheinischer Streitkräfte die Entscheidung in Belgien zu sichern, und verfügte am 21. Juli das Abrücken von 21 000 Mann teils vom Mosel-, teils vom Ardennenheere nach Valenciennes. Als dieser Platz gefallen und Kilmaine hinter die Scarpe zurückgedrängt war, erließ er am 8. August den Befehl zu einer noch stärkeren Entsendung vom Moselheere im Betrage von 30 000 Mann, zu deren Beförderung dem Kriegsminister ein Fonds von 5 Millionen überwiesen wurde[1]). Es war das einzige, aber auch das vollkommen zutreffende Mittel. In den nördlichen Departements machte die Erschöpfung und Mißstimmung der Bewohner weitere Aushebungen mißlich[2]); sonstige Linientruppen hatte man nicht in der Nähe: es ist also gewiß, hätten die verbündeten Heere am Rhein durch kräftig und richtig gedachte Angriffe jene Entsendungen gehindert, so wäre Frankreich ohne Mittel gegen Koburgs Operationen gewesen. Jetzt aber kam es umgekehrt nur darauf an, die belagerten Festungen bis zur Ankunft der Verstärkungen zu behaupten: dann war die Republik sicher, an jedem einzelnen Punkte dem Feinde mit erdrückender Uebermacht entgegenzutreten.

In dieser Erwartung beschäftigte sich die Regierung den September hindurch mit der Vollendung dessen, was man patriotische Reinigung der Heere nannte, mit der Austreibung aller Offiziere, welche durch Geburt oder Gesinnung den neuen Machthabern anstößig waren. General Kilmaine

[1]) Protokolle des Ausschusses.

[2]) Später, im Herbste, wurden sie unternommen; die Leute desertierten zu Hunderten und wurden durch große Treibjagden der Reiterei wieder eingefangen. Deschamps an den W. A. 29. Sept. und vielfach sonst.

half es nichts, daß er soeben das Nordheer gewandt und glücklich hinter die Scarpe gebracht: er ist nicht in Frankreich geboren, sagte ein Kommissar, und wird nie ein Herz zu uns fassen — er hat die Pariser Straße entblößt, um die Grenzbezirke zu decken, meldete ein anderer, es ist klar, daß er mit Koburg im Einverständnisse ist. Billaud entsetzte und verhaftete auf seiner Mission zum Nordheere sechs Generale auf einen Tag; Ronsin denunzierte bei einer ähnlichen Rundreise vier Generale und siebzehn Oberoffiziere als Aristokraten, Adlige, Fremde, welche alle den Patrioten anstößig seien. Die Klage eines Stadtrates, eines Klubs, auch wohl eines einzigen Patrioten reichte hin, einen General zu stürzen: der Kommandant von Dünkirchen z. B., Omeara, wurde auf die Anzeige eines demokratischen Chirurgen von Bouchotte auf der Stelle suspendiert. So verloren die Truppen mit einem Male ihre bisherigen Führer, im Rheinheer binnen wenigen Wochen mehr als 7000: es war kein Wunder, daß die Disziplin sich völlig löste und Ausschweifungen aller Art an der Tagesordnung waren. Es kam dazu, daß die Klubs bei jeder Strafe über Mißhandlung ihrer kriegerischen Brüder schrieen, daß Linientruppen und Freiwillige in fortdauerndem Hader lagen, daß die Verpflegung allerorten stockte, weil man sogar die Magazine der Armeen zur Ernährung des Pariser Pöbels verwandte. Dazwischen langten, die Verwirrung zu steigern, Schwärme der Bauern aus dem allgemeinen Aufgebote an, Pariser Sendlinge riefen die Zeitungen Héberts und Genossen im Lager aus, bald hier, bald dort erhoben sich in den Regimentern lärmende Tumulte über verräterische Offiziere, über Verrat und englisches Gold, und mit der Ordnung büßten die Soldaten, so streitlustig sie waren, Festigkeit und Selbstvertrauen ein. Sie schmähten über das ewige Zurückgehen, warfen aber bei jeder Alarmierung die Waffen weg und liefen in Massen auseinander[1]). So kam es, daß das Nordheer, welches Ende Juli zwischen Mau-

[1]) Alles aus den Depeschen des Kriegsarchivs.

beuge und Dünkirchen ohne die Garnisonen 97 000 Mann gezählt hatte, nach dem Verluste des Cäsarlagers ohne irgend eine ernstliche Schlacht um 17 000 Mann in seinem Bestande sank[1]) und alle einzelnen Zuzüge spurlos wie Tau im Sande zerrannen. Die Ursache war stets dieselbe, die Beschaffenheit der demokratischen Regierung, welche ihre unermeßlichen Hülfsquellen unter tönenden Reden und wilder Verwirrung vergeudete.

Als Nachfolger Kilmaines in der Führung der Nordarmee trat General Houchard, bisher Befehlshaber des Moselheeres, ein. Schon früher hatte Custine von ihm gesagt: er ist tüchtig, um eine Division zu führen, aber verloren, wenn er ein selbständiges Kommando erhält. Houchard war damit richtig beurteilt: er war ein Haudegen von langsamen Begriffen und schwachem Charakter, der sich bei dem Wohlfahrtsausschusse durch patriotische Prahlereien und Schmähungen in Gunst gesetzt[2]) und damit auch sich selbst zu einer kurzen Siegessicherheit gesteigert hatte. Aber kaum in seine neue Stellung eingetreten, wurde er widerstandslos in dem Wirbel der Sorgen, Mängel und Gefahren fortgerissen. Bei jedem Armeecorps fand er eine Anzahl Volksvertreter, die ihn mit feurigen oder brutalen, stets aber widersprechenden Zumutungen bestürmten: der Kriegsminister schrieb ihm, nicht auf die talentvollen Techniker, sondern auf die warmen Sansculotten zu hören; nähere Ratschläge könne er nicht geben, aber das Vaterland erwarte Großes von ihm. Der Generalstab des Heeres war, wie jede andere Behörde damals, von innerem Hader zerrissen und in drei Parteien gespalten, deren jede unter lebhaften Klagen über die Gegner sich des Generals zu bemeistern suchte. Die Fähigsten darunter waren ohne Frage die Generaladjutanten Barthélémy und Vernon, welche denn

---

[1]) Nach den Etats des Kriegsarchivs.

[2]) Er hatte die Mainzer Besatzung trotz der Kapitulation gleich wieder gegen die Preußen verwenden wollen, weil republikanische Soldaten durch das Versprechen eines schlechten Kommandanten nicht gebunden werden könnten.

auch zum Glücke des Heeres sehr bald den leitenden Einfluß gewannen, zum Unheil des Generals aber bekannte Anhänger Custines und als solche den Hébertisten ein für alle Male verhaßt waren. So war es unmöglich, irgend einen Schritt ohne Verhandlungen und Hinderungen zu thun; und während die Regierung unaufhörlich auf kühnes Voranstürmen drängte, strebten die Generale von jedem nicht ganz sicheren Unternehmen hinweg, weil das kleinste Mißlingen durch die Konventskommissare als Verrat bestraft wurde.

Houchards erster Gedanke ging auf eine Diversion gegen das damals fast unbesetzte Seeflandern, zu welchem Zwecke er 3000 Mann von dem Ardennenheere und Teile seiner wichtigsten Garnisonen an sich zog, welche allmählich durch Nationalgarden aus dem Innern ersetzt wurden. In diesem Augenblicke aber erhielt er, am 18. August, Nachricht von Yorks Zug gegen Dünkirchen, welcher 37 000 Mann feindlicher Truppen an die Seeküste führte, sowie von unglücklichen Gefechten im Walde von Mormal, wodurch Koburg die Berennung von Lequesnoi einleitete: er beschloß hiernach, vor jeder eigenen Unternehmung die Ankunft der vom Moselheere auf Wagen herbeigeführten Verstärkungen abzuwarten. Die Gefahr für Dünkirchen schien im ersten Augenblicke nicht gering. Die Besatzung, 8000 Mann stark, war bei weitem nicht ausreichend für den Umfang des Platzes, die Kaufleute erbittert durch die Gesetze über Aufkauf und Maximum, die Matrosen des Hafens widerspenstig und meuterisch[1]). Zum Glücke der Franzosen war bei den Verbündeten die Schlaffheit und Unordnung maßlos: York brauchte zu einem Marsche von 14 Meilen 9 Tage, hatte bei seiner Ankunft weder Ingenieure, noch schweres Geschütz, noch sonstiges Belagerungsmaterial[2]) und schaute bis zum Ende der Belagerung vergebens nach der englischen Flotte aus, so daß der Platz auf der Seeseite ganz unbelästigt

[1]) Einiges darüber bei Rousselin, vie de Hoche, vol. II, init. Ausführlicher in der Korrespondenz des Kriegsministeriums.

[2]) Ditfurth, die Hessen in Flandern I, 106 ff., nach den Akten des hessischen Archivs.

blieb. Was aber noch übler war, auch zu Lande machte die Schwäche des verbündeten Heeres eine völlige Einschließung unmöglich: während York vor der Ostseite der Festung ein Lager bezog, konnte ihr Houchard von Westen her unaufhörlich Verstärkungen an Truppen, Geschütz und Materialien aller Art zusenden, und ehe York seine Batterien einzurichten vermochte, ging der neue Befehlshaber, der kräftige General Souham, auf allen Punkten zur Offensive über. York hatte etwa die Hälfte seines Heeres unter dem hannöverischen General Freitag einige Meilen südöstlich von Dünkirchen als Deckung gegen das französische Lager von Cassel aufgestellt: die Lage seiner Heeresteile wurde aber äußerst mißlich, als Souham vor der südlichen Festungsfront die Schleusen öffnete und dadurch weit und breit das Flachland mehrere Fuß hoch überschwemmte, so daß jede unmittelbare Verbindung zwischen York und Freitag abgeschnitten war und York keine andere Rückzugslinie als die Straße nach Furnes auf einem schmalen Damme zwischen der Seeküste und meilenlangen Morästen hatte. In dieser Lage wurden die Verbündeten am 6. September von dem Angriffe des französischen Entsatzheeres betroffen.

Es hatte nämlich Houchard, sobald die Absicht Yorks auf Dünkirchen unzweifelhaft geworden, seinen linken, zunächst dadurch in Anspruch genommenen Flügel bei Cassel auf 23 000 Mann verstärkt und sodann in der Umgegend von Lille ungefähr 40 000 Mann gesammelt, während Koburg höchstens durch 10 000 Mann des großen Heeres an der Scarpe und durch 12 000 Mann unter General Gudin bei Maubeuge beobachtet wurde. Die Verstärkungen vom Moselheer, 22 000 Mann, waren am 25. August nur noch wenige Märsche entfernt und sollten teils bei Maubeuge die Beobachtung Koburgs verstärken, teils das Hauptheer bei Lille zu einem entscheidenden Schlage befähigen. York und Koburg, ein jeder ausschließlich mit seiner Belagerung beschäftigt, nahmen von diesen Ansammlungen wenig Notiz: das einzige, was Koburg dagegen that, war, daß er den General Beaulieu mit acht Bataillonen von Namur an sich

zog und bei Orchies, einige Meilen vorwärts gegen Lille, Stellung nehmen ließ. Im übrigen standen, wie früher bemerkt, zwischen den beiden Hauptlagern ziemlich in der Mitte, von Quesnoi etwa sieben, von Dünkirchen über zehn Meilen entfernt, in völliger Vereinzelung die 13 000 Holländer unter Oranien Lille gerade gegenüber, in weitläufigen Posten verzettelt.

Auf diese Verhältnisse gründeten Barthélémy und Vernon einen Plan, welcher bei kräftiger Ausführung die glänzendsten Ergebnisse versprach. Er bestand darin, mit 40 000 Mann in massivem Angriffe auf die Stellungen der Holländer zu fallen, sie zu schlagen und auseinanderzusprengen und dann in rascher Verfolgung an Ypern nordwestlich vorüber die Lys hinab auf Furnes und Nieuport zu dringen. Bei der großen Uebermacht der Franzosen konnte dies vollendet sein, ehe Koburg eine sichere Kunde über den Zweck der feindlichen Bewegung zukam: einmal bei Furnes angelangt, stand man im Rücken der beiden durch das Wasser getrennten und durch das Casseler Lager in der Front bedrohten Heerteile von York und Freitag und konnte hoffen, wenigstens den ersteren zwischen Morast und Meer bis auf den letzten Mann gefangen zu nehmen. Schwerlich wäre dann Koburg im stande gewesen, sich gegen den siegreichen Widersacher noch länger in Belgien zu behaupten.

In einer am 25. August mit den Konventskommissaren gehaltenen Beratung entwickelte Vernon diesen Plan mit Eifer, Sachkunde und Beredsamkeit. Houchard fiel ihm bei, und die Kommissare gaben eine halbe Zustimmung. Bald aber zeigten sich doch eine Menge Bedenklichkeiten, deren wichtigste im Grunde darin bestand, daß der Entwurf von einem Freunde Custines kam, dessen Augen, schrieb einer der Kommissare an den Wohlfahrtsausschuß, mir durchaus nicht gefallen. Der Eifer der Generale wurde dadurch merklich abgekühlt, und da ein vorläufiger Angriff auf die Holländer am 27. (noch vor der Ankunft der rheinischen Truppen) kein Ergebnis hatte, so gab Barthélémy den Entwurf auf. „Unsere Truppen“, schrieb er am 29.,

„sind noch zu wenig an Ordnung und Zucht gewöhnt, als daß wir gleich zu Anfang ein so keckes Spiel wagen dürften" — ein Spiel nämlich, bei welchem eine Dazwischenkunft Koburgs immerhin im Bereiche der Möglichkeit lag. Dazu kam ein Schreiben des Ausschusses vom 28., worin Carnot aufs dringendste die Rettung Dünkirchens empfahl. Der Verlust dieser Stadt, sagte er, würde eine Gärung in ganz Frankreich, dagegen ein Sieg über York eine Revolution in England zur Folge haben (Carnot hat jenen auf den September anberaumten Edinburger Konvent im Auge); also müsse man diesen Punkt nicht so sehr aus dem militärischen als dem politischen Gesichtspunkte betrachten, um dorthin baldmöglichst gewaltige Massen werfen, um Dünkirchen um jeden Preis zu retten. Demnach faßte Houchard den Beschluß, nicht von Lille aus gegen die Holländer, sondern von Cassel her gegen York den Hauptstreich zu führen, dorthin noch etwa 30 000 Mann abrücken zu lassen und mit 50 000 Mann über die 15 000 des Generals Freitag herzufallen. Er meldete am 3. September nach Paris, welchen Plan und aus welchen Gründen er ihn aufgegeben, und nun war es Carnot, welcher umgehend am 5. sein lebhaftes Bedauern aussprach, übrigens aber bei seiner Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des Feindes dem General unbedingte Vollmacht gab. Als diese Depesche im Lager ankam, war es hier zu spät zu einer nochmaligen Aenderung. Der Kampf bei Cassel hatte bereits begonnen, das Heer war in sechs Kolonnen, deren beide wichtigsten Houchard selbst und der eben zum Divisionsgeneral beförderte Jourdan führte, gegen Freitags Aufstellung im Anmarsche[1]).

---

[1]) Ich habe diesen Verlauf so ausführlich aus den Akten des Kriegsarchivs (einiges gedruckt bei Legros, la révolution telle qu'elle est) erörtert, weil nicht selten Carnot für den Urheber des ersten Planes ausgegeben und Houchards Abweichung als der Hauptgrund seiner Hinrichtung bezeichnet wird, sodann weil überall Houchards Bewegung als lange vorbereitet und der Kampf des 27. als berechnete Finte darin erscheint, endlich weil Jomini und Nach-

Bei der unendlichen Ueberzahl der Franzosen konnte das Ergebnis nicht zweifelhaft sein. Noch immer zeigten die deutschen Soldaten ihre mächtige Ueberlegenheit; eine Handvoll hessischer Jäger (Oberst Prüschenk) sowie einige Bataillone hannöverischer Grenadiere (General Dachenhausen) hielten die großen Kolonnen des Feindes mit unerschütterlicher Zähigkeit und stetem Vorbrechen bis zum Abend auf — was hätte mit solchen Truppen eine nur halb einsichtige und kräftige Leitung ausrichten können[1])! Noch inmitten der Nacht, als die Franzosen bereits vom rechten Flügel aus vordringend das Dorf Rexpöde, hinter der Fronte des verbündeten Zentrums erstürmt und den arglos heraneilenden General Freitag selbst darin gefangen genommen hatten, entriß ihnen General Wallmoden mit 400 Hannoveranern den Ort durch einen unerwarteten Anfall, befreite seinen Führer und machte es den übrigen Abteilungen möglich, sich weiter rückwärts bei Hondschooten aufs neue zu vereinigen. Hier zwischen dem nach Furnes führenden Kanal und den Gärten des Dorfes Leyzeele aufgestellt, Hondschooten, welches durch Gräben und Sümpfe gedeckt und nur auf einem einzigen schmalen Dammwege zugänglich war, durch das Zentrum besetzt, erwartete man, noch etwa 13 000 Mann stark, den 7. September hindurch den Angriff der Franzosen vergebens[2]). Erst am 8. erneuerte Houchard den Kampf mit verdoppeltem Eifer, indem er selbst mit nicht weniger als 20 Bataillonen auf jenem Dammwege gegen das Zentrum anstürmte, während General Leclair sich an dem Ufer des Kanals vorzuschieben suchte und General Hedouville den

---

folger die Stärke der Franzosen bei Hondschooten fast um die Hälfte zu gering angeben.

[1]) Vgl. Knesebeck, Scenen aus dem Revolutionskrieg im Archiv des Hist. Vereins für Niedersachsen 1845, 135 ff.

[2]) Houchard an den W. A.: J'attendis le jour et j'examinai s'il était possible, de faire remarcher les troupes au combat: jamais chose n'a été plus impossible. Der Soldat hat weder Brot noch Branntwein, große Massen sind bis Cassel zurückgelaufen, Houchard zieht sich nach Herzeele zurück. Nur vor Rexpöde findet abends ein kleines Gefecht statt.

linken Flügel des Feindes bei Leyzeele bedrängte. Dennoch wichen die Hannoveraner im Zentrum keinen Fußbreit und bestanden ein vierstündiges Feuergefecht gegen eine mörderische Uebermacht, bis die letzte Patrone verschossen war. Nicht weniger nachdrücklich verteidigten sich Oesterreicher und Hessen bei Leyzeele, wo sie viermal den rechten Flügel des Feindes in wilder Unordnung zurückwarfen[1]). Erst als hier immer neue Verstärkungen herankamen, den Ort völlig überflügelten und bereits die einzige Rückzugslinie des Heeres, die Chaussee nach Furnes, mit ihren Kugeln bestrichen, erst dann befahl General Wallmoden den Rückzug. Immer behauptete auch jetzt noch, während die Franzosen den Dammweg endlich erstürmten, ein hessisches Bataillon (General Cochenhausen) Hondschooten so lange, bis die Armee ohne irgend einen weiteren Unfall in dem neuen Lager bei Furnes angelangt war.

Trotz all dieses Heldenmutes der Deutschen, trotz des Mißgriffs der Franzosen, ihre Hauptmacht nicht sogleich auf Leyzeele, als den entscheidenden Punkt der feindlichen Schlachtlinie, geworfen zu haben, war der Tag dennoch von umfassendem Ergebnis. Die Verbündeten hatten wieder einen Verlust von 4500 Mann, das Corps war kaum noch 10 000 Mann stark und hatte keine Hoffnung, wenn der Feind ernstlich nachdrängte, in Furnes sich länger zu halten. Diesen Ort aber aufgegeben, war für York jeder Ausweg abgeschnitten. Indessen hatten auch die Franzosen furchtbar gelitten, ihre Truppen, obwohl drei Tage hindurch siegreich, waren in arger Verwirrung, ein großer Teil derselben trotz aller Befehle der Offiziere mit der Plünderung der besetzten Ortschaften beschäftigt[2]). Das politisch wesentliche Ziel, der Entsatz von Dünkirchen, war ohne alle Frage erreicht, und eine Division des Heeres bereits am 7. September in die

[1]) Houchards Aussage in seinem Verhör.

[2]) Ich hatte nur noch 20 000 Mann beisammen, sagt Houchard in seinem Verhör. Levasseur schreibt 16. September an den Wohlfahrtsausschuß, nach der Einnahme jedes Dorfes stürze alles, selbst Offiziere, unaufhaltsam zur Plünderung.

Stadt eingezogen; vor sich sah Houchard zwischen Hondschooten und Furnes eine sumpfige, zum Teil überschwemmte Ebene, welche wie der blutig erkämpfte Zugang zu dem gestrigen Schlachtfede wieder nur auf einer schmalen Chaussee zu passieren war; ohne Ueberblick, wie er immer war, konnte er sich nicht entschließen, sofort in das unbekannte Terrain hinein zu marschieren. Hatte doch Carnot selbst in jenem Briefe vom 5. ihn angewiesen, nichts Entscheidendes zu wagen, wenn der Ausgang nur einigermaßen zweifelhaft wäre. So hielt er trotz des Drängens der Konventskommissare inne. Der Herzog von York gewann dadurch 24 kostbare Stunden, sich von Dünkirchen ohne weiteren Verlust als den von 32 zur Belagerung bestimmten Schiffskanonen los zu machen und seine gesamte Macht im Betrage von etwa noch 30 000 Mann bei Furnes zu vereinigen.

Hierauf verlor nun Houchard vollends die Neigung, gegen den Herzog fernere Angriffe zu richten. Seine Art zeichnet sich vollständig in einem Schreiben, durch welches er am 10. September Bouchotte Nachricht von seinem Siege gab und dann fortfuhr: „Was werde ich jetzt thun? Ich habe viel darüber nachgedacht. Ich glaube nicht, daß ich auf Furnes marschieren darf, bei der Stärke des Feindes und der Abscheulichkeit des Terrains. Besser, hier die Defensive zu nehmen, die Linie der Lys zu besetzen und dort die Holländer zu schlagen. Ist dies geschehen, so halte ich die Engländer, welche übel zugerichtet sind, mit 20 000 Mann in Schach und kann mit 30 000 Mann zum Entsatz von Quesnoi aufbrechen.“ Wir sehen, wie mühsam er mit einer ihm zu schweren Aufgabe ringt, wie er abwägt, hin und her schwankt, keinen festen Willen gewinnt. Er hatte indes die Genugthuung, daß sein endlicher Entschluß die volle Billigung seiner Vorgesetzten fand: Carnot sprach ihm in seiner Antwort am 13. September noch einmal sein Bedauern über das Aufgeben des ersten Planes vom 25. August aus, lobte aber seine Absicht, in möglichster Eile zum Entsatze von Quesnoi umzukehren, da die Nachrichten von dieser Seite her höchst beunruhigend klängen,

und gab ihm aufs neue unbedingte Vollmacht für die Ausführung seiner Entwürfe.

Das Urteil aller mir bekannten Sachverständigen von General Jomini bis zu Marschall Soult ist einstimmig in der Verwerfung dieser Beschlüsse. Alle erklären es für einen Fehler erster Größe, daß Houchard die am 8. sichere, am 10. mögliche Vernichtung Yorks nicht vollendete, ehe er sich gegen einen neuen Gegner wandte. Nur das hat niemand bemerkt, weil bisher niemand die Urkunden aufgesucht hat, daß gerade die Irrtümer Houchards von Carnot und dem Wohlfahrtsausschusse entweder veranlaßt oder doch unumwunden gelobt worden sind. Wie zuerst am 29. August eine übertriebene Sorge Carnots wegen Dünkirchen das Aufgeben des ersten umfassenden Angriffsplanes entschied, so waren es wieder die Befürchtungen der Regierung wegen Quesnoi, welche Houchards Fehlgriffen vom 10. September das bestätigende Siegel aufdrückten.

Die Strafe ließ sich nicht lange erwarten. Zwar gegen die Holländer wiederholten sich die Erfolge von Hondschooten in vollem Maße: ihre an der Lys zerstreuten Posten wurden teils von Poperingen, teils von Lille her mit dreifacher Uebermacht angegriffen, verteidigten sich den Tag hindurch mit besserer Standhaftigkeit, als man vermutet hatte, erlagen aber endlich den immer neu heranströmenden Massen und wurden mit einem Verluste von 3000 Mann in gänzlicher Auflösung nordwärts gegen Ypern und Rousselaer zurückgeworfen. Ihr bisheriges Hauptquartier, Menin, fiel in die Hände der Franzosen und wurde gründlich ausgeplündert: General Beaulieu, welchen Koburg zur Unterstützung der Holländer über Courtray hinaus bis auf wenige Stunden von Menin vorgeschoben hatte, wagte sich während des Kampfes nicht sehen zu lassen — genug, der Sieg der Franzosen schien vollständig. Aber das Unheil kam auf einer anderen Seite. Houchard hatte gleichzeitige Angriffe auf die österreichischen Abteilungen vor Quesnoi angeordnet; da wurde ein von Bouchain vorrückendes Corps von 7000 Mann durch 12 kaiserliche Schwadronen (Fürst Johann

Liechtenstein) geradezu in Stücke gehauen, und, was die Hauptsache war, als General Ihler von Maubeuge her in den Wald von Mormal vordrang, vernahm er von den Gefangenen, daß alle diese Anstrengung vergebens und die Festung schon seit zwei Tagen in den Händen der Oesterreicher sei. Man wollte es zuerst nicht glauben, erfuhr aber nur zu bald die traurige Bestätigung. Es war hier gegangen wie in Mainz, wie in Valenciennes. Der Körper des Platzes war unverletzt, Material und Lebensmittel keineswegs erschöpft; aber die Soldaten verloren den Eifer, die Einwohner drängten zum Abschlusse, und der Kommandant wagte kein längeres Widerstreben.

Ein Geist von Napoleons Schärfe und Entschlossenheit würde an Houchards Platze auch jetzt wohl die Partie noch nicht aufgegeben haben. War Koburgs ganze Macht auch verwendbar, so war dafür Oranien völlig außer Kampf gesetzt und York wenigstens übel zugerichtet und weit entfernt. Zwischen ihren getrennten Heerhaufen konnte der französische Feldherr vermöge einiger Märsche eine Masse von 80 000 Mann vereinigen und den einen nach dem anderen mit überaus günstigen Chancen angreifen. Aber auch Houchard war keine Natur von so kräftigem Stoffe. Er hörte, daß York in eiligen Märschen gegen Courtray heranziehe; es war sicher, daß Koburg von der anderen Seite her sich nähern würde: die drohende Gefahr machte ihm einen stärkeren Eindruck als seine Mittel zu ihrer Bändigung; er beschloß also, nicht vorwärts, sondern in vorsichtiger Deckung rückwärts seine Kräfte zu sammeln. Am 15. September befahl er seinen Truppen, über die Lys nach Lille zurückzugehen, Menin zu räumen und nur zur Maskierung dieses Rückzugs durch die Arrieregarde einen Scheinangriff auf Beaulieu zu unternehmen[1]). Hierbei kam noch einmal die lockere Haltung und schwache Manövrierfähigkeit

[1]) Levasseur an den Wohlfahrtsausschuß 16. September. Dieser Befehl giebt den Schlüssel zu den folgenden Vorfällen bei Menin, welche in den bisherigen Darstellungen rätselhaft genug erscheinen.

der Franzosen zu Tage. Die Räumung Menins wirkte entmutigend auch auf das gegen Beaulieu befehligte Corps, der Angriff war unsicher von Anfang an, bei dem Befehl zum Rückzuge löste sich die Ordnung völlig, und als von Norden her einige von York gesandte Bataillone sichtbar wurden, stürzte alles in wilder Flucht mit Zurücklassung von 600 Toten und zwei Geschützen über die Lys zurück. Zwei Tage nachher vereinten sich York und Koburg in der Gegend von Tournay, und die französischen Kolonnen bezogen ihre früheren Stellungen bei Maubeuge, Lille und Cassel. Mit den Angriffsgedanken vom 25. August war es wieder auf lange vorüber und Dünkirchens Rettung mit dem Verlust von Lequesnoi erkauft. Nichtsdestoweniger war das Gesamtergebnis der letzten Wochen den Franzosen in hohem Grade günstig. Zum ersten Male in diesem Jahre war ihnen wieder ein Schlag gelungen, und dieser Eindruck wirkte um so stärker, je mehr im einzelnen die Trefflichkeit der deutschen Truppen imponiert hatte. Die Soldaten hatten einen ersten Ansatz von Selbstvertrauen, die Führer einen Beweis von der handgreiflichen Schwäche der feindlichen Leitung erhalten.

Es war übrigens Houchard nicht beschieden, die Früchte seiner mühevollen Erwägungen und Anstrengungen zu sehen. Als er seine Scharen über die Grenze zurückzog, war sein Schicksal durch den Parteihader in Paris schon entschieden.

Jene Gegner Barthélémys und Vernons hatten unaufhörlich den Kriegsminister mit ihren Anklagen bestürmt. Eine Weile behielt Houchards Einfluß das Uebergewicht, und einige jener Wühler wurden ihrerseits suspendiert. Der Zorn stieg um so höher: Bouchottes Kommissare erinnerten heftig an die Freundschaft jener beiden mit Custine und erlangten zunächst Vernons Beseitigung. Dann kamen Klagen im Jakobinerklub, daß Houchard wie Custine und Dumouriez die patriotischen Freiwilligen mißhandle; dann erhoben sich die Konventskommissare Lacoste und Peyssard, zwei eifrige Hébertisten, zu der Erklärung, daß Houchards Verräterei durch die Nichtverfolgung der Engländer vollkommen bewiesen sei; endlich fanden sich Briefe des Generals aus

seinem früheren Kommando des Moselheeres, worin er mit preußischen Befehlshabern über die Auswechselung der Kriegsgefangenen unterhandelte, den Tyrannenknechten bittere Dinge sagte, dennoch aber in deren Antwort die Zusicherung hochachtungsvoller Ergebenheit empfing. Die Hauptsache war wohl, daß Vernons Bruder, ein im Zentrum einflußreicher Deputierter, Bouchotte und Genossen wegen jener Suspension heftig angriff und dadurch Houchards Existenz zu einer Lebensfrage für die gefährliche Faktion machte. Deren Gesinnungsverwandte hatten damals, wie wir wissen, das Uebergewicht im Wohlfahrtsausschusse, und dieser verfügte am 21. die Verhaftung Houchards, Barthélémys und Vernons und mehrerer gleichgesinnter Offiziere. Als sich Widerspruch im Konvente erhob, trat ihm Robespierre mit gebieterischem Nachdrucke entgegen und erzwang von der eingeschüchterten Versammlung ein Votum ausdrücklicher Zustimmung. Die Katastrophe der Angeklagten verstand sich damit von selbst. Die Untersuchung drehte sich fast ausschließlich um die Frage, warum man York nicht völlig aufgerieben habe; irgend welche unbekannte Thatsache kam nicht zum Vorschein, und das Revolutionsgericht sprach, ohne auf die Zustimmung des Wohlfahrtsausschusses zu Houchards Maßregeln Rücksicht zu nehmen, ohne Zaudern das Todesurteil aus.

Den Oberbefehl über das Nordheer erhielt jetzt General Jourdan auf Grund seiner bei Hondschooten bewährten Fähigkeiten. Jourdan war der erste der revolutionären Emporkömmlinge, welche von diesem Augenblicke an der Spitze der französischen Heere und bald auch des französischen Staatswesens glänzen sollten. Sohn eines unbedeutenden Chirurgen in Limoges[1]), war er, kaum 16 Jahre alt, Soldat geworden, hatte den amerikanischen Krieg mitgemacht und sich dann als Krämer in seiner Vaterstadt niedergelassen, von wo er seine Waren auf allen Jahr-

---

[1]) So die biographie universelle. Andere haben abweichende Angaben.

märkten der Nachbarschaft umhertrug. 1791 trat er als Freiwilliger wieder in Dienst und wurde bald nachher als kriegserfahrener Mann von seinen Kameraden zum Bataillonschef gewählt. Bei der Zerrüttung und dem Offiziersmangel im Nordheere nach Dumouriezs Flucht wurde er im Mai 1793 Brigade- und zwei Monate später Divisionsgeneral. Er hatte republikanischen Eifer wie irgend ein anderer, zeigte aber nach keiner Richtung ein hervorragendes Talent und eine höchst unvollständige Bildung, so daß seine Depeschen aus dieser Zeit von Schreibfehlern und Wachstubenausdrücken wimmeln. Indes war er brav, hingebend, unermüdlich, und sein gesunder Verstand sprach sich zunächst in hartnäckigen, aber fruchtlosen Protesten gegen die gefährliche Beförderung aus, bis er endlich mit Arrest bedroht wurde, wenn er nicht kommandieren wollte. Erleichtert fand er sich einigermaßen durch den Umstand, daß am 22. September Carnot persönlich aus Paris an die Grenze eilte, um die Verteidigung derselben zu organisieren, wodurch dann wenigstens die steten Zänkereien mit völlig unfähigen und doppelt anmaßenden Kommissaren beseitigt wurden. Weiter aber ging der Nutzen von Carnots Anwesenheit nicht, denn weder er selbst noch auch der von ihm gelenkte und beschützte General waren, wie wir gleich sehen werden, im stande, die Fähigkeit ihrer Truppen oder das System der großen Operationen wesentlich auf einen besseren Fuß zu bringen; es blieb auch jetzt bei dem Grundverhältnis des ganzen bisherigen Kampfes, daß auf der einen Seite die widersinnige Kriegführung der Verbündeten den Franzosen die Möglichkeit zum Siege gab und auf der anderen das Ungeschick der Franzosen ihre Gegner vor gänzlicher Vernichtung bewahrte.

Gleich nach dem Rückzuge Houchards und dem Innehalten der französischen Offensive entwarf das Hauptquartier des Prinzen von Koburg einen neuen Eroberungsplan nach dem alten Muster. Man beschloß eine weitere Grenzfestung zu belagern, wieder ohne auf die französischen Heeresmassen sonstige Rücksicht als durch die Aufstellung eines Beobachtungscorps zu nehmen. Es galt dieses Mal der Festung

Maubeuge, deren Besatzung durch ein neben der Stadt gelegenes verschanztes Lager beinahe 20 000 Mann stark war. Zu ihrer Blockade wurden also 14 000 Oesterreicher und die in Gent nach ihrer Niederlage wieder reorganisierten Holländer (14 000 Mann) bestimmt: im Süden der Sambre wurde dann zu deren Deckung General Clerfait mit 18 000 Kaiserlichen aufgestellt und der Herzog von York mit beiläufig 40 000 Mann beauftragt, durch einen lang ausgedehnten Kordon die Grenze von Valenciennes bis zum Meere zu sichern. Zu diesem Behufe kamen 15 000 Mann, teils Engländer, teils Oesterreicher, in die Gegend zwischen Mouscroen und Menin, die Hannoveraner übernahmen die Strecke von der Lys bis Ypern, die Hessen dehnten sich von dort bis Nieuport aus, hier endlich schlossen sich englische Garnisonen in der letztgenannten Stadt und Ostende an[1]). Alle diese Truppen hatten, wie der Augenschein zeigte, keinen anderen Befehl als Abtreiben etwaiger feindlicher Angriffe. Jourdan hätte also seinerseits ihnen gegenüber mit geringen Beobachtungsposten ausreichen und schlechthin überwältigende Massen gegen Clerfait und weiterhin gegen Koburg verwenden können.

Wenigstens war der Zahl nach in dieser Zeit sein Heer so herangewachsen, daß in dieser Hinsicht kein Bedenken gegen eine durchgreifende Operation möglich schien. Es hatte nämlich, abgesehen von den Garnisonen, das Nordheer am 1. Oktober 105 000, in der Mitte des Monats aber 115 000 Mann anwesend unter der Fahne. Uebler sah es freilich mit der Qualität dieser Truppen aus. Die Reiterei zählte auch jetzt kaum 9000, die Linieninfanterie 30 000 Mann, alles übrige waren Nationalgarden, Freiwillige, Rekruten der neuen Aushebung, welchen Carnot mit allen Generalen einstimmig das Zeugnis einer sehr geringen Brauchbarkeit gab. Wohl waren sie bereit, sich in hitzigem Anlauf den feindlichen Batterien entgegenzudrängen,

---

[1]) Die Zahlen nach den Etats. Die oft geschilderte Uebermacht hat nicht existiert.

aber von Ausdauer im Kampfe, taktischer Fähigkeit und Geduld in Strapazen war nichts bei ihnen zu entdecken. Die Regierung wußte den auf solche Soldaten angewiesenen Führern keinen anderen Rat zu geben, als sie, gleichviel ob in guter oder schlechter Ordnung, gleichviel ob mit starkem oder geringem Verluste, nur immer und immer wieder auf den Feind zu werfen. Die nächste Folge dieses Systemes war ein unermeßlicher Menschenverbrauch, welcher jedoch den Urhebern des Schreckenssystems geringe Sorge machte, solange sie in dem wohlbevölkerten Lande überhaupt noch Nachschub aufzutreiben wußten. Ein weiteres Ergebnis wurde auf dem taktischen Gebiete sichtbar, der Angriff nämlich in zerstreuten Massen und großen Schützenschwärmen, wie sie in solcher Ausdehnung noch niemals vorgekommen waren. Zum Teil führte darauf die Unfähigkeit der Soldaten zu anderen Evolutionen, was man denn in der amtlichen Sprache so ausdrückte, daß der ungestüme Mut der Republikaner keiner pedantischen Kunst bedürfe: wesentlich aber wirkte bei den Führern ein — freilich nicht republikanisches, aber höchst eindringliches — Vorbild, das Verfahren nämlich der Bauern in der Vendée, welche niemals nach militärischen Regeln geschult, zuerst einzeln hinter Bäumen und Hecken hervor feuerten und dann in dicken Klumpen hervorstürzend die langgestreckten Linien der Gegner zerrissen und über den Haufen warfen. Von allen Seiten her wurde dem Konvente, welcher im Grunde über wenig gebildetere Streitmittel verfügte, die Nachahmung dieser Methode empfohlen[1]), und der Wohlfahrtsausschuß des Juli erwarb sich das Verdienst, hier von dem am tiefsten gehaßten seiner Feinde die ersten Anfänge des Tirailleur- und Kolonnenkampfes zu übernehmen[2]).

[1]) Vgl. z. B. Barères Bericht, C. N. 26. Juli, Schreiben eines Offiziers, Felix, Moniteur 1. August. Die in den Guerres des Vendéens gedruckte Korrespondenz ist erfüllt von derselben Ansicht.

[2]) Uebrigens hatten schon früher die hessischen Jäger bei Yorks Heer dieselben Künste während des amerikanischen Krieges von den Rothäuten gelernt und sie vielfach den Franzosen empfindlich gemacht.

Im übrigen aber mußten noch weitere harte Erfahrungen hinzutreten, ehe man sich entschloß, im Heerwesen die bisherige Mischung von Anarchie und Tyrannei mit einem zweckmäßigeren Verfahren zu vertauschen. Alles, was sonst die militärische Verwaltung gebildet hatte, Ernährung und Kleidung, Fuhrwesen und Krankenpflege, alles war aufgelöst und zertrümmert, und mit wie herrischer Willkür und riesenhaftem Material man jetzt auch die Erneuerung anstrebte, so waren doch für den Augenblick die Folgen der vorhandenen Zerstörung entsetzlich. Wenige Zahlen reichen hin, sie anschaulich zu machen. Das Nordheer hatte Anfang Oktober, wie erwähnt, 105 000 ausrückende Streiter unter der Fahne; sein Effektivstand belief sich aber damals auf 141 000 Mann, der Abgang an Detachierten, Arrestanten, Kranken betrug also über ein Viertel des Ganzen, und von diesem lag mehr als die Hälfte in den Spitälern — ein fast beispielloses Verhältnis bei einer im eigenen Lande verpflegten Armee. Am Ende des Monats hatte es sich noch gesteigert, da ein Effektivstand von 160 000 Mann nur 115 000 Mann unter der Fahne ergab[1]). So wie hier war es bei allen Heeren, welche die Republik damals unterhielt: trotz aller Unumschränktheit der Macht und wilder Energie des Regierens blieb die Wirklichkeit in einem weiten Abstande hinter den offiziellen Verkündigungen zurück.

Dieser Abstand erscheint um so greller, als die Machthaber des Berges überall die Politik befolgten, die Wahrheit selbst durch prahlerische Darstellungen zur Lüge zu machen. Das hervorstechendste Beispiel dieses verfälschenden Bombastes liefert, was man kaum für möglich halten sollte, die Zählung der vorhandenen Armeen. Wer hätte es nicht

[1]) Ueberall abgesehen von den Garnisonen. In Oesterreich war es damals beinahe eingestandener Gebrauch, die Zahlen der Effektivlisten absichtlich zu übertreiben, aber ein Abstand wie jener französische kommt doch nicht vor. Frühling 1794 hatte z. B. auch das kaiserliche Heer in Belgien 115 000 Mann unter der Fahne, aber erst mit den Garnisonen kam die Effektivliste auf 160 000 Mann.

als die sicherste und anerkannteste Thatsache gehört, daß im Oktober 1793 die Republik vierzehn Heere und in runder Zahl eine Million oder elf- oder zwölfmalhunderttausend Streiter unter den Waffen gehabt hätte? Nun aber zeigen die Akten des Kriegsministeriums und die Listen der Regimenter, daß statt dieser Million die Präsenzstärke aller französischen Armeen 393 000 Mann und folglich mit Hinzurechnung der Garnisonen ungefähr 600 000 Mann betrug[1]), daß sich also nach dem vorher erörterten Verhältnis eines Kranken auf drei Streiter der Effektivstand im höchsten Fall auf 800 000 Mann stellte. Noch mehr wird es auffallen, obwohl keine geschichtliche Thatsache sicherer ist, daß wie die Million Soldaten so auch die vielgepriesenen vierzehn Armeen niemals existiert haben — insofern man mit dem Worte den gewöhnlichen Sinn verbindet, einer einigermaßen beträchtlichen Truppenmasse unter einem selbständigen Oberbefehle[2]). Im März hatte der Konvent seine Streitkräfte in elf voneinander getrennt operierende Heere verteilt. Schon unter diesen erschienen aber im Herbst als besondere Armeen das Ardennenheer von 10 000 Mann, welches fort-

---

[1]) Die Etats geben Ende 1793 in abgerundeten Zahlen:

Ardennen- und Nordheer	103 000	Mann.
Mosel- und Rheinheer	100 000	„
Alpen- und italienisches Heer . . .	40 000	„
Ost- und Westpyrenäen	60 000	„
Gegen die Vendée	90 000	„
Zusammen, präsent	393 000	Mann
Garnisonen: Nord- und Ardennen- . .	85 000	„
Rhein und Mosel . . .	59 000	„

Die Etats der übrigen Garnisonen kenne ich nicht, daß sie aber die Gesamtsumme nicht über 600 000 steigern würden, ist an sich klar.

[2]) Hierüber findet sich im dépôt de la guerre ein besonderes Memoire nach den Akten, aus dem die folgenden Angaben genommen sind. Der wesentliche Inhalt desselben ist aus den Etats übrigens schon 1808 in dem tableau de la guerre de la révolution I, 376 ff. gedruckt worden, ohne daß die Publikation bei der Masse der späteren französischen Historiker irgend einen Eindruck gemacht hätte.

dauernd den Generalen des Nordheeres zur Verfügung gestellt war, die Heere des Rheins und der Mosel, welche, zusammen 100 000 Mann stark, schlechterdings nur eine Aufgabe, die Bekämpfung der Alliierten in der Pfalz hatten, die Heere der Alpen und von Italien, im ganzen kaum 40 000 Mann und beide gegen die Sardinier beschäftigt, die Heere der Ost- und der Westpyrenäen, kleine Abteilungen von 31 und 28 000 Mann, welche stets nur unbedeutende Raufereien mit den Spaniern hatten, endlich die Heere des Westens, von Brest und von Cherbourg, zusammen im Juni 50, im Dezember 90 000 Mann, alle zu dem einen großen Kampfe gegen die Vendéeer und Chouans bestimmt. Bei diesen elf Heeren also handelte es sich in Wahrheit um fünf Kriegsschauplätze, um fünf einheitlich geschlossene Aktionen, wo die Vervielfältigung der Oberbefehlshaber auf das wirkliche Ergebnis nur störend und hemmend einwirken konnte. Immer waren dies aber erst elf und nicht vierzehn Armeen: auf diese seitdem der Weltgeschichte überlieferte Zahl kam man erst, indem man in der Vendée der Mainzer Garnison, obwohl sie dem Brester General überwiesen wurde, die zwölfte Stelle gab, indem man das Corps vor Toulon, gebildet aus Truppen des Alpen- und italienischen Heeres und durch Nationalgarden der Umgegend verstärkt, als dreizehnte Armee zählte, indem man sich endlich eine sogenannte armée intermédiaire nicht erschuf, sondern vorstellte, deren Bildung nach dem Falle von Valenciennes dem General Bélair zum Schutze von Paris aufgetragen wurde, die jedoch in Wirklichkeit nur als Depot der zum Nordheere gehenden Rekruten diente und schon nach zwei Monaten diesem förmlich einverleibt wurde[1]). Wenn es eine Ehre für die Republik ist, auf solche Weise sich bis zu der Aufstellung von 14 Armeen erhoben zu

[1]) Als Ende Dezember bei dem Feste wegen der Einnahme von Toulon die 14 Armeen repräsentiert werden sollten, die Armee von Mainz aber und die armée intermédiaire nicht existierten, erschuf man im Programme eine armée du haut Rhin und fügte dann die armée révolutionnaire hinzu!

haben, so hatte offenbar das Deutschland des Bundestags auf ein doppeltes Maß des Ruhmes Anspruch, weil es nicht weniger als 33 Armeen besaß.

Diese allgemeinen Betrachtungen waren unerläßlich sowohl für das Bild der revolutionären Regierung als auch für die Beurteilung der einzelnen Kriegsoperationen. Es ist sicher, daß es ungerecht wäre, die Leistungen der in dieses Chaos gestellten Feldherren mit dem gewöhnlichen Maße zu messen; es ist doppelt klar, daß der Konvent, welcher alle jene Verwirrung geschaffen, mit unerhörter Barbarei verfuhr, wenn er jegliches Mißlingen mit dem Blutgerüst bestrafte. Was aber unter allen Umständen unabhängig von der Zerrüttung des Heerwesens bleibt, ist die Frage nach schöpferischen Gedanken, genialen Plänen, durchgreifender Energie der Feldherren, und in dieser Beziehung werden Carnot und Jourdan damals kaum in einem anderen Lichte als Koburg oder Houchard erscheinen[1]).

Es ist nämlich merkwürdig: mit derselben Zähigkeit, mit welcher die Verbündeten vor Maubeuge die Mißgriffe erneuerten, welche ihnen vier Wochen früher vor Dünkirchen geschadet, ganz so hielt Jourdan jetzt an jenen Fehlern Houchards fest, welche dem Feinde damals einen gänzlichen Untergang erspart hatten. Es war ohne Zweifel richtig, daß er die anlangenden Bataillone der neuen Aushebung als ganz unzuverlässig in Vitry weit vom Feinde aufstellte[2]): es war aber eine unnötige Zersplitterung seiner Kräfte, daß er jeden Posten des Yorkschen Kordons durch eine überlegene Abteilung beobachten ließ und damit nahe an 50 000 Mann zwischen Lille und der Küste für den Hauptschlag unverwendbar machte. Es blieben ihm demnach zum Angriffe

---

[1]) Ich beziehe mich hierüber zunächst auf das genaue und ruhige Urteil des Marschalls Soult und verweise weiter auf die im dritten Bande beizubringenden Aktenstücke über den Feldzug von 1794.

[2]) La nouvelle levée, schreibt er am 3., n'est pas tout-à-fait organisée, la majeure partie des bataillons formés n'a point d'armes, ils ne peuvent remplacer les anciennes troupes.

auf Clerfait nur noch 45 000 Mann, und viel mehr den Fehlern des Gegners als den eigenen Anordnungen hatte er es also zu danken, daß er wieder mit einer beinahe dreifachen Uebermacht auf dem Schlachtfelde erscheinen konnte. Hier, bei Wattignies, wiederholten sich am 15. und 16. Oktober alle charakteristischen Züge von Hondschooten. Wie Houchard griff auch Jourdan mit einer Menge einzelner Kolonnen an, welche sich gegenseitig nicht unterstützen konnten: wie jener kam auch er nur allmählich durch den Gang des Gefechtes zu der Erkenntnis des beherrschenden Punktes in der feindlichen Schlachtordnung. Wie bei Hondschooten wiesen die deutschen Truppen eine lange Zeit hindurch alle Angriffe der Uebermacht mit eiserner Sicherheit, jeden Augenblick zum Nachstoße hervorbrechend, ab, und erst als sie am zweiten Tage aus dem Schlüssel ihrer Stellung, dem Dorfe Wattignies, durch eine große Anhäufung der feindlichen Massen verdrängt waren, beschloß Koburg, die Belagerung aufzuheben und über die Sambre zurückzugehen. Dieser Rückzug, von dem seines Erfolges wenig sicheren Jourdan an keiner Stelle beunruhigt, vollzog sich mit völliger Ordnung und Hinwegführung von 27 eroberten Geschützen, ohne Einbuße eigener Kanonen oder Fahnen. Es blieb hier wie nach dem Tage von Menin bei dem Ergebnisse, daß die Verbündeten zwar ihren Angriff einstellten, irgend eine Gefährdung im eigenen Lande aber nicht entfernt zu besorgen hatten.

Von der Bescheidenheit dieses Erfolges hatte Carnot eine völlig klare Anschauung und beeilte sich, nach Paris zurückzukehren und sie dem Wohlfahrtsausschusse mitzuteilen. Hier war aber die Siegestrunkenheit so groß, daß Carnot selbst am 18. Oktober den Befehl in das Hauptquartier senden mußte, binnen wenigen Tagen den französischen Boden von den fremden Räuberhorden zu säubern und das Heer der Tyrannen in der Sambre zu begraben oder sonst zu vertilgen. Am 22. ergab sich daraus folgende nähere Instruktion: Jourdan solle an einer beliebigen Stelle die Sambre überschreiten, den Feind umzingeln, ihn in dem

von ihm besetzten Teile des Landes erdrücken, die Magazine desselben zerstören, ihn von seinen Kommunikationen abschneiden. Zu diesem Behufe solle er einen Handstreich gegen Namur versuchen, eine Division gegen Mons, eine gegen Tournay entsenden und sich mit denselben zu verbinden suchen, sei es, indem er Mons und Tournay umringe, sei es, indem er sich zwischen diesen Städten und der Grenze aufstelle. Es war nicht möglich, mit geringerer Rücksicht auf den gegebenen Zustand, auf die Truppen, von denen ein Fünftel keine Waffen, zwei Drittel keine Fußbekleidung hatten, auf die feindlichen Heere, welche schlachtbereit zwischen drei eroberten Festungen standen, in das Blaue hinein Befehle zu erteilen[1]). So fügte denn auch Carnot in einem besonderen Schreiben die Bemerkung hinzu: man wünsche durchaus nicht, daß Jourdan in das Innere Belgiens eindringe, Vertreibung der Feinde vom französischen Boden sei alles, was man verlange. Der General fand sich dadurch in der peinlichsten Lage, denn zwischen diesen widersprechenden Befehlen blieb nur das eine gewiß, daß sein Kopf in jedem Augenblicke auf dem Spiele stand; dazu kam, seine Kräfte bedeutend schwächend, die Weisung, 15 000 Mann in die Vendée und ebensoviel an das Rheinheer abzugeben, so daß ihm trotz des fortdauernden Rekrutenzuzugs höchstens 90 000 Mann zur Verfügung blieben. In dieser Verlegenheit that er, was er eben konnte, machte einige Demonstrationen an der Sambre, einige Angriffe an der Lys und bestimmte dann einen Freund Carnots, den Konventskommissar Duquesnoi, über die gänzliche Unmöglichkeit fernerer Kriegserfolge in der harten Jahreszeit zu berichten. Der Ausschuß nahm darauf seine Befehle zurück[2]), Jourdan sollte aber bald empfinden, wie wenig Carnots Schutz ihn gegen den Unwillen der Regierung zu decken vermochte.

---

[1]) Urteil des Marschall Soult.

[2]) Carnot an Jourdan 4. November: Le comité a cru devoir fixer moins impérieusement le système des opérations.

So schloß der Feldzug auf dem flandrischen Kriegstheater. Noch einige Wochen hindurch ermüdeten sich die Gegner durch kleine Angriffe über die Grenze hinüber und herüber und verloren mehr Menschenleben durch Hunger, Kälte und Ermüdung als in den Gefechten, bis man endlich gegen Ende Dezember auf beiden Seiten die Winterquartiere bezog. Jourdan nahm die seinigen nach verständiger Anordnung, die Truppen in möglichst großen Massen vereint, um die ungeübten neuen Bataillone nicht feindlichen Ueberfällen auszusetzen. Da es hierdurch aber den leichten Truppen des Feindes möglich wurde, auf unbesetzten Grenzstrichen einzelne Plünderungszüge vorzunehmen, so drängte der Ausschuß stets auf Ausbreitung der Quartiere, auf Annahme also des Kordonsystems, wodurch Koburg und York den Feldzug verloren hatten. Jourdan widersprach mehrmals mit immer stärkerem Nachdrucke und erhielt darauf plötzlich am 6. Januar den Befehl, zur Verantwortung nach Paris zu kommen. Dort angelangt, erfuhr er, daß schon an demselben Tage der Ausschuß seine Absetzung befohlen hatte: er konnte sein Glück rühmen, daß Bouchottes Verwendung ihn vor der sonst regelmäßigen Folge einer solchen Ungnade, vor dem Blutgerüste, bewahrte.

In denselben Tagen war bereits eine noch viel durchgreifendere Entscheidung am Mittelrhein gefallen: wir haben jetzt zu erzählen, wie hier der innere Hader der Verbündeten schlimmer als die Unfähigkeit ihrer Führer in Belgien wirkte, wie zugleich auf französischer Seite zum ersten Male ein entschiedenes Feldherrntalent die Leitung der Dinge an sich riß und sofort einen höchst bedeutenden Erfolg errang.

Ehe der König von Preußen sein rheinisches Heer verlassen, hatte er noch einem Angriffe seiner Truppen auf das französische Moselheer beiwohnen wollen — wie er denn nur mit lebhaftem Widerstreben der frischen Luft des Kriegslagers und den leuchtenden Bildern des Waffenruhms den Rücken wandte. Stets an der Spitze der Hohenloheschen Kolonne hatte er gesehen, wie die feindlichen Lagerstellungen

gesprengt, die zusammengerafften Bauernhaufen[1]) über die Saar zurückgeworfen wurden. Darauf war er nach Posen abgereist, und Braunschweig erhielt bald nachher die Weisung, 6000 Mann zur Blockade von Landau abzugeben, im übrigen aber die Oesterreicher immerhin zu unterstützen, jedoch die Truppen niemals in ein so ernstliches Unternehmen zu verwickeln, daß man nicht in jedem Augenblicke freie Verfügung darüber behielte. Denn infolge der Verhandlung mit Lehrbach stand der Entschluß fest, an dem Kriege sich hoffentlich gar nicht mehr und höchstens für das nächste Jahr in dem Falle zu beteiligen, wenn die Verbündeten den Gesamtbetrag der Kosten decken würden.

Nachdem das Moselheer durch jene Angriffe weit nach Westen zurückgedrängt war, beschlossen Ferraris und Wurmser endlich zu dem lang beabsichtigten Sturm auf die Weißenburger Linien zu schreiten. Vom Kettrich hinunter hätten die Preußen durch das Gebirge vordringend, während Wurmser die Linien in der Fronte angriff, das französische Heer im Rücken nehmen und dadurch vielleicht den Untergang desselben herbeiführen können. Indessen war an eine so weitgreifende Operation hier gar nicht zu denken: der Herzog wollte sich dem Moselheere gegenüber nicht entblößen und konnte den Befehlen des Kabinets nicht entgegentreten: er begnügte sich also, zu dem angegebenen Zwecke 7000 Mann von seinem linken Flügel den Oesterreichern zur Verfügung zu stellen. Zu ernstlichem Schlagen kamen aber auch diese nicht, weil die Franzosen die vielgepriesenen Linien fast ohne Widerstand bei den ersten Salven der österreichischen Kolonnen räumten und in eilfertigem und deshalb unblutigem Rückzuge bis in die nächste Umgegend von Straßburg zurückwichen (13. Oktober). Wurmser war in hastigem Jubel, meinte Straßburg mit Hülfe einiger Royalisten im Innern durch einen Handstreich nehmen zu können und freute sich des festlichen Empfanges, welchen

---

[1]) Sie heißen Spießbauern in den deutschen, wohltönender agricoles in den französischen Berichten.

ihm in den meisten Dörfern die Bevölkerung entgegenbrachte. Bald jedoch wurden die Bauern durch die Räubereien der österreichischen Rotmäntler und die Brutalität der französischen Emigranten abgeschreckt und ließen an keiner Stelle weiter deutsche Sympathien blicken; die Verschwörung aber in Straßburg wurde durch die Konventskommissare entdeckt und im Blute ihrer Teilnehmer erstickt.

Zugleich gab der Entsatz von Maubeuge und das Einschlafen des Kampfes an der belgischen Grenze dem Wohlfahrtsausschusse Zeit und Mittel, eine neue Wendung der Dinge auch am Rheine einzuleiten. Die erste Sorge ging auf innere und äußere Stärkung der Mannschaft. Seit September zählte das Rheinheer zwar 52000 Köpfe, darunter aber 14000 Agricolen oder Bauern des Landsturms, so daß es den 46000 Oesterreichern unter Wurmser nur 38000 Mann wirklicher Kämpfer entgegenzustellen hatte. Das Moselheer hatte 36000 Mann von nicht vorzüglicherer Beschaffenheit[1]) zum Widerstande gegen Braunschweigs um 4000 Köpfe stärkere, kriegsgeübte, festgeschlossene Armee. Mit den neuen Zuzügen des allgemeinen Aufgebots war hier so wenig wie in Flandern weiter zu kommen: der Ausschuß befahl also, diese in die Festungen zu schicken und deren bisherige Garnisonen so viel wie irgend thunlich zu den Heeren abgehen zu lassen; dann aber verfügte er Ende Oktober die Entsendung von 15000 Mann aus dem Nord- und Ardennenheere in die Pfalz, nachdem die Gefahr an der belgischen Grenze auf lange beseitigt schien. Nicht weniger dringend war die Herstellung eines tüchtigen Oberbefehls bei beiden Heeren. Die Moselarmee hatte seit Houchard zwei Führer gehabt, welche an Richtigkeit und Schwäche miteinander wetteiferten: am Rheine war Beauharnais' Nachfolger Landremont als geborener Edelmann gleichzeitig mit Houchards Katastrophe abgesetzt worden, und

[1]) Nach den Etats im Kriegsministerium. Gouvion St. Cyr teilt hier und im folgenden abweichende Listen mit, die ich jedoch um so weniger berücksichtigen kann, als sie sich untereinander widersprechen, vgl. z. B. I. 17 und 18.

kein Mensch hatte dann aus Scheu vor einem ähnlichen Schicksal den Befehl übernehmen wollen, so daß endlich die Konventskommissare den Dragonerhauptmann Carlin nur deshalb ernannten, weil er zur Annahme bereit war. Dessen Unfähigkeit haben wir schon kennen gelernt; sie zeigte sich auch bei dem Kampfe um die Weißenburger Linien, wo er schlechterdings keinen andern Befehl als den zum schleunigen Rückzug zu geben wußte. Unter einer solchen Leitung verbreitete sich eine vollständige Anarchie durch alle Grade: es kam vor, daß ein Divisionsgeneral nach Straßburg hinüberritt, um sich im dortigen Jakobinerklub seine Dienstanweisungen zu holen, oder daß ein anderer mitten im Feuer seinem Kriegskommissar bei strenger Strafe die Führung der Truppen befahl, worauf sich dieser schleunigst aus dem Staube machte. Hier wie überall erzeugte der regellose Terrorismus des Wohlfahrtsausschusses und der Konventskommissare nicht Stärke und Einheit, sondern Furcht und Zersetzung.

Eine andere Gestalt nahmen diese Verhältnisse an, als zu Ende Oktober General Pichegru zum Befehlshaber des Rheinheeres und Anfang November General Hoche zum Führer des Moselheeres ernannt wurde.

Pichegru war vor der Revolution Unteroffizier in der Artillerie und folglich wie fast alle seine Gefährten von 1789 an gründlicher Revolutionär gewesen. Er war eine Zeitlang Präsident des Jakobinerklubs in Besançon, wurde als solcher von einem Freiwilligenbataillon zum Chef gewählt und kam in dieser Eigenschaft zur Straßburger Garnison, wo er in Ermangelung kriegerischer Thätigkeit fortfuhr, im Jakobinerklub eine Rolle zu spielen und dadurch, ohne selbst im Feuer gewesen zu sein, schnell zum Brigade- und Divisionschef aufrückte. Er war damals im besten Mannesalter, immer Herr über sich, kalt und verstellt: er wußte in gehaltener Schweigsamkeit eine überlegene Gedankentiefe anzukündigen und imponierte der Masse der damaligen Halbsoldaten um so leichter, als er, nie durch Zerstreuungen abgezogen, sich wirklich schätzbare Kenntnisse

in allen militärischen Zweigen gesammelt hatte. Im Gefecht aber oder in irgendwie großen Verhältnissen hatte er sich nie bewegt, und inwieweit er den angeborenen Blick und das schöpferische Talent des Feldherrn besitze, sollte erst die Zukunft lehren. Für den Wohlfahrtsausschuß war es hinreichend, daß ihn St.-Just, der damals persönlich in Straßburg anwesend war, als festen Charakter und unerschütterlichen Republikaner empfahl; die Ernennung folgte auf der Stelle, und St.-Just, vor dessen Augenbrauen sonst ganz Straßburg zitterte, ließ sich herbei, die letzten Bedenken des neuen Oberbefehlshabers durch ermunternden Zuspruch zu besiegen. Pichegru trat darauf seine Stelle mit der lauten Erklärung an, daß das Rheinheer wieder zum Angriff übergehen und nicht eher die Waffen niederlegen würde, bis Landau entsetzt und der französische Boden von jedem Feinde gereinigt sein würde.

Ein Mensch von ganz anderem Schlage, anderer Parteistellung und anderer Zukunft war der neue General des Moselheeres, Lazarus Hoche. Der Sohn eines alten Invaliden, kümmerlich erzogen durch seine Tante, eine arme Gemüsehändlerin, war er als halber Knabe Stallknecht geworden, um seiner Ernährerin nicht länger zur Last zu fallen. Aus diesem Dienste trieb ihn die Lektüre Rousseauscher Schriften, welche ihm wie so vielen seiner Zeitgenossen den Blick in eine grenzenlose Zukunft eröffneten: er wollte zu einem nach Ostindien bestimmten Regiment, geriet aber den Werbern der französischen Garden in die Hände und kam so, sechzehn Jahre alt, in die Kasernen von Versailles. Kräftig, stattlich, voll von Eifer und Mut wäre er das Muster eines Soldaten gewesen, hätte ihn nicht seine jähe Hitze und stolze Unbändigkeit unaufhörlich in Händel und Verdruß verwickelt. Aus einem Arreste kam er in den andern, würgte den Grimm gegen seine Vorgesetzten hinunter und hatte ein Leben von endloser Sklaverei, ohne Hoffnung und Aussichten vor sich. Aber der Geist, der in ihm war, hielt ihn aufrecht: Wissensdurst, Ehrgeiz, die Ahnung der künftigen Größe trieben ihn vorwärts. In den dienstfreien

Stunden schleppte er Wasser und arbeitete als Gartenknecht; nachts häkelte er wollene Mützen und stickte Westen, bis er endlich eine kleine Summe erworben hatte, ausreichend, die mathematischen und kriegsgeschichtlichen Bücher zu kaufen, nach deren Studium seine Seele lechzte. So traf ihn die Revolution, und man denkt leicht, mit welchem Jubel er sich in ihre Wogen stürzte. Er war bei dem Angriff auf die Bastille, schwärmte für Lafayette, lernte Danton und Legendre kennen. Einstweilen war sein persönlicher Vorteil in der Bewegung gering; er wurde Unteroffizier und blieb es bis zum Sommer 1792, wo Servan bei einer Parade die ausgezeichnete Haltung seines Zuges bemerkte und ihn auf dem Platze zum Lieutenant beförderte. Hierauf that er sich bei der Belagerung von Thionville hervor, wurde als Hauptmann im belgischen Feldzuge Adjutant des Generals Leveneur und nach Neerwinden von diesem heimlich nach Paris geschickt, um die Regierung gegen Dumouriezs gefährliche Umtriebe zu warnen. Hoche entledigte sich des zweifelhaften Auftrages mit unbedingtem Eifer, suchte Pache und Marat auf und knüpfte dadurch mit der Fraktion des Stadthauses, mit Bouchotte, Vincent, Audouin ein Verhältnis an, welches ihn plötzlich in die einflußreichsten Kreise des damaligen Staates, in die Mitte der großen Politik, an die Quelle der für die Welt entscheidenden Beschlüsse versetzte. Er trat in diese neue Stellung mit der Sicherheit und dem Feuer des echten Talentes; es war vom ersten Augenblicke an, als hätte er, der Sohn des Invaliden, der Knecht des Marstalls, niemals etwas anderes als Führung der Armeen und Beherrschung der Völker getrieben. Noch redete er die Sprache seiner Beschützer, fluchte wie der Père Duchesne, schwor auf die Ausrottung der Verräter, der Reichen, der Tyrannen; aber in all dieser Leidenschaft keimten in ihm die mächtigen Gedanken, deren Entwickelung rasch genug diese rohen Formen abstreifen sollte. Zum belgischen Heere zurückgekehrt, begriff er nicht, wie man auf so elende Weise Krieg führen könnte; ihm lag das Große, Richtige, Entscheidende überall einleuchtend und handgreiflich

vor Augen, und mit drängender Ungeduld und dem vollen Gefühl des überlegenen Geistes bestürmte er den Wohlfahrtsausschuß mit seinen Mahnungen und Forderungen. „Hört auf,“ schrieb er Ende August, „unsere Kräfte zu zersplittern, vereinigt eine überwältigende Masse und ergreift in stolzem Vordringen den Sieg. Wir führen einen Krieg der Nachahmung, einen Krieg der Marionetten, wir folgen den Feinden, wo sie sich zeigen, wir gehen an den Punkt, wohin sie uns führen, ohne eigenen Plan, ohne eigene Idee. Können wir nicht erwägen, was wir zu thun haben, ohne erst an ihre Bewegungen zu denken?“ Als Carnot das hiermit eingeleitete Memoire gelesen, rief er: das ist ein Offizier, der seinen Weg machen wird — darauf nahm Robespierre die Schrift, las sie gründlich durch und sagte dann: es ist ein höchst gefährlicher Mensch[1]). Dabei blieb es. Indes zeichnete sich Hoche bei der Verteidigung von Dünkirchen durch rastlose Energie in solchem Grade aus, daß er gleich nachher zum Brigade- und nach kurzer Frist zum Divisionsgeneral ernannt wurde; in dieser Stellung erneuerte er seine Vorschläge zur Eroberung Belgiens bei dem Ausschusse, indem er im wesentlichen jenen Plan Barthélémys wiederholte, immer wieder auf Ansammlung großer Massen drang und alle untergeordneten Punkte ohne Bedenken preiszugeben mahnte. Was liegt, sagte er, an der Zerstörung eines Nestes, wenn es sich um die Entscheidung des Feldzugs, um das Wohl des Vaterlandes handelt? Es war wieder in die Luft geredet, wir haben früher gesehen, welche Weisungen statt dessen Jourdan Ende Oktober zugingen.

Um diese Zeit erhob sich aber das Bedürfnis, dem Moselheere einen thatkräftigen Führer zu geben, unabweisbar und unaufschieblich. Audouin erinnerte sich seines Freundes

[1]) So erzählt Carnot in dem Memoire gegen Bailleul und den 18. Fructidor. Daß er vier Jahre nach dem Ereignis den Verfasser der Eingabe einen Sergeanten nennt, qui fera son chemin, während Hoche längst Offizier war, kann der Glaubwürdigkeit der Anekdote keinen Abbruch thun.

und schlug ihn Bouchotte vor: Carnot hatte dagegen nichts einzuwenden, und der Ausschuß ließ die Ernennung geschehen. Hoche nahm auf den neuen Schauplatz den Befehl mit, um jeden Preis den Entsatz von Landau herbeizuführen, fand aber bei seiner Ankunft die Aufgabe fast hoffnungslos. Das Heer war schwach, entmutigt, zerrüttet; er erklärte Bouchotte, er könne nichts thun; was geschehen solle, müsse von der Rheinarmee ausgehen — und sandte zu diesem Zwecke eine Division seines Heeres zur Verstärkung Pichegrus hinüber. Indessen sah es dort nicht viel besser aus; die Nachrichten von Landau wurden mit jedem Tage bedenklicher, von Paris kamen neue, drängende Befehle. So gab es einen Augenblick von Ratlosigkeit hüben und drüben; Pichegru mußte seinerseits wieder einige Bataillone an das Moselheer abgeben: endlich entschloß sich Hoche auf Bouchottes Treiben zu einem umfassenden Angriffe auf die Preußen. Braunschweig aber, ohnedies im Begriffe, die Winterquartiere zu beziehen, wich langsam zurück, bis er etwa 15000 Mann in der festen Stellung von Kaiserslautern konzentriert hatte, und schlug hier alle Stürme der doppelt so starken Gegner mit mörderischem Nachdrucke ab. Einzelne Stürme, welche Pichegru gleichzeitig auf Wurmsers Verschanzungen bei Hagenau unternahm, hatten keinen besseren Erfolg; dieser erste Versuch war vollständig gescheitert.

Jetzt aber riß sich Hoche von jeder Rücksicht auf die Wünsche und Weisungen der Hauptstadt los. In seinem Mute nicht im mindesten erschüttert, stellte er in Paris den Antrag, zwei Drittel seiner Truppen, sowie die indes von den Ardennen anlangenden Verstärkungen zum Rheinheere hinüberzuführen und dann an dieser Stelle mit unwiderstehlicher Uebermacht den Feind zu durchbrechen [1]. Der

[1] So ist die bestimmte Aussage Soults, damals in Hoches Generalstab beschäftigt und mithin in der Lage, es zu wissen. Das Zeugnis St. Cyrs, der in dieser Zeit Adjutant einer Brigade im Rheinheer war und Carnot als Urheber des Planes nennt, kann dagegen nicht in Anschlag kommen.

Einfluß seiner Freunde bewirkte, daß ihm der Ausschuß sein erstes Mißlingen verzieh und seinen neuen Vorschlag genehmigte. So ging zuerst General Taponier mit 12000 Mann am 4. Dezember die Lauter hinab zum Rheine, drei andere Divisionen in gleicher Stärke folgten eine Woche später, ihre Ankunft führte hier auf der Stelle die Entscheidung herbei.

Pichegru hatte indes die Aufstellung der Oesterreicher zwischen dem Rhein und dem Gebirge unaufhörlich in Atem gehalten: ohne daß er besondere Fortschritte machte, brachte er den Gegnern stete Verluste bei, ermüdete sie durch endlosen Alarm, Strapazen und Anstrengungen und machte sie mürbe für den letzten vernichtenden Stoß. Wurmser, der seine Abteilungen stündlich zusammenschmelzen, die Franzosen täglich anwachsen sah, bat den Herzog von Braunschweig dringend um Unterstützung: dieser antwortete nur durch eine Aufforderung, die österreichische Armee durch eine Bewegung nach rückwärts den preußischen Quartieren anzunähern, und mit den Verhandlungen darüber ging Tag auf Tag verloren. Braunschweig hatte nicht unrecht, wenn er die Stellung seines Genossen bei Hagenau kritisierte, das wesentliche aber war immer, daß er nach der Stimmung seines Hofes sich auf keine große Angriffsoperation einlassen mochte[1]). Indes eilte er wenigstens mit einigen Bataillonen persönlich herbei, um den wichtigen Gebirgsposten bei Lembach, auf welchen Wurmsers rechter Flügel gestützt war, einigermaßen sichern zu helfen.

Aber es war bereits zu spät. Am 22. Dezember kam Hoche selbst im Hauptquartier des Rheinheeres an und hatte mit Pichegru und den Volksrepräsentanten eine eilige und kurze Beratung. St.-Just, der sich sonst nicht oft um militärische Einzelheiten kümmerte, dieses Mal aber dem jungen Generale nicht viel zuzutrauen schien, forderte ihn

[1]) Wagener sagt S. 196, er scheine Hoches Marsch nicht gekannt zu haben, des Herzogs Depesche aber vom 21. Dezember zeigt das Gegenteil. (Feldzug von 1793, 230.)

auf, seinen Plan den Volksrepräsentanten mitzuteilen. Aber Hoche kannte hier so wenig als irgend sonst eine Rücksicht: ohne einen Gedanken an die Gefahr, welche er mit einer Beleidigung des gefürchteten Repräsentanten auf sich nahm, erklärte er das Geheimnis für unerläßlich zum Gelingen und gab seinen Kopf als Bürgschaft für den Erfolg. Die Kommissare beim Moselheere, Lacoste und Baudot, kamen ihm zu Hülfe, und St.-Just ließ ihn mit stolzem Stillschweigen gewähren. In der Frühe des folgenden Morgens begann er seine Bewegung gegen den rechten Flügel der Oesterreicher. Deren Linie zog sich vom Rheine bei Drusenheim nordwestlich an Hagenau vorüber zum Gebirge und setzte sich von Reichshofen fast rein nördlich über Fröschweiler auf dem Kamme der nächsten Bergkette nach Wörth und Lembach fort, wo sich dann auf der steilen Kuppe der Scheerhöhle jene preußischen Truppen unter Braunschweig anschlossen. Hoche erkannte, daß diese Gebirgsposten den Schlüssel der feindlichen Stellung bildeten, da nach ihrer Einnahme der nach Süden vorgeschobene Mittelpunkt und linke Flügel der Oesterreicher unmittelbar im Rücken genommen und zwischen zwei Feuern vernichtet werden konnte. Er warf also auf Wörth und Fröschweiler den stärksten Angriff: General Hotze, welcher hier befehligte, leistete eine Zeitlang tapferen Widerstand, wurde dann aber völlig zersprengt und die Orte von den Franzosen mit stürmender Hand genommen. Wurmser wurde nur dadurch gerettet, daß Lembach und die Scheerhöhle sich den Tag hindurch behaupteten und ihm so die Zeit gewannen, über die Sauer zurückzugehen und eine neue Stellung dicht vor Weißenburg zwischen dem Rheine und dem Geisberg zu nehmen. Seine Truppen waren in halber Auflösung, um ein Drittel geschwächt, mit 18 000 Kranken und Verwundeten belastet: ein sofortiges Nachdringen der Franzosen würde ihn ohne weiteren Kampf zu schleuniger Fortsetzung des Rückzuges bestimmt haben. Allein ein innerer Hader auf der feindlichen Seite gab ihm noch einmal eine kurze Frist.

Pichegru sah nicht ohne Eifersucht auf seinem bisherigen

Schauplatze den jungen Gefährten mit solcher Wärme und solchen Erfolgen auftreten. Er hinderte ihn nicht, that aber auch nicht viel, ihn zu unterstützen: während er bei den Konventskommissaren in Hagenau blieb, stellte sich in der Schlachtlinie am 24. Dezember heraus, daß die Divisionen des Rheinheeres ihren Schießbedarf erschöpft und keine Befehle von Pichegru für ihre weiteren Bewegungen empfangen hatten. Hoche gab eiligst an Pulver und Patronen, was seine Truppen irgend entbehren konnten, und sandte an Pichegru die dringendsten Aufforderungen; dieser aber erklärte nicht zu wissen, wo seine Divisionen sich befänden, redete von dem Mißvergnügen seiner Truppen über die Anmaßungen des Moselheeres und forderte endlich die Entfernung des Generals Lefèvre, welcher ihn durch ungebührliche Zudringlichkeit beleidigt habe. Hoche besann sich hierauf keinen Augenblick. Er schrieb den Kommissaren am 24., es sei Zeit, die Eifersucht der beiden Heere, von welcher Pichegru meldete, zu zerstören, er fordere sie also auf, durch eine authentische Ausfertigung den General Pichegru zum Oberbefehlshaber der beiden Armeen zu ernennen. Dies Schreiben führte in Hagenau zu einer lebhaften Erörterung. St.-Just war sogleich zu der Maßregel bereit und bestimmte seine Kollegen, die Verfügung zu vollziehen; kaum aber war es geschehen, so kamen Baudot und Lacoste auf ihre Entschließung zurück und setzten trotz der bestimmt ausgesprochenen Abneigung St.-Justs am 25. durch, daß nicht Pichegru, sondern Hoche selbst mit der höchsten Leitung der Operationen beauftragt wurde[1]). Pichegru und St.-Just waren gleich stark verletzt, wollten aber in dem drängenden Augenblicke keine Verantwortung übernehmen: bei Hoche dagegen gab es wohl Erstaunen über den unerwarteten Erfolg, aber keinen Gedanken an persönliche Sorge; er übernahm den Oberbefehl, in vollem Bewußtsein des ihn verfolgenden Hasses

---

[1]) Depeschen Hoches an die Repräsentanten vom 4., 6., 18. nivose, an den W. A. vom 19., an Privat vom 23. nivose. St. Cyrs Darstellung zeigt sich hiernach als völlig ungenau.

und in voller Freudigkeit des jetzt gesicherten Sieges. Am 26. Dezember erneuerte er den Angriff gegen die Kaiserlichen auf der ganzen Linie und warf sie nach kurzem Gefechte vollständig. Der Geisberg, welcher Wurmsers Verbindung mit Weißenburg beherrschte, wurde erstürmt, und in raschem Anlaufe drängten die Franzosen gegen die Lauter vor. Wurmser schien verloren, als Braunschweig, von seiner Bergfeste her im rechten Augenblicke gegen die feindlichen Kolonnen hervorbrechend, noch einmal Rettung brachte und den Rückzug über die Lauter sicherte. Dann aber war kein Halten mehr, und trotz alles Zuspruches des Herzogs eilte Wurmser, überwältigt von Zorn und Kummer und jeder Hoffnung entsagend, auf das rechte Rheinufer zurück, worauf dann auch das preußische Heer den größten Teil der Pfalz preisgeben und sich mit der Deckung eines schmalen Landstrichs um Mainz begnügen mußte.

Am 28. Dezember sahen die französischen Scharen von den Anhöhen bei Klingenmünster das befreite Landau vor sich. Eben als man im Lager die weithin dröhnenden Freudenschüsse der Festung vernahm, traf ein Eilbote aus Paris mit der Nachricht ein, daß gleichzeitig im fernen Süden das wichtige Toulon den Feinden entrissen war. Der Jubel verdoppelte sich unter den Truppen: auf allen Seiten, gegen alle Widersacher stand Frankreich in strahlendem Siegesglanze. Für die Revolution aber näherte sich die Wendung der Zeiten. Sie hatte das Jahr zuvor den Krieg entzündet, um die Verfassung des Reiches zu sprengen; es war ihr gelungen, und das Land jetzt vollständig mit Gewaltthaten, Jammer und Schrecken erfüllt. Schon aber hob der Krieg die Männer empor, welche ihr selbst zu Meistern und Herren bestimmt waren: dieselbe Dezemberwoche brachte neben dem mächtigen Triumphe des Generals Hoche die erste Waffenthat Napoleon Bonapartes.

Drittes Kapitel.

Behandlung des Landes.

Mit den Septembergesetzen war das System, welches ein Jahr zuvor die Sendlinge des Stadthauses erprobt und seit dem Frühlinge die Konventskommissare thatsächlich geübt hatten, zur anerkannten Herrschaft über ganz Frankreich gelangt. Es war jetzt Rechtens, daß seine Freiheit verlor, wer der herrschenden Klasse mißliebig war, und daß sein Leben einbüßte, wer ihr gefährlich dünkte; es war gesetzlicher Grundsatz, daß der Staat von allem Eigentum nehmen konnte, so viel ihm beliebte, daß es für den Privatbesitz keinen Schutz auch gegen die Gelüste der einzelnen Machthaber gab. Ein Zustand ohne Beispiel in dem Leben einer großen Nation trat ein. Der Despotismus, welcher kein Recht der Unterthanen sich gegenüber kennt, ist auch sonst vorgekommen; er ist nicht selten im alten Orient und im neueren Europa gewesen und hat bei kurzer Dauer zuweilen zu Ordnung, Einheit und großen Zielen geführt. Hier aber war die Lage die, daß man wohl wußte, wer geknechtet war, nicht aber, wer regierte. Eine entfesselte Pöbelmasse, von wechselnden Leidenschaften erregt, von zwieträchtigen Demagogen geführt, das war der Despot des französischen Volkes: die grundsätzliche Anarchie als unumschränkte Regierung, ein zerstörender Widerspruch in sich selbst, der, wohin er reichte, nichts als Tod und Vernichtung bringen konnte. Was diese Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung und der Gesetzgebung geleistet hat, werden wir später, bei dem Abschlusse ihrer Diktaturperiode im Zusammenhange vergegenwärtigen: hier betrachten wir das Verfahren und die Mittel, wodurch sie ihre Herrschaft

aufrecht erhielt und im erbitterten Parteienkampfe immer stärker konzentrierte. Sehen wir zunächst, in welcher Weise die Gesetze des 5. und 17. September im Lande zur Ausführung kamen.

Die Formen des Verfahrens sind uns im allgemeinen schon bekannt. Den Mittelpunkt des revolutionären Treibens gab in jedem Departement der dort in Mission befindliche Konventskommissar. In den Hauptorten der Bezirke wirkte er selbst, in die Dörfer und die kleineren Städte sandte er ortskundige Patrioten mit unbeschränkter Vollmacht zu verhaften und zu konfiszieren. Das erste war überall die Versammlung oder die Bildung eines Jakobinerklubs, welcher, durchgängig selbst aus Proletariern bestehend, die niedere Volksklasse über das ihr zuwachsende Heil in dem neuen Systeme zu unterrichten und mit der Aussicht auf Wohlleben und Herrschaft zu begeistern hatte. Daran schloß sich in der Regel eine neue Besetzung der Revolutionsausschüsse mit unbedingten Demokraten, welche dann ohne Zaudern die Verhaftung aller noch frei umhergehenden Verdächtigen bewerkstelligten. Indessen ging der Konventskommissar die Listen der Gemeinde- und Bezirksbeamten durch, verfügte die Absetzung der Männer, welche er zu den Klassen der anständigen Leute, reichen Egoisten oder religiösen Fanatiker rechnete, und ließ sich von den Klubs geeignete Ohnehosen zur Ersetzung derselben vorschlagen. Die Requisitionen gingen daneben ihren unaufhaltsamen Gang. Anfangs blieb es bei dem gesetzlichen Titel des Herbeischaffens solcher Gegenstände, welche zur Rüstung und Verpflegung der Heere nötig wären: da es aber wenig Dinge giebt, welche nicht irgendwie bei einem großen Kriegswesen verwendet werden könnten, so erstreckte man schon damit seine Forderungen auf allen ersinnlichen Reichtum und ließ bald auch den letzten Vorwand fallen, um ungescheut zu nehmen, was das Herz begehrte. Nach dem Grundsatze St.-Justs, daß die Republik das Land nach Eroberungsrecht regiere, schrieb man Kontributionen unter dem Titel revolutionärer Taxen aus, deren Umlage auf die einzelnen Bürger wieder von den

Lokalausschüssen nach der politischen Gesinnung und persönlichen Gunst oder Abneigung gemacht wurde. Schien irgendwo die Bevölkerung zum Widerstand gegen so gehäufte Mißhandlung geneigt, so beeilte man sich, an Ort und Stelle ein Revolutionsheer nach dem Muster des Pariser zu bilden und zur Abkürzung des gerichtlichen Verfahrens ein Revolutionstribunal einzusetzen, so daß es nach sechs Monaten wenige Städte in Frankreich gab, welche nicht ein solches Blutgerüst und eine solche Garnison besessen hätten.

Wir wollen, um dieses Treiben im einzelnen anschaulich zu machen, nur einigen der Kommissare auf ihrem Wege folgen und aus ihren Berichten ein Bild ihres Thuns aufstellen[1]). In den Departements der Picardie zog André Dumont einher, mit dem vollen Bewußtsein, daß er das Volk unter seinen Händen zu erneuern, alles Vorhandene umzukehren, alle Freunde desselben zu vernichten habe. Täglich, schrieb er am 24. Oktober, entdecke ich neue Schätze, Geld und Assignaten, silberne Löffel und Kaffeetöpfe, alles gute Beute, weil es Aristokraten oder Emigranten gehört; ich lasse alle Priester verhaften, welche sich die Feier des Sonntags erlauben; in einer Scheune habe ich drei schwarze Tiere, welche man Mönche nennt, versteckt gefunden und ergriffen. Den 26. berichtete er aus Beauvais, daß die Bauern ihr Korn nicht zur Verpflegung von Paris hergeben wollten, worauf aber eine Abteilung des Pariser Revolutionsheeres schnell reine Bahn gemacht habe; den Stadtrat habe er selbst ohne Zaudern abgesetzt und alle Böswilligen in Haft genommen. Eine Menge Koffer mit den geraubten Schätzen sandte er dem Konvente ein und erklärte am 3. November, daß er in den Departements des Nordwestens 400 Heiligenbilder in die Münze geschickt, im Departement Somme weder Blei noch Kupfer noch Silber in irgend einer Kirche

[1]) Wo im folgenden keine besondere Quelle citiert ist, stützt sich die Darstellung auf die im Moniteur gedruckten Depeschen der Kommissare selbst.

gelassen habe. Nicht anders verfuhren von Lille aus die Repräsentanten Isoré und Duquesnoi in Flandern. Sie rissen, wie sie sich ausdrückten, den Klub von Lille aus seinem Schlafe, empfingen von ihm Anzeige über die in der Stadt vorhandenen Aufkäufer, Reichen und Aristokraten, setzten den Stadtrat ab und rekrutierten aus dem Proletariate des Ortes ein Revolutionsheer von 1000 Mann. Alles gehört dem Volke, nichts dem einzelnen, war dabei Isorés Schlagwort[1]). Eine Abteilung des Heeres zog dann nach Douai, wo in einem Tage fünfzig Menschen verhaftet und alle Behörden erneuert wurden: von dort ging es nach Dünkirchen, wo Isoré eine Anzahl Kaufleute ohne weiteres als Wucherer deportieren ließ, ihr Vermögen einzog und zur Verfolgung aller Mißliebigen ein Revolutionstribunal ernannte. Auch hier wurden die Priester eingesperrt und alle Kirchen geschlossen[2]). Die Champagne bearbeitete in gleichem Sinne der Konventskommissar Ruhl, welcher in Reims unter anderem Kirchengerät auch die Oelflasche des heiligen Remigius zerbrach und die Scherben derselben dem Konvente einschickte[3]). In Lothringen waren Lacoste und Mallarmé als Kommissare beim Moselheere mit der Eintreibung revolutionärer Taxen beschäftigt. Sie veranlaßten zuerst den Klub von Metz, „die Mittel zur Verjagung der Feinde" zu beschaffen; dieser beschickte dann die Volksgesellschaften von Nancy, Lunéville, Pont-à-Mousson, und jede derselben gab den Botschaftern ihrerseits wieder Vertrauensmänner mit, so daß der Haufen dieser freiwilligen Steuerempfänger sich bei jedem Schritte vergrößerte. Sie erstreckten ihre Ausflüge bis nach Belfort im Elsaß, wo der Revolutionsausschuß auf ihren Vortrag 25 Personen mit 135 000 Francs besteuerte, den einen als Aristokraten mit 3500, den andern als Egoisten mit 7000, sechs arme Handwerker

[1]) Isoré an Bouchotte 4. November (bei Legros).

[2]) Dufresse, General des Revolutionsheeres, an Bouchotte 6. Dez. (bei Legros).

[3]) Was natürlich nicht hinderte, daß sie bei der Krönung Karls X. wieder gebraucht wurde.

als Fanatiker mit je 3, einen „gemäßigten" Rentner mit 1000 Francs — und so fort[1]). Die Geplünderten baten vergebens den für das südliche Elsaß ernannten Kommissar, Hérault de Séchelles, um Abhülfe: Hérault, selbst Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, hatte keine andere Gesinnung als Lacoste und meldete im November nach Paris, daß er überall den Wucher und den Fanatismus getroffen, die Klubs gereinigt, die Behörden abgesetzt, den Ohnehosen alle Aemter übertragen habe; ein Volksvertreter, schrieb er damals seinem würdigen Kollegen Carrier, muß stets die großen Maßregeln befehlen, die Ausführung niederen Agenten überlassen und sich nie durch schriftliche Verfügungen kompromittieren.

Noch härter war in derselben Zeit das Schicksal Straßburgs und des niedern Elsaß[2]). Anfang Oktober hatten die Repräsentanten Guyardin und Milhaud eine vorläufige Reinigung der Behörden durchgeführt, einen Polizeiausschuß für das ganze Departement ernannt und am 15. die Bildung eines Revolutionsheeres und Revolutionsgerichtes verfügt. Letzteres bestand aus einem alten, heimtückischen Kanonikus Taffin, einem schmiegsamen Kandidaten der Theologie, einem ungebildeten Vergolder. Oeffentlicher Ankläger war ein verlaufener deutscher Geistlicher, der ehemalige Bonner Professor Eulogius Schneider, welcher seine Thätigkeit damit begann, eine Anzahl Krämer und Hökerinnen wegen Uebertretung des Maximums in schwere Geldbußen zu nehmen. Jedoch entwickelte sich in vollem Umfange der Schrecken erst Ende des Monats, als St.-Just und Lebas als außerordentliche Bevollmächtigte des Wohlfahrtsausschusses nach Straßburg kamen. St.-Just fuhr Schneider gleich bei dem ersten Begegnen an: „Wozu die Weitläufigkeiten? kennst du die Verbrechen der Aristokraten nicht besser? in den 24 Stunden, welche du mit einer Untersuchung verschleppst, sind ebensoviele Verurteilungen zu

[1]) Aus den Papieren des Wohlfahrtsausschusses.

[2]) Das Folgende meist aus Strobel, Geschichte des Elsasses, die sich hier wie überall auf Akten und authentische Berichte stützt.

schaffen." Er brachte über sechzig Jakobiner aus dem Innern mit, welche als Apostel der Aufklärung und der französischen Sprache täglich 15 Francs Diäten und freie Verpflegung erhielten, sich mit Schneider bald überwarfen und heftig gegen alle Kleriker und Kirchen zu Felde zogen. Schneider war um so eifriger, sich durch maßlose Strenge das Wohlwollen St.-Justs zu sichern, verurteilte die Bierbrauer der Stadt wegen ihrer Habsucht in eine Geldstrafe von 250 000, die Bäcker als Feinde der Menschheit zu 300 000, einen Spezereihändler wegen Verletzung des Maximums zu 100 000, einen Apotheker wegen zu teuer verkauften Rhabarbers zu 15 000 Francs Strafe, und so folgten sich die Bußen in langer Reihe zwei Monate hindurch. St.-Just selbst schrieb indes eine Anleihe von 4 Millionen auf die Reichen der Stadt, acht Tage nachher eine andere von 9 Millionen auf das Departement des Niederrheins, Ende November eine dritte von 4 Millionen auf die Bauern des Elsasses aus, weil sie nur bei ihren altgläubigen Pfarrern die Messe hören wollten[1]). Dazu kamen Lieferungen von Schuhen, Betten, allen in der Stadt vorhandenen Mänteln. Die Kirchen und Synagogen wurden geschlossen, die Kirchengefäße konfisziert, die Bildsäulen am Münster auf St.-Justs ausdrücklichen und wiederholten Befehl zerschlagen. Unter dem unablässigen Antreiben des Repräsentanten füllten sich die Gefängnisse: in Straßburg waren Ende 1793 über 2000 Menschen verhaftet, Bauern, Handwerker und Gebildete durcheinander, gut oder schlecht behandelt, je nachdem sie Schneider größere oder geringere Geldsummen für ihre Verpflegung erlegten. Dies hatte zur Folge, daß im Dezember Schneider selbst auf St.-Justs Befehl verhaftet und nach Paris geschickt wurde: seitdem handhabte der Maire Monet, St.-Justs Gesinnungsgenosse, eine gerechtere, d. h. über alle gleich schonungslose Tyrannei. Die Guillotine war in unausgesetzter Thätigkeit[2]): alle Aristo-

[1]) C. N. 4., 15., 21. November.

[2]) Gatteau an Daubigny, 27 brumaire II (Papiers de Robespierre II, 248): Es war Zeit, daß St.-Just ankam und mit

kraten, meldete St.-Just an Robespierre, vom Stadtrat, von den Gerichten und den Regimentern sind zum Tode gebracht[1]). Das Vermögen der verurteilten Fanatiker, schrieb Milhaud am 23. November, bringt der Republik eine Einnahme von 15 Millionen. „Gutes Volk," verkündete damals Monet den Straßburgern in einem Manifeste, „erhebe dich und segne dein Geschick. Es verschwinde der Kaufmannsgeist, die Thränen der reichen Egoisten seien die Freudenquelle der Ohnehosen. Es naht das Ziel eurer langen Entbehrungen, die Republik sichert euch ein Erbgut in dem Ueberfluß der gefühllosen Reichen."

Wenden wir uns nun in den Süden des Reiches hinüber, so finden wir überall dasselbe Schauspiel. Im Jura requirierten die Konventskommissare Bassal und Lamarque binnen 24 Stunden 1200 gedeckte Betten, Leinentücher für 5000, Wollentücher für 419000 Francs und erklärten einige Wochen später, daß alles, was im Departement an Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Blei, an Holz, Leder und Seife, an Getreide, Wein, Branntwein und Essig, an Pferden, Vieh, Fourage und Kleiderstoffen vorhanden sei, zur Verfügung der Republik stehe[2]). Puy-de-Dome wurde durch Robespierres Freund Couthon gereinigt und im patriotischen Sinne neu belebt. Schon im September, ehe er sich nach Lyon begab, setzte er die Beamten ab, gab die Gewalt den Klubs, bildete Revolutionsausschüsse und Revolutionsgerichte; daran schlossen sich Revolutionstaxen und Requisitionen aller Art[3]) und Anfang November eine voll-

---

Beilschlägen auf den Fanatismus, die Trägheit, die deutsche Dummheit der Elsässer, die Selbstsucht und Habgier der Reichen einhieb. Sainte guillotine est dans la plus brillante activité! Quel maître-bougre que ce garçon-là!

[1]) Robespierre bei den Jakobinern 21. November. Nichtsdestoweniger sagt Buchez voll von Bewunderung für St.-Just: der Elsaß wurde regeneriert ohne einen Tropfen vergossenen Blutes, und Louis Blanc spricht es ihm, wie eine Menge ähnlicher Wahrheiten, getreulich nach.

[2]) Sommier, révolution dans le Jura 267 ff., 355 und sonst.

[3]) Barante, convention 3, 325.

ständige Ausräumung aller Kirchen, so daß er selbst den Wert der Beute im Konvente auf mehrere Millionen anschlagen konnte[1]). Nicht anders zählte in Marseille die Beute nach Millionen[2]); die Zahl der freiwilligen oder gezwungenen Auswanderer stieg dort auf 12 000, unter ihnen die reichsten Handelsherren und Fabrikanten, und deren ganzes Vermögen unterlag von Rechts wegen der Konfiskation. Aus Bourges berichtete im Oktober[3]) Laplanche den Jakobinern: überall habe ich den Schrecken auf die Tagesordnung gebracht, die Föderalisten abgesetzt, die Verdächtigen eingesperrt, die Royalisten hingerichtet; Orleans hat 50 000 Francs geliefert; Bourges binnen zwei Tagen 2 Millionen. Baudot und Chaudron brachten nicht geringere Ernte in Toulouse zusammen, wo sie 1500 Personen, darunter alle Beamte des Departements, in Haft hielten und den Klub zu einem Befehle veranlaßten, alles Gold und Silber gegen Assignaten einzutauschen[4]). Im Departement des Aveyron rühmte der Führer des Revolutionsheeres, daß er unendliches Gold und Silber erbeutet habe[5]), während in Bayonne alle Musseline und Spitzenzeuge in Requisition gestellt wurden, um den Truppen, wie es hieß, Beinkleider davon zu machen[6]). Mit besonders scharfem Maße wurde nach seiner Rolle im girondistischen Aufstande Bordeaux von Tallien und Ysabeau behandelt. Nach einer gründlichen Entwaffnung der Einwohner bildeten die Kommissare ein Revolutionsheer, verhafteten alle Führer der früheren Bewegung, die Beamten und reicheren Kaufleute, im ganzen über 1500 Menschen, und hielten die Guillotine in ununterbrochener Thätigkeit.

---

[1]) C. N. 4. Dezember.

[2]) Gasparin, 4. September 1793 (Moniteur 7. Oktober 1794): die von uns begehrten vier Millionen werden morgen bezahlt sein; außerdem haben wir alle in der Stadt befindlichen Uniformen requiriert.

[3]) 24 vendémiaire.

[4]) C. N. 14. November. Der Konvent kassierte den Befehl nachträglich.

[5]) C. N. 10. November.

[6]) C. N. 21. messidor 3.

Tallien, welcher mitten unter dem Blutvergießen ein prunkendes Schlemmerleben führte, stellte das Kirchensilber den Theatern zur Verfügung und erpreßte an Revolutionssteuern unendliche Summen, allein von drei Kaufleuten über zwei Millionen[1]). Noch ärger hauste Héberts und Collots Freund Fouché in den Departements Nièvre und Allier, wo er zunächst ein Revolutionsheer rüstete, dann Absetzungen und Verhaftungen in Masse vornahm und in der ganzen Provinz die Einlieferung alles Metallgeldes und sämtlicher Pretiosen mit Ausnahme des weiblichen Schmuckes bei strenger Strafe befahl. Zugleich warf er seinen Zorn auf das Kirchentum, ließ auf den Friedhöfen die Kreuze durch Bildnisse des Schlummers ersetzen, sperrte die Priester ohne Unterschied ein und sandte den November hindurch schwere Massen Kirchengerät im Werte vieler Millionen nach Paris. Seinen Berichten, welche durch so gewichtige Belege empfohlen waren, klatschte der Konvent Beifall: die Einziehung alles Metallgeldes wurde zwar als Regierungsgrundsatz noch suspendiert[2]), dafür aber ein Gesetz erlassen, daß alle versteckten Kostbarkeiten der Konfiskation unterliegen sollten[3]). Da nun kein Mensch sein bares Geld öffentlich zur Schau legen kann, so hatten mit diesem Dekrete die Kommissare die offizielle Befugnis, jede verschlossene Geldkiste für gute Beute zu erklären, und machten davon den umfassendsten Gebrauch. Noch das gelindeste war, daß sie die Besitzer zum Eintausche gegen Assignaten zwangen; so verfuhr z. B. der jüngere Robespierre in der Provence[4]) und Lacoste und Baudot im Elsaß, welche auf diese Art in den ersten Monaten 1794 über 20 Millionen in den rheinischen Departements zusammenscharrten. Der Schrecken war so groß, daß dort wie in Nevers und Moulins die Bürger unaufgefordert den gefährlichen Reichtum einlieferten. Wohl-

---

[1]) Cambons Bericht vom 13. Dezember 1794.
[2]) 23. November.
[3]) 13. November.
[4]) Seine Depeschen bei Buchez 35, 426 ff.

unterrichtete Forscher sind zu der Schätzung gelangt, daß binnen sechs Monaten die verschiedenen Erpressungen drei- bis vierhundert Millionen in Metallgeld den Bürgern entzogen haben, während die Zahl der Verhafteten in ganz Frankreich über 200 000 gestiegen sei. An Widerstand wagte niemand zu denken, in der Bevölkerung schien kein anderes Gefühl als das der persönlichen Erhaltung, kein anderer Trieb als auf Rettung durch Nachgiebigkeit und Verborgenbleiben zu liegen. Immer hatte die Regierung ein richtiges Bewußtsein von dem allgemeinen Hasse, welcher durch diese Einschüchterung niedergehalten wurde, und gab sich eine weitere materielle Sicherheit durch ein Dekret vom 15. Dezember, welches unter dem Vorwande der Kriegsrüstung mit Androhung harter Strafen alle Waffen einzuliefern befahl. Mit einer solchen Gründlichkeit und Strenge wurde diese Maßregel vollzogen, daß zwei Monate später die Regierung die Sicherheit hatte, daß von der Maas bis zu den Pyrenäen keine Flinte mehr in Städten und Dörfern zu finden war[1]. Wären damals also noch die Elemente zu einem Aufstande vorhanden gewesen, so würde es immer an den Mitteln zur Ausführung gefehlt haben[2].

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Paris den Provinzen auf den Wegen dieser Tyrannei mit furchtbarem Beispiele voranging. Sein Revolutionsheer übertraf die Banden der Departements sämtlich an verbrecherischer Nichtswürdigkeit: mehr als einmal kamen die Klagen an den Konvent, wie Ronsins Genossen die Dörfer ausplünderten, wie sie mit Mißhandlungen aller Art Geld und Geldeswert von den Bauern erpreßten, wie es vorkam, daß sie einem Pächter die Füße in das Feuer des Herdes hielten, bis er

---

[1]) So meldete damals Mallet du Pan nach genauer Erkundigung der englischen Regierung. In Paris fand sich jedoch der Wohlfahrtsausschuß noch am 23. Juli 1794 zu einer neuen Einschärfung des Gebots veranlaßt; die damals abgelieferten Waffen wurden durch Konventsdekrete vom 17. November den Bürgern zurückgegeben.

[2]) Mallet, mémoires II, 8, 19.

den Schlüssel zu seinem Geldschranke überlieferte. In der Stadt wuchs die Zahl der Verhafteten rasch auf 5000. Alle erhielten auf gemeinsame Kosten eine gleichmäßig dürftige Verpflegung und hatten nur zu schriftlichem Verkehr mit ihren Verwandten Erlaubnis. Das Revolutionsgericht war in regelmäßiger, immer anwachsender Thätigkeit. Am 14. Oktober wurde, nach einer von Mißhandlungen aller Art erfüllten achtwöchentlichen Haft in der Conciergerie, die Königin vor seine Schranken geführt. Sie erschien in zerlumptem Kleide mit graugewordenem Haare, aber in so ruhiger Würde und leuchtender Resignation, daß selbst das Publikum dieses Tribunals sich der Ehrfurcht und des Mitleidens nicht erwehrte. Ihren Höhepunkt erreichte diese Stimmung, als Hébert unter den Belastungszeugen auftrat. Er hatte den achtjährigen Sohn und die zwölfjährige Tochter der Angeklagten mit einem Verhöre gepeinigt, ob die Mutter mit jenem in unzüchtigem Verkehre gestanden; es war ihm gelungen, von dem Knaben, welchen sein Wärter, der Schuster Simon, bald mit Schlägen quälte, bald mit Branntwein berauschte, die Unterzeichnung eines mit solchem Inhalte besudelten Protokolles zu erschleichen; es hatte, damit ja die ganze Partei sich mit dem Brandmal dieser Abscheulichkeit belaste, der Gemeinderat seine Bemühungen gebilligt, der Jakobinerklub seine Erklärung beklatscht. Jetzt kam er zu dem Gerichte, um die Königin vor der Hinrichtung noch mit der Anklage unnatürlicher Wollust zu entehren. Sie aber schwieg zuerst, und dann zur Antwort aufgefordert, vernichtete sie ihn mit den halberstickten Worten: eine Mutter kann auf solche Dinge nichts entgegnen; ich rufe jede Mutter an, die etwa hier anwesend ist. Ein tiefes Murren ging durch den Saal, und die Richter wagten keine weitere Frage. Als Robespierre davon hörte, rief er aus: der elende Dummkopf, er wird unsere Feinde zum Gegenstand des Bedauerns machen. Das Schlußurteil verstand sich von selbst, am 16. Oktober fiel das Haupt der Königin auf dem Blutgerüst. Vierzehn Tage später folgten die gefangenen Girondisten Vergniaud, Brissot und achtzehn

Genossen: sie waren ohne Haltung während der Debatten, schoben einer dem andern die Schuld der Vergehen zu, welche einst den Stolz ihrer Politik gebildet hatten und fanden erst bei dem Todesgange selbst eine sichere und stolze Standhaftigkeit wieder. Die weitläufigen Verhandlungen ihres Prozesses gaben dem Tribunal Veranlassung, den Konvent um Abkürzung der gesetzlichen Formalitäten zu bitten, worauf dann Robespierre ein Dekret durchsetzte, daß nach dreitägiger Verhandlung die Geschworenen jedem weiteren Verfahren durch die Erklärung, ihre Ueberzeugung sei gebildet, ein Ende machen könnten. Immer unverhüllter brach der politische Zweck des Instituts durch die heuchlerische Form der strafenden Gerechtigkeit hindurch. Bis zum Ende des Jahres lieferte es 120 Personen auf das Blutgerüst. Darunter war Frau Roland, die nach dem Sturze ihrer Partei auf jedes persönliche Interesse, auf Ehrgeiz, Lebensglück und Rettung verzichtet und bei der Flucht ihrer Genossen mit ruhigem Heldenmute in Paris ihr Geschick erwartet hatte. Inmitten der politischen Katastrophe war in ihrem, bis dahin nur für Politik schwärmenden Herzen eine tiefe menschliche Neigung für einen ihrer Parteifreunde, Buzot, aufgegangen, der jetzt als Geächteter in der Umgegend von Bordeaux zu Tode gehetzt wurde. Sie hatte kein anderes Gefühl mehr, als daß Kerker und Schafott der Weg zu Befreiung und seliger Ruhe sei, und ging nicht bloß mit mutiger Fassung, sondern mit strahlender Freude zum Tode[1]). An sie reihten sich Philipp von Orleans, welcher, bußfertig und zerknirscht, sich wegen seiner Vergehungen gegen König Ludwig laut anklagte[2]), dann Bailly, den man einer rachgierigen Pöbelrotte zu stundenlanger Mißhandlung überließ, ohne daß alle Qualen die heitere Gelassenheit des Greises zu brechen vermochten; hierauf Manuel, Barnave und eine lange Reihe der abgesetzten Generale[3]).

---

[1]) Dauban, étude sur Mad. Roland, Paris 1864.
[2]) Brief seines Beichtvaters bei Nettement, Girondins 172.
[3]) Ueber die Einzelheiten vgl. den trefflichen Essay: the re-

Der Gemeinderat fühlte sich im Anblick dieser Triumphe im vollen Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit. Waren es doch recht eigentlich seine Wünsche, seine Gesinnungen, nach welchen jetzt Frankreich in allen Schichten und Richtungen umgekehrt und ausgebeutet wurde. Er hatte den Ton angegeben, welchen die Konventskommissare aus Norden und Süden wiederhallen ließen: er hatte kaum noch eine andere Sorge, als auf den Wegen der Zerstörung hinter keinem der Schüler zurückzubleiben. Vor allem reizte ihn, was Dumont und Fouché gegen die alte Gegnerin der Revolution, gegen die Kirche, begonnen; Religionshaß und Beutelust wirkten hier zusammen, und im November wurde die völlige Vernichtung der Kirche das Lieblingsthema der städtischen Debatten. Zuerst ließ Chaumette allen Gottesdienst außerhalb der Kirchen verbieten, dann regte man einige Priester an, öffentlich ihrem Stande den Rücken zu kehren, endlich am 7. November erschien der Bischof von Paris, Gobel, mit einem großen Zuge konstitutioneller Kleriker, geführt von dem Gemeinderate, im Konvent, um sich im Angesicht der Nation von dem alten Aberglauben feierlich loszusagen. Der Berg stimmte mit heftigem Klatschen ein, die Abgeordneten, welche selbst eine kirchliche Würde bekleideten, folgten dem Beispiel, und Chaumette bat, daß der Konvent einen Tag des republikanischen Kalenders der Vernunft als der einzigen Gottheit weihen möge. Hierauf trug man die Bewegung in die Sektionen, welche dann eine nach der andern ihre Kirchen schlossen und die silbernen Geräte, gestickten Meßgewänder, wertvollen Reliquienbehälter entweder in den Konvent oder auf das Rathaus schleppten. Am 10. November wurde Notredame in Anwesenheit des Konvents und des Stadtrats durch eine halbberauschte Bande freier Sansculotten als Tempel der Göttin Vernunft eingeweiht, die Darstellerin der letzteren, eine gefällige Schönheit des Balletts, in durchsichtigem Florkleide auf dem Haupt-

volutionary tribunals bei Wilson Croker l. c. sowie Campardon, le tribunal révolutionnaire.

altar sitzend, mit der Carmagnole umtanzt. So ging das Unwesen in täglichen Wiederholungen fort und wurde, wie wir sahen, von den Repräsentanten in den Provinzen mit Eifer nachgeahmt. Die Bürger waren entrüstet, aber hier wie bei allen anderen Freveln still; nur die Frauen drängten sich in zorniger Unerschrockenheit zu Tausenden in die wenigen Kirchen, welche die Machthaber noch dem christlichen Kultus offen gelassen hatten. Das Stadthaus redete von ihnen als leichtfertigen Dirnen, welche für ihre Sünden Buße thun wollten, ließ sie aber, sonst seines Sieges sicher, gewähren[1]).

Dies war die Verwaltung, welche das Septemberregiment als den regelmäßigen und gewöhnlichen Zustand über Frankreich verhängte. So trat es in allen Teilen des Landes auf, welche mit geduldiger Unterwürfigkeit das Joch auf sich genommen und durch keinen thätigen Widerstand einen besonderen Zorn der Sieger geweckt hatten. Allerdings, an Grund zu despotischem Argwohn fehlte es auch in solchen Gegenden den Machthabern nicht. Wie sehr auch die Freiheit der Presse und des Wortes erstickt war, wie scheu jeder einzelne seine Erregung im Innersten des Hauses und seine Gefühle in der Tiefe der Brust verbarg, so empfanden doch die Tyrannen den allgemeinen Abscheu in der Totenstille und der eisigen Kälte, womit die Massen der Bevölkerung sich von ihrem Treiben hinwegwandten. Ohne irgend eine Ausnahme meldeten die Kommissare aus den Provinzen, daß das Volk zwar gut, aber verführt sei, daß es bei ihrer Ankunft keine Ahnung von seinen Rechten gehabt, daß die Aristokraten und Egoisten allen Einfluß besessen hätten. In Paris selbst wurden die Jakobiner unaufhörlich an die Entrüstung erinnert, mit welcher die Nation das Joch einer nur durch ihre Frevel kräftigen Minderheit ertrug: noch im November finden wir Bewegungen in einzelnen Sektionen,

[1]) Allerdings ließ Chaumette alle Witwen und einzeln lebenden Frauen mit häufigen nächtlichen Haussuchungen plagen, unter dem Vorwande, daß sie eines liederlichen Lebenswandels verdächtig eien. Moniteur, an V, niv. II, 402.

welche zwar mit Siegesberichten der Patrioten endigten, aber von Konvent und Kommune mit gutem Grunde als drohender Beweis für die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung aufgefaßt wurden. Mit einem Worte, überall fühlten die Jakobiner sich einsam im Lande, verurteilt, immer vernichtender zu wüten, wenn sie selbst der Vernichtung entrinnen wollten.

Welche Greuel aus dieser Alternative hervorgehen konnten, zeigte sich denn vor allem an den Punkten des Reiches, welche mit den Waffen in der Hand ihr Dasein gegen die Republikaner verteidigten. Lyon hatte nach heldenmütigem Widerstande, von Dubois-Crancés Batterien beschossen, durch Couthons Bauernhaufen ausgehungert, am 9. Oktober seine Thore auf Gnade und Ungnade geöffnet[1]). In demselben Augenblicke kam es zwischen den beiden Repräsentanten zu bitterem Streite, welchem erst der Wohlfahrtsausschuß durch Abberufung, ja durch Verhaftung Dubois-Crancés ein Ende machte. Ueber die Stadt aber verhängte der Konvent auf den Antrag des Ausschusses völlige Vernichtung: sie sollte bis auf Fabriken, Schulen und Hospitäler zerstört, das Vermögen der Reichen unter die Patrioten verteilt, die aufständische Bevölkerung kriegsrechtlich bestraft werden. Couthon, welcher dies Urteil in höchster Stelle zu vollstrecken hatte, war bis dahin hinter keinem andern an blutdürstigem Parteihaß zurückgeblieben; indessen hatte der Fanatismus bei ihm den politischen Sinn oder, wenn man lieber will, den menschlichen Verstand nicht ganz zerrüttet, und dieses Mal wurde auch er von dem Wahnsinne einer solchen Rachgier betroffen. Er sah die selbstmörderische Verrücktheit, die herrliche Stadt, eine Blüte Frankreichs, eine Lebensquelle für Hunderttausende, nach ihrer Unterwerfung selbst zu vertilgen. Er sah, daß die ganze Bevölkerung, Besitzer und Arbeiter ohne Unterschied, den Konvent haßte, aber, erschöpft, wie sie war, durch einige Strenge gegen die Häupter

---

[1]) Eine genaue Erörterung des Hergangs in einem Berichte Merlins von Thionville an die C. N. 23. Oktober 1794.

und zweckmäßige Behandlung der Massen doch immer beruhigt werden konnte. Auch würden, wenn er weiter hätte gehen wollen, ihm die Mittel gefehlt haben. Denn die Bauern des Landsturms hatten sich zur Hälfte vor, zur Hälfte nach der Einnahme verlaufen, ein Teil der Truppen war sogleich nach der Kapitulation gegen Toulon in Marsch gesetzt worden, und bei den übrigen zeigte sich eine entschlossene Weigerung, zu einem Massenmorde entwaffneter Gegner Henkersdienste zu leisten. Aus all diesen Gründen nahm es Couthon auf sich, den Beschluß des Konvents, wenn nicht ausdrücklich abzuändern, doch in langsamer Ausführung hinzuschleppen. Am 14. Oktober hatte er ein Kriegsgericht für die unter den Waffen Ergriffenen niedergesetzt, welches dann in sechs Wochen ungefähr hundert Personen erschießen ließ und mithin nach gewöhnlichen Begriffen für sich allein genug that, um Couthon gegen jeden Verdacht einer zu weichherzigen Menschlichkeit zu sichern[1]). Dann bildete er zwei sogenannte Kommissionen der Volksjustiz, welche er aber so bestimmt an die gewöhnlichen Prozeßformen band, daß sie bis zum Ende des Monats kein Urteil zu stande brachten. Die Zerstörung der Häuser wurde von einem Tage zum andern verzögert und, was die Klubisten in Lyon wie in Paris wohl am meisten erbitterte, den einzelnen Patrioten auf das strengste die Plünderung der aristokratischen Wohnungen untersagt. Eine solche Haltung rief in der Hauptstadt die lebhafteste Mißbilligung hervor. Als in dem Pariser Gemeinderate einmal bemerkt wurde, daß die gänzliche Zerstörung Lyons dem gesamten französischen Handel eine tödliche Wunde versetzen würde, sagte Hébert, Gewerbe und Künste seien überhaupt die geborenen Feinde der Freiheit,

[1]) Er schreibt am 20. Oktober an Robespierre (Papiers de Robespierre I, 362): Besorge mir doch einen Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, der mich nach Toulon schickt. Wenn ich dorthin komme und die Hölle sich nicht dazwischenlegt, so wird das System der offenen Gewalt in Toulon herrschen, wie es in Lyon geherrscht hat. Sobald Toulon verbrannt ist — denn diese nichtswürdige Stadt muß schlechterdings von dem Boden der Freiheit verschwinden — sobald Toulon verbrannt ist, komme ich zu euch zurück.

im Interesse von Paris liege es aber, keine so bedeutende Stadt wie Lyon neben sich auf dem französischen Boden zu dulden[1]). Seine Parteigenossen sämtlich waren einverstanden in dem Schlusse, wenn nach Couthons Aussage die ganze Bevölkerung Lyons unpatriotisch sei, so müsse man eben alles ohne Unterschied dort vertilgen. Couthon, von dieser Tendenz unterrichtet, bat darauf selbst um seine Abberufung, und am 29. Oktober beschloß der Wohlfahrtsausschuß, ein anderes seiner Mitglieder, Collot d'Herbois, nebst dem in Nevers bewährten Fouché, mit neunzehn Auserlesenen des Pariser Klubs und 3000 Mann des Pariser Revolutionsheeres zur Vollstreckung der Volksrache nach Lyon zu entsenden. Andere Revolutionsheere wurden in allen Lyon benachbarten Departements aufgestellt und dann das Werk der Vernichtung mit kannibalischem Jubel begonnen. An die Stelle aller Verwaltungsbehörden im Departement trat eine provisorische Kommission, welche Collot und Fouché mit unumschränkter Vollmacht bekleideten und am 16. November durch eine weitläufige Instruktion den Patrioten ihr System verkünden ließen[2]). Alles ist denen erlaubt, hieß es hier, welche im Sinne der Revolution handeln; ihr waret unterdrückt, ihr müßt eure Unterdrücker vernichten; die Republik will nur freie Männer auf ihrem Boden und ist entschlossen, alle anderen auszurotten; der Durst nach gerechter Rache ist gebieterische Pflicht; seid ihr Patrioten, so werdet ihr eure Freunde kennen und alle anderen zur Haft bringen, von wo sie das Haupt auf das Blutgerüst tragen werden; wer irgend mehr als das zum Leben Notwendige besitzt, muß es für die Kosten des Kriegs und der Revolution hingeben; jeder Ueberfluß ist eine klare und mutwillige Verletzung der Rechte des Volkes; namentlich nehmt alle Tücher, Hemden und Schuhe, welche für die Truppen brauchbar sind, und vor allem laßt die sogenannten edeln Metalle, wo ihr sie findet, in den Staatsschatz strömen;

[1]) Prudhomme, crimes de la révolution II, 62.
[2]) Abgedruckt bei Guillon de Monleon, mémoires sur Lyon.

endlich erinnert euch, daß der Republikaner keine andere Gottheit als das Vaterland, keinen anderen Kultus als den der Freiheit, keine andere Sitte als die der Natur hat, und gebraucht eure Kräfte, um jede Art des Fanatismus für immer zu stürzen.

Von diesen Sätzen blieb keiner ein leeres Wort. Bei einem Feste zu Ehren Chaliers wurde ein Esel mit einer Bischofsmütze geschmückt, aus einem geweihten Kelche getränkt, ein Kreuz und eine Bibel an seinen Schweif gebunden. Alle Kirchen des Departements wurden geschlossen, alle Priester zur Haft gebracht. Die Zerstörung der Häuser kam in großen Schwung, allmählich wurden bis zu 14000 Arbeiter damit beschäftigt und ganze Straßen und Plätze in Staub gelegt. Die Hinrichtungen gingen noch einige Tage den bisherigen Gang, kaum aber war am 15. November Ronsin mit seinen Horden angelangt, so wurde ein neues Revolutionsgericht mit dem Auftrage bestellt, ohne weitschichtige Formen die Schuldigen zu ermitteln — Collot aber schrieb damals an Robespierre: Es giebt hier keine Unschuldigen, als die zur Zeit des Aufstandes im Kerker lagen — und am 4. Dezember begannen die Hinrichtungen in Masse durch Kartätschenfeuer. In sieben solchen Metzeleien wurden 484 Menschen umgebracht und daneben während des Dezember in der Stadt Lyon 101 Personen durch die Guillotine, im Departement aber nach der niedrigsten Angabe 1600, nach einer höheren 6000 Menschen hingerichtet[1]). Von irgend einer Untersuchung war dabei keine Rede, persönliche und lokale Leidenschaften spielten die Hauptrolle in der Auswahl der Opfer, und mit dem Morde ging die schamloseste Plünderung Hand in Hand. In der Stadt lag Gewerbe und Industrie danieder, auf dem Lande stockte der

[1]) Die Lyoner Revolutionskommission schreibt der Pariser Kommune (deren Protokoll 22 floréal), sie habe 1684 Schuldige hingerichtet, 1682 Unschuldige freigesprochen, 162 Verdächtige eingesperrt. Dagegen meldete Cadillot an Robespierre (dessen Papiere II, 143), nicht 1600, sondern 6000 Menschen seien auf Collots Befehl umgebracht worden.

Ackerbau, und nur durch die Drohung sofortigen Erschießens wurden die Landleute im Frühling zur Bestellung der Felder gezwungen. Die Linientruppen sahen den Ausschweifungen der Pariser Rotten mit kochendem Ingrimm zu; es kam endlich so weit, daß einige Tage lang förmliche Gefechte zwischen ihnen stattfanden und die ängstlichsten Berichte darüber nach Paris abgingen. Collot ließ sich dadurch nicht beirren und setzte Verhaftungen, Räubereien und Ermordungen mit immer lebhafterem Eifer fort. Er selbst trat mit orientalischem Prunke und brutaler Grandezza auf. Man gelangte erst nach dreimaliger Bitte zu seiner Audienz, eine lange Reihe von Vorgemächern lag vor seinem Empfangsaal; dort mußte jeder Bittsteller fünfzehn Schritte von ihm entfernt bleiben, zwei Grenadiere mit gespanntem Gewehre waren an seiner Seite, den Blick auf den Besuchenden geheftet. Seine Antworten waren kurz und kalt, bei Gnadegesuchen meist mit cynischem Spotte gemischt, bei Anfragen seiner Werkzeuge oft in absichtliche Zweideutigkeit gehüllt. Jeden Mittag schwelgte er mit einem Trosse von Lustigmachern und liederlichen Dirnen, fertigte unter dem Mahle neue Todesurteile aus und trank auf das Wohl der Republik, während der Donner der Mitrailladen dumpf von dem Platze der Hinrichtungen herüberdröhnte.

Während diese Greuel die zweite Stadt des Reiches bereits überfluteten, hielt die Bürgerschaft von Toulon noch den entschlossensten Widerstand aufrecht. Auch die verbündeten Mächte hatten sich beeilt, die Besatzung des wichtigen Platzes zu verstärken; sie bestand im September aus 6521 Spaniern, 2421 Engländern, 4334 Neapolitanern, 1584 Piemontesen, 1542 Toulonier Nationalgarden, im ganzen also über 16000 Mann[1]), mit welchen bei der Schwäche

[1]) Dies und das gleich Folgende aus dem Berichte eines Augenzeugen an den König von Preußen. Ich teile den Inhalt desselben um so ausführlicher mit, als die innere Geschichte Toulons in diesen Monaten bisher völlig unbekannt geblieben und deshalb (z. B. in der sonst gründlichen Geschichte des Departements Var von Lauvergne) durch die abenteuerlichsten Gerüchte entstellt worden ist.

der feindlichen Truppen ein kräftiger Feldherr die gefährlichste Diversion tief in die Provence hinein hätte machen können. Leider aber wirkten hier im kleinen dieselben Schäden des Koalitionskrieges, welche wir bereits in den großen Verhältnissen so entscheidend gefunden haben. In der Stadt selbst standen sich zwei Parteien, eine konstitutionelle von 1789 und eine aristokratisch-royalistische, entgegen, und das Unglück wollte, daß jede derselben die Neigung einer der verbündeten Mächte für sich gewann und hiermit diese in ihren Zwist verwickelte. Die Engländer beschützten die Konstitutionellen, schon weil sie die Mehrheit in den städtischen Behörden und damit die offizielle Vertretung der Bürgerschaft bildeten; darauf nahmen sich mit doppelter Wärme die Spanier der royalistischen Minderheit an, wo sie gleichen kirchlichen Eifer, gleiche Ansichten über die Mittel fanden. Seitdem gab es heftigen Zwist über jede nur halb wichtige Frage, welcher alle politischen und militärischen Bewegungen lähmte. Als die Royalisten unter eifriger Unterstützung der Spanier die Zurückberufung des Klerus beantragten, zögerten die Konstitutionellen; als jene den Grafen von Provence als Regenten des Königreiches nach Toulon berufen wollten, veranlaßten diese den Admiral Hood zum Widerspruch. Die Spanier traten darauf mit der Forderung hervor, daß ihrem Könige, als einem Bourbonen, die Touloner Flotte überliefert würde; Hood aber schlug das Begehren nachdrücklich ab, weil die Kapitulation der Stadt die Flotte ausdrücklich in englischen Gewahrsam gegeben habe. Durch alle diese Weiterungen nahm der Hader einen so erbitterten Charakter an, daß an eine Offensivbewegung gegen die Republikaner gar nicht zu denken war: es hatte das Ansehen, als traute keiner der verbündeten Generale durch das Ausrücken seiner Truppen die Stadt in den Händen der Nebenbuhler zu lassen[1]). So vergingen

[1]) Auch klagten die Engländer über die Untüchtigkeit der spanischen und mehr noch der neapolitanischen Truppen. Briefe Sir Sidney Smiths, Captain Cooks und Sir G. Elliots an Lord Auckland, in des letzteren correspondence III, 152 ff.

die Wochen, und die Republik gewann eine unwiederbringliche Zeit, um auch diese Gefahr mit überlegener Hand zu ersticken.

Im Anfange der Belagerung, den ganzen Oktober und November hindurch, war die Lage des republikanischen Heeres vor Toulon in höchstem Grade bedenklich. Der Besieger von Marseille, General Carteaux vom Alpenheer, stand mit 8000 Mann vor der Westseite der Stadt; getrennt von ihm durch eine steile Gebirgskette, auf deren höchster Spitze sich das stark befestigte Fort Faron erhob, lagerte vor der östlichen Seite der Reede General Lapoype mit 6000 Mann vom Heere von Italien. Dieser war Soldat vom Fach und heftiger Revolutionär, zugleich aber ehemaliger Marquis und Schwager des Dantonisten Fréron: Grund genug für die herrschende hauptstädtische Partei, den Oberbefehl dem General Carteaux zu übertragen, welcher noch vor drei Jahren ein Maler gewesen und durch patriotische Klubreden allmählich in einem Freiwilligenbataillone emporgestiegen war. Am 13. September langte im Lager der Hauptmann Bonaparte an, welcher sich bei der Vertreibung der Marseiller aus Avignon durch kaltblütige und rasche Entschlossenheit ausgezeichnet hatte und jetzt einem der anwesenden Konventskommissare, seinem Landsmann Salicetti, einen Besuch machte. Dieser bestimmte danach seine Kollegen, den jungen und talentvollen Offizier mit der Leitung des Belagerungsgeschützes zu beauftragen[1]). Bonaparte fand den General mit der Anlage einer Batterie eine Meile weit von der feindlichen Flotte beschäftigt und überzeugte sich nach wenigen Worten von der tiefen Unfähigkeit seines Feldherrn. Mit durchdringendem Blicke erkannte er bei der ersten Untersuchung den entscheidenden Punkt der feindlichen Stellung: Carteaux aber verstand seinen Plan gar nicht und gab nur die Antwort, er werde Toulon drei Tage lang mit seinen Batterien einheizen und dann in drei Kolonnen zum Sturme schreiten. Nichtsdestoweniger hielten ihn Vincent, Hébert

[1]) Correspondance de Napoléon I, vol. I. 17.

und andere Gönner in Paris aufrecht und hinderten Lapoypes Ernennung[1]): als dann der Wohlfahrtsausschuß Mitte Oktober endlich doch auf einen andern Befehlshaber drang, ließ Bouchotte seinen Schützling nur mit General Doppet, dem damaligen Führer des Alpenheeres, tauschen, einem Arzte aus Chambéry, welcher wie Carteaux als Demagoge zu kriegerischen Ehren gekommen war. Doppet hatte jedoch selbst Bedenken über seine Fähigkeit, so daß er erst am 9. November im Lager vor Toulon anlangte, zu einer Zeit, wo man sich im Wohlfahrtsausschusse trotz aller Abneigung Bouchottes entschlossen hatte, Bonapartes Plan zu genehmigen und die Leitung des Angriffs einem wirklichen und tüchtigen Soldaten, dem in Kämpfen ergrauten Dugommier vom italienischen Heere, zu übertragen. Doppet empfing die Nachricht davon am 10.[2]), kam aber noch vor Dugommiers Ankunft in den Fall, bei einem Gefechte um ein vorgeschobenes Fort der Festung plötzlich den Rückzug zu befehlen, als eine feindliche Kugel einen Adjutanten dicht neben ihm tötete und ihm so die gefährliche Seite des Kriegshandwerkes anschaulich machte. Die Soldaten schmähten laut über seine Feigheit und über die Menschen, die ihn an seinen Posten gestellt hatten: wann werden diese Pariser aufhören, riefen sie, uns Maler und Aerzte als Feldherren zu schicken? Indes hatte Bonaparte einen Artilleriepark von 200 Geschützen zusammengebracht, Verstärkungen an Truppen und Aufgebot strömten von allen Seiten herbei, das Heer, allmählich bis auf 60 000 Mann gewachsen[3]), empfand sogleich die feste und sichere Hand eines bewährten Führers. Man konnte ohne weitere Sorge vor einem Angriffe der Verbündeten die wirkliche Berennung des Platzes eröffnen.

Ueber das Militärische können wir uns hier noch kürzer als anderwärts fassen, da Bonapartes Ruhm diese Vorgänge für alle Welt in helles Licht gerückt hat. Die Stadt

[1]) Einiges darüber im Vieux Cordelier Nr. 5.

[2]) Die Akten darüber in Doppets Memoiren. Napoleons Angaben bei Gourgaud und Montholon sind höchst ungenau.

[3]) Nach den Etats im Kriegsarchiv.

Toulon liegt in dem Grunde eines über eine Meile langen Meerbusens, welcher durch ein von Westen her eingreifendes Vorgebirge in zwei Reeden, eine äußere und eine innere, geteilt ist. Auf jenem Vorgebirge, etwa eine Stunde weit von der Stadt entfernt, hatten die Engländer, die Wichtigkeit des Postens wohl erkennend, sich stark befestigt: Bonapartes Plan ging nun dahin, ohne unmittelbare Angriffe auf die Stadt sich zum Meister jener Stellung zu machen, von wo sein Geschützfeuer dann die beiden Reeden bestreichen und die feindlichen Flotten zu schleunigem Verlassen des Hafens nötigen würde. Er sah voraus, daß in diesem Falle die Verbündeten ihre Besatzung nicht einem sicheren Verderben preisgeben, sondern auch die Stadt ohne Aufenthalt räumen würden[1]). Demnach wurde in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember das englische Fort durch eine auserlesene Kolonne angegriffen und nach heftigem Widerstande erobert. Die Voraussetzungen Bonapartes gingen sofort in Erfüllung. Der Kriegsrat der Verbündeten erklärte einstimmig den Platz für nicht länger haltbar und befahl die schleunigste Einschiffung der Truppen. Die Bestürzung der völlig überraschten Einwohner war grenzenlos und wurde nur wenig durch das Anerbieten der Admirale gemildert, einen jeden, welcher für sein Schicksal unter der republikanischen Herrschaft zu fürchten habe, an Bord der Flotten aufzunehmen[2]). Da drängten sich die Tausende mit eilig zusammengeraffter Habe auf den Quais, jeder suchte

[1]) Die neue Ausgabe der Correspondance de Napoléon I zeigt, daß er dies Ergebnis zwar für sehr wahrscheinlich hielt, immer aber auch sich für den Fall vorbereitete, daß die Garnison trotz des Abzugs der Flotte eine Belagerung aushalten wollte. Interessant ist dagegen auf der anderen Seite die Aeußerung des damals in Toulon befindlichen Sir Sidney Smith: the nature of the ground is such round this extensive bay, that unless we possess and maintain every height and every point for fifteen miles in circonference, the enemy would be able to force the fleet to relinquish their anchorage. Brief an Lord Auckland 12. Dezember.

[2]) Die folgenden Details aus Lauvergne, hist. du depart. du Var.

dem andern vorzukommen, im Getümmel wurden Frauen von ihren Männern, Mütter von ihren Kindern getrennt, mehrere der überfüllten Boote schlugen um und begruben ihre Flüchtlinge in den Fluten. Ueber all dem Jammer brach die Nacht herein, die Truppen hatten bereits die Forts auf den Bergen geräumt, und bald begannen die Republikaner von dort Granaten unter die wirre Menschenmasse zu werfen, deren Gedränge nun so verzweifelt wurde, daß die rettenden Schiffe auch ihrerseits auf die Hülfesuchenden mehr als einmal Feuer geben mußten, um eine verderbliche Ueberfüllung zu hindern. Endlich am 19. war alles vollendet. Ueber 4000 Toulonesen, unter ihnen ein jeder, welcher irgendwie sich bei dem Aufstande beteiligt hatte, waren auf den Flotten zusammengedrängt. Einen Teil der französischen Kriegsschiffe führten die Engländer mit sich fort, mehrere andere sowie einen Teil des Arsenals steckten sie noch im letzten Augenblicke in Brand.

Als hierauf die Kolonnen der Republikaner in die Stadt einrückten, fanden sie die Straßen verödet, die Häuser geschlossen, den Ort wie ausgestorben. Die erste Nachricht, welche einige Jakobiner den Volksrepräsentanten Fréron, Barras und Robespierre dem Jüngern brachten, war, daß die Hauptschuldigen entronnen seien: Fréron aber antwortete, es werde an Racheopfern nicht fehlen, da die ganze Stadt sich mit Schmach und Verrat belastet habe. Am Arsenale kamen ihm ungefähr 400 Arbeiter der Marine entgegen: er ließ sie, als er hörte, daß sie auch während der fremden Besetzung dort thätig gewesen, auf der Stelle niedermachen. Er hatte überhaupt die Absicht, die gesamte Einwohnerschaft auszurotten, und befahl, sie zu diesem Zwecke am dritten Tage auf einem freien, unter den Batterien einer Bastion gelegenen Platz zusammenzutreiben, um sie durch das Feuer der Geschütze zu vertilgen. Hier aber wie in Lyon versagte die Armee den Geboten der Henker, und General Dugommier wies das Ansinnen des Repräsentanten mit stolzem Zorne ab. Darauf wandte sich Fréron an eine revolutionäre Truppe, die sogenannten Allobrogen, ursprünglich eine Legion

savoyischer Freiwilligen, nachher ein Haufe aus ganz Südfrankreich angesammelten Gesindels, welches bereits in Marseille die Proben seiner Brauchbarkeit abgelegt hatte. Mit diesen veranstaltete er drei Tage nacheinander eine republikanische Füsillade, wobei mehr als 800, teils auf blindes Ungefähr, teils nach ihrem Reichtum auserlesene Bürger unter den Kugeln der Allobrogen ihr Leben verbluteten. Dann erst folgte die Einsetzung eines Revolutionsgerichts, welches binnen drei Monaten über 1800 Menschen ohne Beweis und Untersuchung hinwürgte. Bei einem Drittel derselben galt es ihren Besitztümern, die übrigen wurden nur aus Freude am Blutvergießen geschlachtet. Zur Feier eines republikanischen Festes schickte man elf junge und schöne Frauen auf das Schafott, eine zwölfte wurde, weil sie schwanger war, allerdings begnadigt, aber doch vorher unter das Messer der Guillotine gelegt. Das Vermögen der Verurteilten und der Geflohenen fiel an den Staat: zuerst hatten es die Repräsentanten den Truppen zugesagt, später wurde es unter dem Scheine der Versteigerung an begünstigte Patrioten so schamlos weggeworfen, daß wohl ein Landgut von 6000 Francs Jahresertrag für 10000 Papierfranken hingegeben wurde. In Paris sah man über Morden und Plündern gleichgültig hinweg. Je gefährlicher der Aufstand der Republik gewesen, desto weniger gab es bei irgend einer Fraktion der Jakobiner Erbarmen für Toulon. Danton sagte, als jemand für Fréron und Barras mildere Nachfolger haben wollte: in Toulon können wir kein weichherziges Mädchen, sondern nur eine Guillotine und eine Anzahl Henkersknechte gebrauchen. Die Touloner, äußerte gleich kaltblütig Merlin von Douay, müssen sämtlich sterben, damit die Republik diesen Küstenstrich mit voller Sicherheit besitzen kann.

Diese Dinge scheinen bereits über alles Maß hinaus entsetzlich. Indes sollten sie noch übertroffen werden durch die ungezählte Masse der Opfer und die tierische Roheit der Mörder, welche um dieselbe Zeit den Feldzug in der Vendée zu furchtbarem Schlusse brachten. Dort hatte, wie

wir sahen, Robespierre selbst mit wahrer Leidenschaft das System des vernichtenden Schreckens zur Geltung gebracht, Rossignols Ernennung zum Oberbefehlshaber durchgesetzt, alle Angriffe der Dantonisten auf die Unfähigkeit desselben niedergeschlagen. So hatte er gesäet, als es ihm noch darauf ankam, den Einfluß des ersten Wohlfahrtsausschusses zu brechen; die Früchte gingen auf, nachdem er selbst aus den Reihen der Opposition sich in die höchste Stellung der Regierung emporgeschwungen hatte. Jener Angriff auf die Vendée, durch die Heere von Mainz und Brest, von Rochelle und Saumur, durch das Aufgebot der Nationalgarden sämtlicher Nachbarbezirke, im ganzen durch 70 000 Mann Linientruppen und mehr als 100 000 Menschen des Landsturmes gleichzeitig von allen Seiten her vorbereitet, wurde in der ersten Hälfte des September mit Nachdruck eröffnet. Ein großer Feuergürtel umgab das unselige Land; Dörfer, Erntevorräte, Heiden gingen in Rauch auf; einzelne Abteilungen der Bauern wurden besiegt, jedes lebende Wesen, das man antraf, vertilgt; und von allen Punkten der Grenze wälzten, die aufgescheuchte Bevölkerung vor sich her jagend, die Massen des feindlichen Heeres sich in das Innere vorwärts. Zum Glück der Vendéeer war aber Rossignol der Aufgabe, einen so umfassenden, von so weitentlegenen Punkten her wirkenden Angriff zu beherrschen, entfernt nicht gewachsen; vielmehr blieb er in unthätiger Schlemmerei tagelang unsichtbar, um dann durch unordentlich hingeworfene Befehle den Zusammenhang der Operationen selbst zu zerstören. So verfügte er Mitte September, ohne erkennbaren Grund, den Rückzug der Divisionen von Sables d'Olonne und Luçon, veranlaßte dadurch einen Stillstand bei den Mainzer Truppen unter Canclaux[1]) und ließ dennoch die Kolonne von Saumur,

---

[1]) Dies ist der einzig wesentliche Punkt unter der Masse der Vorwürfe, womit sich die Parteien die Schuld der folgenden Niederlagen zugeschoben haben, und dieser ist durch die in den Guerres des Vendéens II, 144 abgedruckten Depeschen hinreichend zu Rossignols Ungunsten festgestellt. Vergl. Kriege in Europa II, 266, sowie Poisson II, 434.

40 000 Mann unter General Santerre, ohne irgend eine Warnung, vereinzelt weiter vordringen. So geschah, daß die Insurgentenhäupter La Roche-Jaquelin und Piron mit etwa 12 000 Mann am 17. bei Coron höchst unvermutet den Helden der Antonsvorstadt überraschen und seine Massen nach kurzem Kampfe gänzlich auseinandersprengen konnten. Mit rascher Wendung warfen sich darauf die Sieger auf die nächste feindliche Kolonne des Generals Duhoux und rieben sie bei Beaulieu am 19. in einer blutigen Niederlage völlig auf. Damit war das Netz, welches die Vendée umgarnte, an zwei wichtigen Punkten zerrissen: zugeich aber hatte der Stillstand des Angriffs im Westen und Süden auch dort den Bauern Luft zur Sammlung und Erfrischung gemacht, und die Mainzer selbst wurden am 19. von Charette und Lescure nach hartem Kampfe bei Torfou geworfen, dann die Division Beyſſer bei Montaigu am 21. gesprengt und so die Armee von Brest zum völligen Rückzuge auf Nantes genötigt. Als dann noch General Mieskowski am 23. bei St. Fulgent das Feld verloren, sahen die Royalisten nach zehntägigem Feldzuge ihr Land vollständig befreit, über hundert feindliche Geschütze erobert, das Aufgebot der Nationalgarden bis auf den letzten Mann auseinandergelaufen.

Allein dieser Heldenmut, welcher jetzt sechs Monate hindurch sich mit immer glänzenderen Thaten und immer tieferem Opfermute entfaltete, brachte doch höchstens eine augenblickliche Erleichterung, da die Bauern nach dem Siege sich unaufhaltsam wieder zerstreuten, die Führer untereinander in eifersüchtigen Hader gerieten, das Land durch die fortgesetzten Verheerungen seine Nahrungsquellen täglich mehr zusammenschwinden sah. Unterdes behielten die Republikaner Zeit und Kraft, ihre Verluste zu ersetzen und nach kurzer Frist neue Angriffe in die erschöpften Landstriche hineinzutragen. Rossignol hatte nach jenem Mißlingen seinen Oberbefehl mit einem Kommando in der Bretagne vertauscht, sein Nachfolger wurde aber auf Bouchottes Vorschlag der mit ihm ganz auf gleicher Stufe befindliche General Lechelle,

ein völlig unwissender Mensch, welcher wohl zum Sengen und Brennen bereit war, von dem Lande aber und den Obliegenheiten seiner Stellung nicht den entferntesten Begriff hatte und z. B. die Verhandlung seines ersten Kriegsrates mit der Vorschrift abbrach, nur immer majestätisch und in Masse zu marschieren. Es war ein Glück für die Armee, daß er bei jedem Zusammentreffen sich sorgfältig außerhalb der Schußweite hielt und dadurch seinen fähigeren Untergeneralen, Kleber, jetzt Befehlshaber der Mainzer, Marceau und Westermann die Möglichkeit zu selbständigem Handeln gab. General Canclaux hatte für Rossignols Fehler durch Absetzung büßen müssen; jedoch war es auch jetzt der von ihm entworfene Plan, nach welchem die Feindseligkeiten im Oktober fortgeführt wurden. Es galt wieder, von den verschiedenen Grenzen des Boeage her den Mittelpunkt des Landes zu erreichen; dieses Mal bildete man zwei Hauptkolonnen, von welchen die eine aus Nantes nach Südosten, die andere von Bressuire her nach Nordwesten vordringen, beide aber sich in der Gegend von Mortagne und Chollet vereinigen sollten. Diese Bewegung wurde unter grauenvoller Verheerung des Landes und mehreren Gefechten wechselnden Glückes durch die Generale Kleber und Chalbos vollendet: am 16. Oktober waren beide Kolonnen in Chollet eingetroffen und hatten das katholische Heer des Bocage vor sich, welches, durch Flüchtlinge aus allen Teilen des Landes, Frauen, Kinder, Greise und Kranke umgeben, noch einen letzten Kampf zu versuchen sich anschickte. Allein alle Anstrengungen der Bauern waren an diesem Tage vergebens, die Republikaner wiesen einen Ansturm nach dem andern ab, und gegen Abend räumten sämtliche Scharen der Insurgenten das mit 4000 Toten bedeckte Schlachtfeld. Sie wären, die nachdrängenden Sieger im Rücken, die breit dahinströmende Loire vor sich, verloren gewesen, hätte nicht Lechelles Nachlässigkeit ihnen den Weg zur Rettung und zu einer höchst überraschenden Wendung des Krieges selbst eröffnet.

Schon oft hatten einsichtige Führer der Vendéeer die Notwendigkeit erkannt, den Kampf in die benachbarten Pro-

vinzen auszudehnen, aber diesen Wunsch gegen den zähen Heimatssinn ihrer Bauern niemals durchsetzen können. Es war jetzt der Marquis von Bonchamps, welcher am Tage vor der Schlacht als letzten Ausweg einen Uebergang über die Loire empfahl, um die katholischen Landleute der Bretagne zur Teilnahme am Kampfe zu entflammen: auf seine Veranlassung geschah es, daß noch während des Treffens eine Abteilung die Loire bei St. Florentin überschritt, den nächsten feindlichen Posten bei Varades vertrieb und es damit dem geschlagenen Heere möglich machte, mit dem ganzen unabsehbaren Trosse, im ganzen 100 000 Menschen, worunter noch 30 000 streitfähige Männer, das jenseitige Ufer zu erreichen. Während Canclaux' Generalats, wo die Linie des Stromes ununterbrochen mit ängstlicher Sorgsamkeit bewacht wurde, wäre ein solcher Erfolg, welcher mit einem Schlage den Krieg auf einen ganz neuen Schauplatz versetzte, undenkbar gewesen: Lechelle aber hatte über den Gefechten im Innern jede weitere Vorkehrung aus den Augen verloren, und so sahen sich Bretagne, Anjou und Maine fast ohne Deckung dem Anfalle der Royalisten preisgegeben. Kleber bot nun zwar alles auf, um die Städte des rechten Ufers zu sichern und das feindliche, nach Norden vorwärts eilende Heer wieder einzuholen; unglücklicherweise aber langten, als er sie nicht weit von Laval am 27. zu Gesichte bekam, so unsinnige Befehle von Lechelle an, daß der junge La Roche-Jaquelin, welcher damals den Oberbefehl über die Vendéeer führte, am folgenden Tage die Republikaner vollständig schlug und ihr Heer in wilde Flucht auseinander warf. Lechelle kam eben an, um die Zerstreuung zu sehen: er war bei den Soldaten selbst so übel berufen, daß, als er einen fliehenden Trupp anredete: warum muß ich solche Memmen führen? einer der Soldaten dagegen rief: warum müssen wir von solchen Spitzbuben angeführt werden? Uebrigens starb er bald nachher an einem hitzigen Fieber, und Bouchotte beeilte sich, den Oberbefehl aufs neue seinem würdigen Genossen Rossignol zu übertragen. Der Wohlfahrtsausschuß bestätigte es, einstweilen zufrieden,

daß die Vendée meilenweit zu einer menschenleeren Wüste voll von rauchenden Trümmern gemacht war und Rossignol die Erklärung abgab, er halte es für ein Uebel, wenn es in einer Revolution noch menschliche Menschen gäbe. Dem siegreichen Heere der Royalisten aber war das Land nach allen Seiten weit und breit geöffnet.

Welche Folgen diese Stellung der Vendéeer hätte herbeiführen können, wird erst deutlich, wenn man sich an die Stimmung der bretonischen Bauern, an die Nähe der englischen Kanalflotte, an die Möglichkeit einer Verbindung mit Koburg und York erinnert. Das Unglück der Vendéeer war, daß ihre Truppen durch den unermeßlichen Troß in allen Bewegungen langsam, daß ihr Führer durch seine Jugend ohne durchgreifendes Ansehen und die Mitglieder ihres Kriegsrates unaufhörlich in ihren Meinungen gespalten waren. Man schwankte in Laval eine Woche lang zwischen Plänen auf Rennes, Paris, die Normandie und entschloß sich endlich zur Belagerung der kleinen Seestadt Granville, um eine sichere Verbindung mit England zu gewinnen. So erschienen die Vendéeer dort erst am 14. November zum Angriff, wurden aber in zweitägigen Kämpfen und Stürmen abgeschlagen und La Roche-Jaquelin durch eine plötzliche Entmutigung seiner Leute zum Rückzug genötigt. Die Bauern tumultuierten jetzt auf völlige Umkehr in die Vendée, und vor ihrer Unbändigkeit wurde jede planmäßige Leitung vollends unmöglich. Darüber kam Rossignol mit den gesammelten Truppen der Westarmee und des Heeres von Cherbourg heran, glaubte die Rebellen bei Dol zwischen den Sümpfen der Küste und den Wellen des Ozeans schon eingeschlossen zu haben, ließ sich aber am 22. bei Antrain überraschen und die blutigste Niederlage des ganzen Krieges beibringen. Die Vendéeer, allerdings geschwächt auch durch die bisherigen Siege und durch die Mühseligkeiten des Winterfeldzuges rasch zusammenschmelzend, durchzogen darauf die Bretagne in aller Ruhe, erreichten die Loire bei Angers und schickten sich zu der Eroberung dieser Stadt als eines sicheren Uebergangspunktes an. Allein General Dani-

can leistete, obgleich Rossignol ihn mehrere Tage lang ohne Hülfe ließ, unerschütterlichen Widerstand; die Vendéeer wandten, aufs neue in ihrem Mute gebrochen, der Stadt den Rücken, und, was nicht weniger wichtig war, in demselben Augenblicke ermannte sich der Wohlfahrtsausschuß dazu, trotz Hébert und Bouchotte den Verderber Rossignol zu beseitigen und dem jungen General Marceau, einem begeisterten und geistreichen Soldaten, den einstweiligen Oberbefehl zu übertragen. Von nun an kam, während bei den Vendéeern Zucht, Ordnung und Erhebung immer trostloser dahinsank, ein neuer Schwung in die Bewegungen der Republikaner. General Westermann ließ mit rastlosen Reiterangriffen die Insurgenten keinen Augenblick zu Atem kommen, jagte sie aus la Fleche nach Mans und schlug sie dort am 12. Dezember in einer entscheidenden Vernichtungsschlacht. Da längst kein Pardon mehr gegeben, alle Verwundeten niedergemacht, Greise und Frauen ebenso wie die streitende Mannschaft erschossen wurden, so kostete jener eine Tag mehr als 15 000 Menschen das Leben. Der völlig zerrüttete Rest des katholischen Heeres irrte dann noch einige Wochen an den Ufern der Loire, vergeblich eine zum Uebergang freie Stelle suchend, umher: La Roche entkam zwar mit einer Handvoll Leuten in die Heimat, und einige tausend fanden Versteck und Zuflucht bei gleichgesinnten Bauern der Bretagne; die ganze übrige Masse aber wurde entweder in einer Reihe von Gefechten bis Ende Dezember aufgerieben oder in die Gefängnisse der nächsten Städte zu noch gräßlicherem Schicksal geschleppt. Der Feldzug im Norden der Loire war mit völliger Vernichtung der Besiegten geendigt.

Indessen hatten die Repräsentanten Carrier in Nantes und Francastel in Angers ihre Blutgerichte oder besser ihre Mörderbanden organisiert und häuften alle Unmenschlichkeiten, welche irgendwo das Schreckenssystem erfunden, zu einer ruchlosen Masse von Verbrechen zusammen. Ihre Kriegsgerichte ließen täglich 150—200 Personen erschießen; Carrier befahl dann die Gefangenen hundertweise zu ersäufen, und von solchen Expeditionen, welche in Nantes, Saumur,

Angers, Paimboeuf und Chateau-Gontier stattfanden, sind allein aus Nantes vier gerichtlich erwiesen[1]), bei welchen über 1500 Menschen umkamen, und über neunzehn andere finden sich zwar bestrittene, immer aber höchst wahrscheinliche Angaben. 1560 Vendéeer, welche im Vertrauen auf eine zugestandene Kapitulation die Waffen gestreckt, wurden gleich nachher niedergehauen, mehrere Tausende sonst Verhafteter aber durch Seuchen in den überfüllten und verpesteten Gefängnissen hinweggerafft. Die niedrigste Gesamtsumme der Opfer, welche sich für Carriers viermonatliche Thätigkeit in Nantes veranschlagen läßt, steigt auf 15 000 — rebellische Bauern, katholische Priester, Nanteser Bürger, jakobinische Proletarier, wie sie eben persönlicher Haß, trunkene Willkür und lokale Feindschaft unter die Fäuste der Scharfrichter zusammenführte[2]).

Viertes Kapitel.

Parteikämpfe unter den Jakobinern.

Zu solchen Ergebnissen gelangte binnen wenigen Monaten die Herrschaft der Bergpartei in der französischen Republik. Das Land lag überwältigt unter ihrem Willen, nach jeder Richtung durchplündert und in allen Teilen von Blut überströmt; die Nation war ohne Erinnerung an die zertrümmerte Vergangenheit, weit hinweg verschlagen von den Hoffnungen der ersten Revolutionszeit, abgeschnitten von jeder Möglichkeit einer Befreiung.

Aber die Nemesis, welche überall in der Geschichte dieser Revolution ebenso gewaltig wie das Verbrechen erscheint,

[1]) Moniteur 13. frim. III, 308, 2. Kolumne. Ebenda versichert ein Zeuge, daß 400 Kinder, die er gesehen, ertränkt worden seien. Gleichlautende Aussagen am 11. und 16. frimaire.

[2]) Die Militärkommission in Nantes allein hat binnen 21 Tagen 4000 Menschen hinrichten lassen. Vgl. C. N. 8. vendém. III, 1., 2., 3. frim. III.

hob sich auch aus dem Blute der Bürgerkriege mit reißender Schnelligkeit empor. Die furchtbare Sühne jener Frevel bestand darin, daß gerade an dem Geschicke von Lyon, Toulon und der Vendée sich der Hader unter den Machthabern selbst entzündete, welcher den einen durch den andern vernichten und durch die gegenseitige Aufreibung der Tyrannen das Joch des geknechteten Volkes zerbrechen sollte.

Philippeaux, Deputierter der Sarthe, hatte von jeher zu den eifrigsten Männern des Berges gehört, für den Tod des Königs, die Vernichtung Dumouriezs, die Allmacht des Revolutionsgerichtes gestimmt. Aber als Kommissar in der Vendée hatte er Ronsins und Rossignols verderblichen Unfug in der Nähe gesehen und eilte nach den Niederlagen des September zurück, um sie allerorten, im Konvente, im Klub, im Wohlfahrtsausschusse, als die Urheber des langen Mißlingens anzuklagen. Die früheren Widersacher Rossignols, Bourdon von der Oise, Goupilleau, Westermann fielen ihm bei und verbreiteten den gegebenen Anstoß weit auch im Publikum umher. Der Wohlfahrtsausschuß aber, welcher Rossignol recht eigentlich als sein Geschöpf betrachtete, wies die Beschwerden anfangs mit kaltem, beinahe drohendem Hochmute zurück. Danton, mit welchem Philippeaux nahe befreundet war, hatte kurz vorher geheiratet und sich für einige Zeit, seines frischen Eheglücks genießend, von Paris entfernt: jedoch ließ sich auch durch seine Abwesenheit Philippeaux nicht aufhalten und trat bei jedem Anlasse mit seinen entrüsteten Klagen hervor. Er zog damit die heftigsten Gegenbeschuldigungen einiger mit Ronsin verbündeten Repräsentanten beim Westheere auf sein Haupt; bald aber traf verschiedenes zusammen, um den Wohlfahrtsausschuß in eine wenigstens unparteiische Haltung zwischen ihm und seinen Gegnern zu bringen.

Vor allem bestätigten die Ereignisse, welche an der Loire mit reißender Schnelligkeit aufeinander folgten, seine Aussagen. Nach dem Uebergange der Vendéeer über den Strom begann der Ausschuß ernstlich an der Tüchtigkeit seiner bisherigen Werkzeuge zu zweifeln und sandte zwei seiner eigenen

Mitglieder, Jean-Bon St.-André und Prieur, um die Lage zu erkunden und Rossignol vorwärts zu treiben. Dann zeigten sich Bouchottes Freunde auch auf anderen Schauplätzen in keinem günstigeren Lichte: Carteaux belud sich damals vor Toulon, dessen Fall der Ausschuß mit schmerzlicher Ungeduld erwartete, täglich mehr mit Schimpf und Schande, und Couthon kam doch auch mit gereiztem Sinne aus Lyon zurück, bereitwillig, alle Klagen zu bestätigen, welche von dort über Collots und Ronsins Greuel einliefen. In Paris selbst, wo die Guillotine täglich arbeitete, beobachtete man einen höchst unerwünschten Eindruck auf die Bevölkerung. Ein Haufen Bettler, welche die Regierung mit 24 Sous des Tages bezahlte, klatschte dem Scharfrichter Beifall, sonst aber fand man, daß auch in dem Proletariate der Fanatismus durch das Mitleiden erstickt und in diesen sonst unerschütterlichen Kreisen die Anhänglichkeit an die Republik in Grauen verwandelt wurde. Der Ausschuß hielt es für zweckmäßig, das Blutvergießen wenigstens für eine gewisse Zeit zu vermindern, einzusperren statt hinzurichten und mehr das Vermögen als die Köpfe der Verhafteten zu begehren. Eine Stimmung, welche auch bei ihm nicht aus Menschenliebe, sondern aus Politik erwuchs, aber nichtsdestoweniger die Hébertisten ihm ganz sicher entfremden mußte[1]).

Dazu kam, daß der Ausschuß mit seiner eigenen Lage täglich unzufriedener wurde. So unbedingt die Nation seiner Herrschaft unterworfen war, so wenig konnte er bei seinen eigenen Agenten auf Ordnung, Zuverlässigkeit und Gehorsam rechnen. Am empfindlichsten wirkte die allgemeine Ungebundenheit, mit welcher Konventskommissare, Gemeinderäte und Klubisten in Frankreichs Blut und Habe wühlten, auf die Finanzen. Während der Staatsschatz klagte, daß zu seiner damaligen Lieblingsaussicht, dem Zwangsanleihen der Milliarde, die ausgeplünderten Bürger nichts mehr aufzubringen vermöchten[2]), gelangte von den revolutionären

[1]) Mallet, mém. II., 65.
[2]) Cambons Bericht vom 16. Dezbr. 1795.

Taxen und Requisitionen nur ein ganz unerheblicher Teil in die Hand der Regierung. Die Kleidungsstücke, welche St.-Just in Straßburg eingezogen, verfaulten ohne Nutzen für das Heer in den Magazinen; von den fünfzehn Millionen, welche er dem Elsaß auferlegt, kam nicht ganz ein Drittel, von Talliens Erpressungen in Bordeaux nicht ein Heller in den Schatz des Staates[1]). So ging es überall. Die Taxen wurden größtenteils von den Revolutionsausschüssen verpraßt, von den Konventskommissaren in die Tasche gesteckt, oder sonst in der allgemeinen Zerrüttung vergeudet. Dies war allerdings die notwendige Folge der jakobinischen Grundsätze, eine jakobinische Regierung aber konnte sich, eben weil sie Regierung war, unmöglich dabei beruhigen. Seit Anfang November beschäftigte sich der Wohlfahrtsausschuß mit Plänen über die Reorganisation der Verwaltung, die Herstellung eines öffentlichen Dienstes, die Erweiterung seiner eigenen Regierungsrechte. Erwog er in Bezug hierauf die Stellung der politischen Parteien, so war er der Dankbarkeit des Zentrums und der Zustimmung der meisten Dantonisten gewiß; auf die ehemalige rechte Seite kam nichts mehr an; desto sicherer aber und bedrohlicher war der Widerspruch Vincents und Héberts und deren Demütigung also der erste Schritt für die Annäherung zu jenem Ziele. Von den einzelnen Mitgliedern des Ausschusses waren damals Collot, Hérault, Prieur, Jean-Bon St.-André und St.-Just abwesend[2]): Carnot bekümmerte sich wenig um die nichtmilitärischen Fragen, und Lindet und Barère pflegten mit der Mehrheit zu gehen. Billaud aber, sonst ein warmer Freund des Stadthauses, war hier doch empfänglich für die Verstärkung der eigenen Macht, und Couthon hatte längst gegen die Hébertisten kein anderes Gefühl als Widerwillen und Ekel. So wurde es ohne weiteres entscheidend, daß endlich auch Robespierre zu dem Vorsatze kam, den Hébertisten in offener Feindschaft entgegenzutreten.

---

[1]) Bericht des Finanzausschusses vom 6. frim. III.

[2]) Granet war gleich nach seiner Ernennung wieder ausgetreten.

Man kann sich vorstellen, daß das Betreten dieses Weges ihm nicht gerade leicht wurde. Schon die Macht der Partei machte es gefährlich, und Robespierre war von jeher ein Freund des vorsichtigen und gedeckten Handelns gewesen. Dazu war er mit jenen emporgekommen, hatte durch ihre Freundschaft seine wichtigsten Siege errungen und dafür alle jene Thaten gelobt, auf deren Verfolgung es jetzt ankam. Wie mit ihnen brechen, ohne mit der eigenen Vergangenheit in Widerspruch zu kommen? Und was ihn vielleicht am meisten hinderte: es war unmöglich, sie zu bekämpfen, ohne die Hülfe doppelt verhaßter Gefährten zu suchen. Er hatte, außer einem dämonischen Ehrgeize, keine starke Leidenschaft und kannte weder hingebende Wärme noch unbewußte Frische. Vielmehr war alles in ihm berechnet, enge und erarbeitet; er wußte es selbst und empfand es bitter und kämpfte nur mit ruheloser, unausgesetzter Anstrengung seinen Weg fort. So war denn auch kein Gefühl in ihm deutlicher als der tiefe grollende Haß gegen die glücklicheren und begabteren Geister, welchen auf ihr bloßes Erscheinen die Herzen und die Erfolge zuströmten, welche dann wohl mit leichtsinniger Genußsucht die Tage dahinlebten und im entscheidenden Augenblicke doch plötzlich wieder mit keckem Mute an der Spitze der Sieger standen. So hatte er unter den Führern der Gironde vor allem Vergniaud gehaßt, den träumerisch unthätigen Menschen, der aber, wo er auftrat, immer gleich liebenswürdig und überall unwiderstehlich war: so war ihm auch Danton stets auf das gründlichste zuwider gewesen, ein Gegenstand zugleich der Verachtung wegen seiner faulen Schlemmerei und des Neides bei jedem Hervorbrechen seiner dröhnenden Kraft. Ihn hatte er seit dem April unaufhörlich auf seinen Wegen gefunden und alle Mittel des Parteikampfes aufgeboten, um ihn aus dem Sitze der Regierung zu verdrängen. Nachdem es vor einigen Wochen endlich gelungen, sollte er ihn jetzt wieder um Freundschaft und Hülfe angehen und seinen unveränderlichen Haß unter die Forderung eines vorübergehenden politischen Zweckes beugen?

Was ihn zuletzt dazu brachte, war — wir dürfen es mit Sicherheit aussprechen — nicht eine Regung von Menschenliebe oder Gerechtigkeit bei den täglich wachsenden Freveln Collots und Héberts, Fouchés und Ronsins. Alle Einrichtungen und Gesetze, deren jene bedurften, hatte er schaffen helfen, ja zu großem Teile so gut wie allein geschaffen. Das Revolutionsgericht hatte er von jeher blutiger haben wollen, als es seitdem geworden, seinen Eintritt in den Ausschuß hatte er mit dem Beschlusse gegen die Vendée bezeichnet, welcher den Massenmord von mehr als hunderttausend Menschen ohne Unterscheidung des Schuldigen und Unschuldigen befahl. Aber dieselben Seiten seiner Natur, welche ihn von Danton trennten, stießen ihn auch von den Hébertisten ab. Je weniger frische Schöpferkraft er hatte, desto entschiedener prägte er den Sinn der Ordnungsliebe bis zum Pedantischen aus: je weniger er sich zu frischem Wagen und Kämpfen geschaffen fühlte, desto reizbarer wurde sein Mißtrauen gegen jede Eigenwilligkeit eines dritten. Aus Unordnung aber und Ungebundenheit war die Partei des Stadtrates von oben bis unten zusammengesetzt und also der Bruch mit ihr in Robespierres innerstem Wesen so gut wie in den allgemeinen Verhältnissen vorbereitet.

Dazu kam ein persönlicher, schon seit längerer Zeit wirksamer Einfluß. Zu den vertrautesten und eingeweihtesten Freunden Dantons gehörte der ehemalige Schauspieler Fabre d'Eglantine, ein Mensch, auf welchen man jede Beschreibung eines älteren Intriganten anwenden kann, daß er keine Seele, sondern an deren Stelle nur Lachen und Untiefen gehabt, auf denen auch der geschickteste Steuermann stranden mußte. Er war Dantons Werkzeug bei allen Geschäften, welche das Tageslicht scheuten, bei dem Verkehr mit der königlichen Zivilliste wie bei der Vorbereitung der Septembermorde; man sah ihn stets geschäftig ohne deutliches Ziel, in immer glänzenderem Reichtum ohne erkennbare Einnahmen, von aller Welt gefürchtet ohne bestimmt nachweisbaren Grund. Dieser Mensch nun, welcher als Dantons Freund sich auf dem Stadthause übel genug angeschrieben

wußte, kam am 27. September zu Robespierre mit geheimen und großen Eröffnungen über die Pläne Héberts[1]): es handle sich um die allmähliche Auflösung des Konvents, indem man alle mißliebigen oder einflußreichen Deputierten auf die Guillotine schicke, zuerst die Dreiundsiebzig, dann Danton und Lacroix, weiterhin auch Billaud und Robespierre; zugleich sollte der Konvent in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt, das Proletariat an die Partei Hébert als die Urheber des Maximums geknüpft und endlich mit Hülfe des Revolutionsheeres, des Kriegsministeriums und der Mehrheit des Jakobinerklubs offener Besitz von der Gewalt ergriffen werden. Diese Dinge hatten an sich nichts Unwahrscheinliches. Es hatte ja schon früher Hébert die Unabhängigkeit des Ministeriums verlangt, eben vor drei Tagen der Klub der Cordeliers auf Vincents Antreiben die Eingriffe der Konventskommissare in Bouchottes Verfügungen angeklagt, am 25. September Robespierre bei den Jakobinern lange Erörterungen darüber bestehen müssen. Es zweifelte also niemand daran, daß Vincent und Hébert sich selbst die Macht des Wohlfahrtsausschusses wünschten; eine andere Frage war allerdings, inwieweit sich dieses Gelüsten damals schon zu einem festen Plane verdichtet hatte: immer aber wurde es Fabre bei seinem langen Verkehr gerade mit dem Abschaume der städtischen Partei nicht schwer, durch eine Menge bedenklicher Einzelheiten seinen Angaben Glauben zu verschaffen und einen Auftrag an den Sicherheitsausschuß auf strenge Ueberwachung jener Umtriebe zu erwirken.

Sobald man einmal das Treiben der Hébertisten aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtete, konnte es nicht fehlen, daß sich rasch genug die Klagepunkte und Verdachtgründe

---

[1]) In den Papieren des Wohlfahrtsausschusses findet sich ein gegen Ende November geschriebener Berichtentwurf, Conspiration Hébert überschrieben, aus dem die folgenden Angaben genommen sind. Sie bestätigen auch an dieser Stelle die Genauigkeit von Mallets Angaben (Mém. II, 39 ff.) und die völlige Unzuverlässigkeit der Darstellung bei Buchez, Bd. 30 und 31.

häuften. Wir wissen, mit welcher Masse von Nichtsnutzigkeit diese Menschen in ihren Geldangelegenheiten beladen waren: auch hierauf hatte Fabre mehrere seiner Anklagen gerichtet und unter anderen vor dem Exkapuziner Chabot und einigen Genossen gewarnt, welche die großen Finanzcompagnien damals im Konvente geräuschvoll verfolgten, angeblich aber nur ihre eigene Bereicherung und die Geldmittel der Verschwörung dabei im Auge haben sollten. Wirklich setzte Chabots Freund Delaunai am 8. Oktober im Konvente einen Antrag auf Unterdrückung der indischen Handelscompagnie durch: darauf ließ aber Fabre, unterstützt von Robespierre, verfügen, daß das Vermögen der Compagnie unter Siegel gelegt und die Liquidation desselben durch die Staatsbehörde vollzogen werden sollte. Hiermit entging denn Chabot und Genossen die Möglichkeit, die Schätze der Compagnie für sich zu plündern, und nach wenigen Tagen berichtete Fabre, daß sie ihm 100 000 Livres geboten hätten, wenn er auf die Aenderung jenes Dekretes hinwirken wollte. Es ließen sich noch ähnliche Streiche derselben Urheber nachweisen, welchen überhaupt in dieser Hinsicht das Mögliche zuzutrauen war. Namentlich war Chabot so schmutzig, liederlich und schamlos wie jemals ein verlaufener Kapuziner: er heiratete damals die Schwester eines reichen Bankiers, welcher von den Verbindungen des patriotischen Mönches Vorteil zu ziehen hoffte; und obgleich ein Agent Robespierres und Dantons, des Namens Dufourny, ihn wegen dieses Handels bei den Jakobinern öffentlich geißelte, setzten die Hébertisten es nichtsdestoweniger durch, daß der Klub ihm eine feierliche Deputation zur Hochzeit sandte. Robespierre war entrüstet, und sein Zorn wurde nicht gelinder, als Hébert gleich nachher in seiner Zeitung von der Raubsucht der Geier und Werwölfe redete, welche die Regierung Frankreichs führten. Dufourny ließ auf der Stelle durch die Polizei des Departements den Umlauf des Blattes hemmen und zugleich zwei Menschen verhaften, deren einer bei dem Briefwechsel der Jakobiner, der andere für die Bearbeitung der Pariser Proletarier im

Sinne Héberts thätig war[1]). Aber aufs neue trug es der Einfluß der Hébertisten in dem Klub davon. Die Jakobiner, bei welchen Collot d'Herbois sein ganzes Gewicht zu Gunsten Héberts in die Wagschale warf, erwirkten die Freilassung der beiden und schickten die verfolgte Nummer des „Père Duchesne" selbst an alle mit ihnen verbundenen Volksgesellschaften.

Während dieser Plänkeleien, welche den Oktober hindurch fortdauerten, trugen die Hébertisten die heißeste Verehrung für Robespierre zur Schau; dieser erwiderte es mit einer geringschätzigen Gleichgültigkeit gegen Hébert und Chabot, knüpfte im stillen seine Beziehungen zu Fabre, Camille Desmoulins und Danton fester und war Anfang November, als durch Collots Abgang nach Lyon das Feld im Wohlfahrtsausschusse freier geworden, zur Eröffnung des Kampfes bereit. Einen Anlaß, seine neue Haltung anzukündigen, gab ihm Hébert am 8. November, indem er bei den Jakobinern die Konventskommissare Fréron vor Toulon und Duquesnoi beim Nordheere verschiedener Mißbräuche, insbesondere der Beschützung unfähiger, mit ihnen verwandter Generale anklagte. Robespierre erschien den 9. mit Duquesnoi, ließ diesen den thatsächlichen Ungrund der Beschuldigungen entwickeln und fügte seinerseits die allgemeine Erklärung hinzu: es gebe zweierlei Feinde der Republik, auf der einen Seite die schwachen und verirrten Patrioten, welche nur das Echo der Verführer seien, auf der andern aber die verkappten Sendlinge der feindlichen Höfe, Pitts und Koburgs, welche die patriotischen Generale zu verleumden, die Republikaner zu spalten und dadurch sich an die Stelle des Wohlfahrtsausschusses zu setzen suchten. Hier unterbrach ihn die Versammlung mit dem Rufe, er solle fest auf seinem Posten bleiben; Hébert erwiderte keine Silbe und nahm zwei Tage nachher seine Klagen gegen Duquesnoi feierlich zurück; er war sichtlich überrascht und durch den unverhüllten Angriff in Verlegenheit gesetzt. Noch

[1]) Desfieux und Proli.

stärker aber war der Eindruck bei dem völlig haltungslosen Chabot, der sich im Geiste schon in den Sturz der städtischen Partei verwickelt sah und in seiner Angst sich zu einem Schritte der äußersten Erbärmlichkeit entschloß. Er kam selbst zu Robespierre, erzählte, daß Hébert und Chaumette ihn seit August in eine Verschwörung gegen den Konvent hineingezogen, die Deputierten Julien und Delaunai für dieselbe die Geldmittel zu schaffen übernommen hätten, daß er sich eingelassen, um den Frevel kennen zu lernen, jetzt aber um strenge Untersuchung und Bestrafung bitte.

Robespierre säumte nicht, diesen wichtigen Vorteil zu verfolgen. Am 17. November erstattete er dem Konvente im Namen des Ausschusses einen Bericht über die auswärtige Politik Frankreichs, welcher hinsichtlich der europäischen Fragen ganz in Dantons Sinne gehalten war und zu dem Tyrannensturze und Weltkriege in Robespierres Menschenrechten den schneidendsten Gegensatz bildete. Er pries das System einer gemäßigten Politik, bot den kleinen Staaten Europas französischen Schutz und verhieß den Neutralen strenge Beobachtung ihrer Rechte. Die diplomatische Erörterung blieb bei diesen Allgemeinheiten stehen, wie denn auch der Wohlfahrtsausschuß in seinen Handlungen noch weit genug von jenem Programme entfernt war, die alten Revolutionsumtriebe in dem neutralen Genua fortsetzte und gegen das schutz- und hülfeflehende Schweden ganz harthörig blieb[1]). Es kam dem Berichte eben nicht auf Europa, sondern auf die inneren Fraktionen an. Da man die Thaten der Hébertisten, an denen man selbst so gründlichen Anteil genommen, nicht angreifen konnte, so galt es, ihnen landesverräterische Absichten nachzuweisen. Robespierre redete also von einer Partei, welche, nur um Frankreich in der Welt zu vereinzeln, in die Kriegstrompete stoße und die Revolution mit Unfug aller Art besudele, nur um ihr dadurch die Neigung der Völker zu entfremden. Wen er dabei meine, ließ er einen Augenblick in Ungewißheit, indem er

---

[1]) Nach Staëls früher erwähnten Depeschen.

zugleich vor „dem grausamen Moderantismus" (des früheren Wohlfahrtsausschusses) und „der systematischen Uebertreibung der falschen Patrioten" (Héberts und Vincents) warnte. Bald aber warf er jede Ungewißheit weg und schleuderte Fabres und Chabots Meldungen mit zweifelloser Hindeutung auf die Hébertisten in die Oeffentlichkeit. „Straft endlich," rief er, „das schnödeste aller Verbrechen, die Contrerevolution unter der Maske des Patriotismus, den Mord der Freiheit mit ihren eigenen Waffen. In der Hand des ehrlosen Londoner Ministeriums laufen alle diese Fäden zusammen, Pitt ist es, welcher diese scheinbaren Demokraten leitet: alle Anzeichen, alle Nachrichten, alle seither aufgegriffenen Urkunden beweisen es, daß man die feilen Volksvertreter bestechen, die unbestechlichen erwürgen und so endlich zu der Auflösung des Konvents gelangen will."

Der Konvent lauschte diesen Eröffnungen unter dem sich von selbst verstehenden Beifall, machte aber keine Anstalten, seinerseits die Sache aufzunehmen. Darauf that Robespierre einen Schritt dem Ziele näher. Am Abend mußte Chabot nebst einem seiner vertrautesten Genossen, dem Kaufmann Bazire, seine Anzeige amtlich bei dem Sicherheitsausschusse wiederholen, welcher dann beide festhielt und zugleich die Verhaftung Delaunais und eines gewissen Julien verfügte. Es handle sich, meldete Robespierres Freund Amar dem Konvente am 18., um eine Verschwörung, welche die Auflösung des Konvents zum Zweck hatte: Näheres, bemerkte er, könne er jetzt nicht mitteilen, weil es noch andere, nicht zum Konvente gehörige Mitschuldige gebe. Diese Worte bezogen sich auf keinen Geringeren als den Pariser Gemeinderat selbst: der Sicherheitsausschuß war mit der Ausarbeitung der förmlichen Anklageakte bereits beschäftigt, und nicht ohne Interesse ist es zu sehen, unter welchen Farben sein Berichtentwurf die revolutionäre Thätigkeit Chaumettes und Héberts darzustellen suchte. Sie erstreben, heißt es darin, Auflösung des Konvents durch Bestechung und Verleumdung, Aufwiegelung der Gemeindebehörden, Anarchie des Volkes durch Vervielfältigung der Gewalten, Souveräni-

tät der einzelnen Menschen durch Uebertreibung der Freiheit und Gleichheit, Vertilgung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele. Sie wollen uns durch Unsittlichkeit und Gesetzlosigkeit gehässig machen, das Volk an die Verachtung jeder Autorität, an Zügellosigkeit und Genußsucht gewöhnen, ihre Geschöpfe in alle Aemter bringen und das Staatsvermögen verschleudern. Jedem denkenden Wesen wollen sie eine tumultuarische Freiheit, eine gewaltthätige Gleichheit, eine burleske Philosophie zum Ekel machen und endlich das durch solche Mittel zu Grunde gerichtete Land den Tyrannen überliefern.

So richtig nun auch, abgesehen von der abgeschmackten Erfindung, daß die Faktion im Solde Englands stehe, diese Vorwürfe sämtlich waren, so schien es Robespierre bei näherer Erwägung doch noch zu gewagt, sofort gegen die städtische Partei im ganzen vorzuschreiten, und jener Entwurf blieb einstweilen in den Akten des Sicherheitsausschusses verborgen. Statt dessen wurde beschlossen, zunächst das Ansehen der Hébertisten im Jakobinerklub zu untergraben, die wichtigeren Mitglieder der Partei einzeln zu treffen und die Einschüchterung der übrigen zur Verstärkung der Gewalt des Wohlfahrtsausschusses zu benutzen. Demnach erhob sich Robespierre am 21. November bei den Jakobinern gegen die Gottlosigkeit und die Kirchenschändungen der Hébertisten. Er selbst hatte allerdings ihren atheistischen Eifer niemals geteilt, sondern nach Rousseaus Muster den Glauben an eine göttliche Vorsehung festgehalten: immer aber war seine Religiosität biegsam genug, um ihn in seinem Entwurfe der Menschenrechte nicht einen persönlichen Gott, sondern die Natur als die Souveränin des Weltalls proklamieren zu lassen. Seine vertrautesten Gefährten, St.-Just und Couthon, behandelten, wie wir sahen, die Kirchen ganz nach Héberts Sinne; ihn selbst finden wir später zwar als Verkünder eines „höchsten Wesens“, zugleich aber auch als Warner, nicht wieder religiöse Zeremonien einzuführen[1]. Genug, wären nicht politische und faktiöse

[1] Verhandlungen der Jakobiner 25. Mai 1794.

Gründe hinzugetreten, so hätte er an der Vernichtung des christlichen Kultus wohl nicht mehr als früher an der Verfolgung des katholischen Klerus Anstoß genommen. Jetzt aber galt es, die Hébertisten, gleichviel an welchem Punkte, zu fassen, und daß er in der religiösen Frage den Beifall vieler Millionen und zugleich die Zustimmung der Staatsklugheit für sich haben würde, konnte keinem Zweifel unterliegen. Schon in Paris war die Gärung gegen die Entweiher der Kirchen unverkennbar, vollends aber aus den Provinzen brachte jeder Kurier die drängendsten und bedrohlichsten Nachrichten. Aus Lyon meldete ein Agent, daß das Landvolk sonst zu allen Opfern bereit sei, aber in umfassendem Ausbruch losschlagen würde, wenn man ihm seine Priester nicht wiedergäbe. In der Bretagne war bei der Anwesenheit der Vendéeer das Aergste zu erwarten, wenn man die längst mißvergnügten Bauern durch Ausrottung des Kirchentums weiter reizte. Kurz, das blödeste Auge konnte die Gefahr nicht verkennen, welche der irreligiöse Fanatismus für die Regierung der Republik bereite. Robespierre sprach darüber bei den Jakobinern mit Schwung und Nachdruck: er fand glückliche, beinahe begeisterte Worte und gewann trotz aller Ueberraschung des Klubs eine zweifellose Mehrheit. Ermutigt durch diesen Erfolg, schlug er dem Klub eine allgemeine Reinigung seiner Mitglieder vor: ein jeder sollte eine Prüfung seines bisherigen Betragens durchmachen und nur nach Bestehen dieser Feuerprobe in der Gesellschaft ferner geduldet werden.

Damals kam Danton von seiner Reise nach Paris zurück und griff sogleich mit Eifer in Robespierres Bestrebungen ein. Im Konvente setzte er einen Beschluß durch, daß keine religiösen Maskeraden mehr in dem Saale der Nationalvertretung Zugang finden sollten; zugleich begehrte er eine strenge Untersuchung gegen die Verschwörer im Dienste des Auslandes, Beschränkung des Schreckenssystems auf die in Wahrheit Schuldigen und kräftigere Entfaltung der Regierungsgewalt. Einiger Widerspruch regte sich, als er von milder Behandlung der Schwachen und Unparteiischen

redete[1]), jedoch beschloß der Konvent die von ihm beantragten Dekrete, und das nächste Ziel, ein neues Gesetz über die Macht des Wohlfahrtsausschusses, wurde erreicht. Billaud hatte es bereits am 18. November eingebracht, damals aber war es noch vom Konvente dem Ausschusse zu besserer Bearbeitung zurückgegeben worden. Es bezeichnet den Fortschritt der Reaktion, daß es vom 29. an ohne Widerspruch in allen Artikeln durchberaten und am 4. Dezember in seiner Gesamtheit angenommen wurde. Hiernach wurden alle Behörden unter die unmittelbare Aufsicht des Wohlfahrtsausschusses gestellt, jeder Minister sollte ihm wöchentlich über sein Departement berichten, alle revolutionäre und polizeiliche Thätigkeit wurde den Gemeinderäten und Revolutionsausschüssen unter der Aufsicht der Bezirksämter übertragen, welche darüber unmittelbare Weisungen von den beiden Regierungsausschüssen zu empfangen hätten. Was die Hébertisten aber am empfindlichsten traf, war die Verfügung, daß in Paris die Revolutionsausschüsse der einzelnen Sektionen gar nicht mehr dem Gemeinderat, sondern unmittelbar dem Sicherheitsausschusse des Konvents untergeben sein sollten. Eine Reihe anderer Bestimmungen hatte stets dieselbe Tendenz, die Selbständigkeit der Gemeinderäte zu beschränken, ja zu vernichten und dieselben zu schlechthin abhängigen Organen der beiden Regierungsausschüsse zu machen. In demselben Sinne wurden die Revolutionsheere, welche nicht durch den Konvent gebildet waren, aufgelöst, die fortbestehenden Truppen dieser Art unter militärische Zucht gestellt und ihnen jede polizeiliche oder gerichtliche Thätigkeit untersagt — alles Festsetzungen, welche die Macht des Pariser Gemeinderates und seiner Genossen in ihren wesentlichsten Nerven zerschnitten. Mit der Ausführung dieses Gesetzes ergriff der Wohlfahrtsausschuß nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach von dem vollen Umfange der Staatsgewalt Besitz.

---

[1]) Der Moniteur verstümmelt die Phrase, aus schonender Rücksicht auf die Terroristen des Konvents.

Die Kommune wand und krümmte sich unter diesen wiederholten Streichen, erbittert und Rache kochend, aber unschlüssig, ob sie für ihr Leben fürchten oder Widerstand wagen sollte. Noch am 23. November hatte sie Robespierres Klubrede mit der Schließung aller Kirchen in Paris beantwortet, am 28. diese Verfügung mit einer wehmütigen Klagrede zurückgenommen, am 1. Dezember darauf einen Versuch gemacht, alle Revolutionsausschüsse der Sektionen um sich zu versammeln, und am 4., auf ein Verbot des Konvents, die schon im Rathause anwesenden Männer mit einer patriotischen Umarmung wieder entlassen. Aber auf immer neuen Punkten, mit stets gefährlicheren Waffen sah sie sich und ihre Freunde bedroht. Nachdem sie seit dem Sturze der Gironde die Presse vollständig beherrscht hatte, erfuhr sie jetzt auch von dieser Seite einen furchtbaren Doppelschlag, indem Philippeaux seine Klagen über Ronsin und Rossignol veröffentlichte und Camille Desmoulins ein Journal unter dem Titel des „alten Cordelier" begann, in welchem er alle Abscheulichkeiten des Schreckenssystems mit bewundernswerter Beredsamkeit schilderte und sie nach dem Muster des Robespierreschen Berichtes auf die verräterischen Pläne der Hébertisten zurückführte. Der Eindruck der beiden Publikationen war gewaltig. So erstickend hatte bisher die Tyrannei auf dem Lande gelastet, daß der Ton einer widersprechenden Stimme, vollends ein so kecker und heller Ton, wie ihn Desmoulins anschlug, der Nation als die Verkündigung einer ganz neuen Zeit erschien. Es war nur wenigen Eingeweihten bekannt, daß jene Schriften auf Veranlassung Robespierres und folglich unter dem Schutze des Wohlfahrtsausschusses erschienen, daß Robespierre selbst die Bogen des „alten Cordelier" vor dem Abdrucke verbesserte, daß es recht eigentlich die Regierung war, welche hier eine Anrufung der öffentlichen Meinung wagte. Aber der Beifall und das Entzücken war deshalb nur um so umfassender; Tausende, Hunderttausende von Exemplaren des „alten Cordelier" wurden in wenigen Tagen vergriffen, gingen als Trost und Hoffnung in die Gefängnisse, regten

die Bürger in den Sektionen, die Bauern auf den Dörfern an und erweckten die eingeschüchterte Masse der Bevölkerung zu lautem Ingrimme gegen die gebrandmarkte Faktion.

Im Konvente und bei den Jakobinern war die Wirkung dieser Blätter nicht geringer als draußen im Volke. Wer irgendwie zu Hébert oder Bouchotte hielt, hatte keinen andern Gedanken als Rache an dem tollkühnen Schreiber, welcher das Heiligtum der demokratischen Revolution so frevelhaft zu entweihen wagte. Aber auch die andern Fraktionen des Berges, die Männer, welche sonst auf Robespierre oder auf Danton zu sehen pflegten, waren bei allem Hasse gegen Hébert nichts weniger als einverstanden mit Desmoulins. Sie alle hatten ja an der Mißhandlung des Volkes so eifrigen Teil genommen wie irgend ein Hébertist; sie hatten die Gesetze über Aufkauf und Maximum, über Requisitionen und Verdächtige gemacht und gehandhabt so gut wie die Freunde Paches und Bouchottes; sie sahen sich auf gleicher Linie mit diesen von der öffentlichen Meinung, welche Desmoulins aufgerufen hatte, verurteilt und verdammt. Sie wollten ihre Allmacht gewiß nicht an die Kommune abgeben und waren zufrieden, wenn deren Anmaßungen als Pittsche Umtriebe verdächtigt wurden: aber den eigenen Despotismus dachten sie um jeden Preis zu behaupten und fanden also eine tödliche Beleidigung auch für sich selbst in jedem Worte, welches Desmoulins gegen das System der Septembergesetze richtete. So trat im Konvente gerade durch den „alten Cordelier“ ein Umschlag in der Stimmung zu Gunsten der Hébertisten ein, welcher sich schnell genug dem Wohlfahrtsausschusse fühlbar machte. Am 6. Dezember hatte auf Antrag des Ausschusses der Konvent jeden Eingriff in die freie Uebung des Gottesdienstes verboten und am 8. verfügt, daß keine revolutionäre Steuer ohne ein Dekret des Konvents auferlegt werden sollte. Beide Bestimmungen waren den Hébertisten im höchsten Grade zuwider, beide beschränkten aber auch die Allmacht der Konventskommissare, und der Ausschuß konnte bei der neuen Empfindlichkeit seiner Anhänger nicht hindern, daß

daneben am 8. beschlossen wurde, beide Dekrete sollten sich nur auf die Zukunft beziehen und den bisher erlassenen Befehlen der Konventskommissare keinen Abbruch thun. Bei dem unabsehbaren Umfang des bereits Befohlenen wurde damit die Wirkung der Dekrete geradezu nichtig. In denselben Zusammenhang gehörte ein Gesetz vom 7. Dezember, welches die Güter aller Bürger, deren Söhne oder Töchter ausgewandert wären, konfiszierte und der Nation zur Verfügung stellte.

Nichtsdestoweniger hielt Robespierre noch an seinem Plane fest. Der Stadtrat war durch das Gesetz vom 4. Dezember dem Ausschusse unterworfen, er war im Klub auf dem kirchlichen Felde geschlagen und im Publikum durch Camille Desmoulins geächtet. Zurück stand, mit noch größerer Bedeutung für das thatsächliche Machtverhältnis, die zweite Hälfte der Aufgabe, die Demütigung des Kriegsministeriums, von welcher Philippeaurs Schrift erst eine vorläufige Ankündigung gegeben hatte. Hierzu that denn den ersten Schritt am 12. Dezember Barère, indem er über zwei Zivilkommissare in Lyon berichtete, welche vom Wohlfahrtsausschusse auf Ronsins Antrag ernannt worden und auf das tiefste in die dortigen Greuel verwickelt waren. Barère gab sie ohne weiteres preis, und der Konvent verfügte auf Antrag des Dantonisten Merlin eine nähere Untersuchung ihres Treibens durch den Ausschuß. Es waren zwei untergeordnete, nur durch ihre völlige Gemeinheit ausgezeichnete Menschen: aber vom ersten Augenblicke an verkannte niemand, daß ihre Sache eine und dieselbe mit der ihres Schöpfers Ronsin war, ja daß die Untersuchung notwendig ihren höchsten Führer Collot d'Herbois erreichen würde. Für Robespierre, welchem Collot längst im Ausschusse unbequem gewesen, war dies nur ein Grund mehr, den Streit gerade mit der Lyoner Angelegenheit zu eröffnen, und ein noch lebhafteres Interesse nahm Couthon an jeder Maßregel, welche seine Nachfolger in Lyon zu verderben geeignet war. Am 14. setzte er bei den Jakobinern einen Beschluß durch, genaue Erkundigungen über das

politische und sittliche Benehmen aller Beamten des Kriegsministeriums einzuziehen. Zwei Tage nachher meldete Fabre dem Ausschusse, daß Vincent wieder von der Errichtung eines konstitutionellen Ministeriums rede; wir werden, hatte er einem Deputierten gesagt, den Konvent zwingen, die Minister unabhängig zu stellen, wie die Verfassung es vorschreibt, wir sind es müde, die Knechte des Wohlfahrtsausschusses zu sein. Ein Mitglied des Ausschusses zeigte darauf Fabre einen Brief aus Bordeaux, worin dieselben Umtriebe denunziert wurden, und ließ ihn Abschrift der betreffenden Stellen nehmen[1]). Es geschah also ohne Zweifel mit voller Zustimmung des Ausschusses, daß Fabre am folgenden Tage im Konvente auf Vincents Verhaftung antrug; er las dabei einen Brief Ronsins vor, welchen Vincent hatte drucken und an alle Straßen der Hauptstadt anschlagen lassen, des Inhalts, daß Lyon 120 000 Einwohner habe, daß von diesen nur 1500 unschuldig wären, daß binnen kurzem die Rhone die blutigen Leichname aller übrigen aufnehmen würde. Bourdon und andere forderten zugleich die Verhaftung von Ronsin und Maillard; jener fügte, von Couthon lebhaft unterstützt, das Begehren hinzu, daß die Minister Rechenschaft über die Tüchtigkeit eines jeden ihrer Beamten ablegen sollten. Man sieht, daß die Dantonisten die Rolle der offenen Angreifer übernommen hatten, hinter ihnen wirkte aber das volle Gewicht des Wohlfahrtsausschusses, und der Konvent genehmigte die Anträge sämtlich ohne Widerspruch. Nur eine weitere Forderung Bourdons, den Ministerrat überhaupt abzuschaffen, wurde durch Ueberweisung an den Wohlfahrtsausschuß vertagt: sie war, wie wir später sehen werden, ganz im Sinne Robespierres, jedoch hielt er damals die Zeit der Ausführung noch nicht gekommen.

Indessen hatte die neue Wendung der Dinge ganz Frankreich mit ihrem Eindrucke erfüllt. Ueberall lebte die Aus-

---

[1]) Fabre an den Sicherheitsausschuß, 11. pluv. II, bei Buchez 30, 383.

sicht auf ein menschlicheres Regiment wieder auf, die Unterdrückten regten sich, es schien wenigstens kein Verbrechen mehr, das Unglück zu bemitleiden, auf bessere Tage zu hoffen, für die Verfolgten zu bitten. Schon am 13. Dezember war eine große Deputation von Frauen im Konvente erschienen, um seine Gnade für unschuldig Verhaftete anzuflehen, am 20. folgte eine zahlreichere mit noch dringenderen Gesuchen, und unmittelbar an sie schloß sich eine Abordnung von Lyoner Bürgern, welche nicht bloß die Menschlichkeit des Konvents für die Opfer, sondern auch seine strafende Gerechtigkeit gegen die Bürger in Anspruch nahmen. Robespierre redete zunächst über die Pariser Petition, erging sich mit herkömmlichem Zorne über die Aristokraten und Freiheitsfeinde, langte aber endlich bei einem Dekrete an, welches die beiden Regierungsausschüsse beauftragte, Kommissare zu ernennen, welche die ungerecht Verhafteten zu ermitteln und deren Freilassung den Ausschüssen vorzuschlagen hätten. Es war ein geringer Trost; es war noch immer die nackte Willkür ohne einen Schatten des Rechtes; aber es schien doch ein unendlicher Fortschritt, daß die revolutionäre Allmacht einmal auch eine Anwendung im Sinne der Gnade erhielt. So tief war das französische Volk geknechtet, daß sich bei den Mittelklassen seit der Bekämpfung Héberts sogar an Robespierres Namen eine gewisse Popularität anknüpfte und sofort durch das Dekret vom 20. Dezember einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhielt. Er wußte es wohl und legte Gewicht darauf. Er sah darin eine ferne Möglichkeit, seiner Macht eine neue und unerwartete Stütze zu geben, wenn ihm die Disziplin der Jakobiner einmal völlig versagen sollte.

Aber Gottes Gesetze erlauben nicht, daß eine und dieselbe Hand heute die Gerechtigkeit zerstöre und morgen wieder auferbaue. Wer sich einmal gegen die Freiheit und die Sitte versündigt, wie der Schöpfer des Revolutionsgerichtes und der Vertilger der Vendée, türmt in seinen Missethaten sich selbst die Dämme auf, welche ihm die Rückkehr in die Bahnen des Rechtes unwiderruflich abschneiden. Robespierre hatte vier Jahre lang alle Kraft seines zähen und

bohrenden Geistes daran gesetzt, das System des populären Despotismus zu entwickeln: er erlebte jetzt, daß seine Schöpfung tief und breit genug gewurzelt war, um ihn selbst gegen seinen Willen in ihren Schlingen festzuhalten.

Vierundzwanzig Stunden nach jener Lyoner Deputation erschien, Freunden und Feinden völlig unerwartet, von Robespierre mit verbissenem Zorne, von den Jakobinern mit brausendem Jubel begrüßt, das Haupt der Lyoner Mörder, Collot d'Herbois, in Paris. Er wußte, wie Robespierre gegen ihn gesinnt war, er hatte Schritt auf Schritt die Reaktion sich entwickeln sehen, er überschaute mit einem Blicke die Bedeutung jenes Beschlusses vom 12. Dezember. Er war auf der Stelle entschlossen, nicht unthätig sein Verderben vollenden zu lassen: jeden andern hätte eine eigenmächtige Rückkehr von seinem Posten zu Grunde richten können, er aber wußte, auf welche Kräfte er in Paris rechnen durfte, und eilte zurück, um sie durch sein persönliches Eintreten zu sammeln und zu beleben. Gleich am 21. warf er sich im Konvente den Klagen der Lyoner mit stolzer Sicherheit entgegen, leugnete das Aergste mit dreister Stirne ab und erklärte das übrige für ruhmwürdige, revolutionäre Gerechtigkeit. Jene Stimmungen des Berges, welche Desmoulins verletzt hatte, kamen ihm bereitwillig entgegen, und der Konvent sprach seine volle Billigung der in Lyon getroffenen Maßregeln aus. Um so unumwundener nahm er bei den Jakobinern seine Stellung. „Vor zwei Monaten verließ ich euch," rief er, „brennend von dem Durste nach gerechter Rache: heute erkenne ich die öffentliche Meinung nicht wieder; noch drei Tage länger und ich wäre in Anklagestand versetzt worden. Seid ihr nicht mehr dieselben? Doch nein, ihr seid nicht verwandelt, ihr seid noch die Freunde der Freiheit und die Verteidiger des Volkes: bei euch darf ich die volle Wahrheit sagen und brauche nicht wie im Konvente mich hinter verhüllenden Umschweifen zu verstecken." Der Klub war still und wagte noch nicht, durch Beifall oder Mißbilligung eine Meinung zu äußern. Als dann aber Hébert sich gegen Bourdon, Desmoulins und Philip-

peaux erhob, zeigte sich Collots mächtiger Einfluß: der Klub lud sie vor, sich zu rechtfertigen, und sprach feierlich seine Achtung für Ronsin und Vincent aus. Welch ein Glück, schrieb Hébert am folgenden Tage im „Père Duchesne", diese Ankunft Collots, des echten Verteidigers der Ohnehosen; der Riese erscheint, und die Zwerge, welche die besten Patrioten hudeln wollten, verkriechen sich hundert Fuß tief unter den Erdboden.

Daß gerade damals Toulon dem republikanischen Heere seine Thore öffnete und das Heer der Vendéeer in tausendfachen Blutströmen zu Grunde ging, trug nicht wenig dazu bei, die Lage der extremen Partei zu befestigen. Es war ein neuer Triumph des bisherigen Herrschaftssystems, es war ein Grund mehr, auf den Haß der Bevölkerung keine andere Rücksicht als die der Strafe und der Rache zu nehmen. Collot gelang es vollständig, auch im Wohlfahrtsausschusse das Uebergewicht für seine Forderungen zu gewinnen. Billaud und Lindet waren nach ihrer eigenen Neigung zu jedem terroristischen Schritte bereit; Carnot stand fortwährend mit Robespierre wegen dessen steter Eifersucht gegen alles, was zu Heer- und Kriegswesen gehörte, auf schlechtem Fuße[1]), und Barère fügte sich Collots Andrängen wie vier Wochen früher den Wünschen Robespierres. So sah sich dieser mit einem Schlage allerorten, im Ausschusse, im Klub, im Konvente überflügelt und die Mehrheit, die Macht und die Zukunft seinen Gegnern gesichert. Die Jakobiner erhoben sich gegen seine Verbündeten, die Cordeliers brachten stürmische Bittschriften zu Gunsten Vincents, der Konvent befahl nach Collots Winken eine schleunige Untersuchung der Gründe für Ronsins Haft. Robespierre grub diese Niederlagen für eine künftige Rache sorgfältig in sein Gedächtnis ein; was aber sein nächstes Handeln betraf, so war er auch nicht einen Augenblick zweifelhaft in dem Vorsatze, um jeden Preis zu der siegenden Partei zu gehören.

---

[1]) C. N. 6. germinal III, Aussagen Bourdons, Carnots, Levasseurs.

In seiner ganzen politischen Laufbahn ist dies wohl der Punkt, an welchem sich sein Ehrgeiz am gründlichsten von jedem Ehrgefühl befreit, seine Feigheit bis zu einer schamlosen Niederträchtigkeit gesteigert hat. Genau eine Woche nach Ronsins Verhaftung ließ er sich herbei, öffentlich im Konvente seine Umkehr zu den Hébertisten zu verkünden und sogar neue Opfer für die Verfolgungswut seiner alten Gegner zu begehren.

Der Bericht, welchen er am 25. Dezember dem Konvente im Auftrage des Ausschusses abstattete, hatte dem Namen nach die allgemeinen Grundsätze der revolutionären Regierung zum Gegenstand. Die verfassungsmäßige Regierung, sagte er, beschirmt, die revolutionäre erkämpft die Freiheit: jene befindet sich im Stande des Friedens, diese des Krieges; jene darf die einzelnen Bürger gewähren lassen, diese muß alle Kraft zum Sturze der Faktionen zusammennehmen. Er schilderte dann die beiden entgegengesetzten Parteien der falschen Gemäßigten und der falschen Ueberspannten, eben wie er sie in jenem Berichte des 17. November zusammengestellt hatte: wie er aber damals nicht zauderte, aus dem Dilemma sofort zum Angriffe auf die Hébertisten herauszutreten, so schritt er jetzt gleich heftig zu der Erklärung fort, daß, wenn man zwischen beiden wählen müsse, das Uebermaß des Patriotismus besser als der Mangel desselben sei. Hüten wir uns, rief er, den Patriotismus zu töten, indem wir ihn heilen wollen; haben wir doch gesehen, wie gleich auf einige nötige Maßregeln gegen die Ueberspannten alle Parteigänger der alten Tyrannei, die Verräter von Lyon an ihrer Spitze, sich als Verleumder der echten und warmen Patrioten erhoben haben. Er schloß mit einem Dekrete, welches den General Biron, den Sohn Custines, und wer noch von Houchards Generalstab übrig war, dem Revolutionsgerichte überwies und für dieses eine kräftigere Einrichtung und rascheres Verfahren forderte.

Am 26. Dezember kam die Reihe des Widerrufs zugleich mit dem Auftrage, über Robespierre eine neue Demütigung zu verhängen, an Barère. Er erhob sich im

Namen der beiden Regierungsausschüsse gegen Robespierres Dekret vom 20., welches die Ermittelung der unschuldig Verhafteten befohlen hatte. Unter lebhaften Klagen über die jüngst der Aristokratie bewiesene Nachsicht, unter scharf-tadelnder Hinweisung auf Desmoulins' „alten Cordelier", erging er sich im Preise des Gesetzes über die Verdächtigen und beantragte, einer Sektion des Wohlfahrtsausschusses die Prüfung der angefochtenen Fälle zu überlassen. Robespierre konnte gegen diesen unmittelbaren Tadel einen bescheidenen Einwurf nicht unterdrücken, mußte aber von Billaud hören, daß alle Nachteile auf seiten des ersten Dekrets lägen, welches dem Konvente in einem Augenblicke der Schwäche entrissen worden sei. Das Dekret vom 20. wurde darauf kassiert und überhaupt keine Einrichtung zu Gunsten der unschuldig Verhafteten nötig befunden. Das System des unbedingten Schreckens behauptete den Platz. Die Meinung, daß man das Volk nicht durch die äußerste Verzweiflung zum Losbruche treiben dürfe, war durch die Parteigänger der Vertilgung und Vernichtung gänzlich geschlagen.

Die Sieger hatten jetzt keinen heißeren Wunsch als Rache für die eben erlebten Bedrängnisse, und die Dantonisten, eben noch der Hoffnung voll, den verhaßten Feinden den Untergang zu bereiten, sahen sich jetzt ihrerseits auf allen Punkten angegriffen. Zunächst bot die Reinigung der Jakobiner den bequemsten Schauplatz zu einem Kreuzfeuer gegenseitiger Beschuldigungen, welches um so heftiger wütete, je sicherer jedermann wußte, daß die Ausschließung aus dem Klub den Betroffenen in die Reihen der Verdächtigen setzte und folglich auf geradem Wege zu Kerker und Hinrichtung führte. Eine Zeit lang schwankte das Glück in dem widerlichen Kampfe hin und her, und beide Parteien erlitten wechselnde Verluste; im Januar aber wurde Collots Einfluß immer durchgreifender und die Niederlage Bourbons, Philippeaux', Desmoulins' rückte täglich näher. Höchst besonders war dabei die Haltung, welche Robespierre unter diesem todesdrohenden Gezänke einnahm. So unbedingt hatte er sich den Nebenbuhlern nicht unterworfen, daß er nicht bei

jedem Anlasse seine Verachtung gegen die Hébertisten zur Schau getragen hätte; er kleidete sie aber in das allgemeine Bedauern des Parteihaders, welchen man zum Besten der großen vaterländischen Interessen beseitigen müsse. Von diesem Standpunkte aus beschwichtigte er auch wohl die gegen die Dantonisten erhobenen Anklagen und zeigte fortdauernd eine gewisse Anhänglichkeit für seinen Jugendgenossen Camille Desmoulins. Aber selbst bei diesem vermochte er es über sich, seinen Anteil an dem „alten Cordelier" öffentlich abzuleugnen und sogar die Verbrennung des Journals bei den Jakobinern vorzuschlagen. Als Camille ihn darüber höchst unbefangen zur Rede setzte, fuhr er auf und legte einen starken Unwillen an den Tag, daß der hartnäckige Sünder die großmütige Absicht bei einem so väterlich gelinden Strafantrag verkenne. Gegen die übrigen Genossen Dantons war schon damals nur das Gefühl des Ingrimms bei ihm zurückgeblieben, daß er bei dem Eingehen auf ihre Wünsche in seine jetzige bedenkliche Lage geraten war: dies traf natürlich am schärfsten die ihm schon früher Verhaßten, wie Dubois-Crancé, Merlin von Thionville, Bourdon und Philippeaux, vor allen aber den eigentlichen Urheber des Bündnisses, Fabre d'Eglantine. Den wünschte er geradezu zu verderben, schon um einem so wohl unterrichteten Zeugen den Mund für immer zu verschließen, und, wie man denken kann, waren Collot und Billaud mit diesem Vorhaben von Herzen einverstanden. Die Dantonisten selbst beschleunigten die Ausführung, indem sie trotz Robespierres Abfall in ihren Angriffen auf das Kriegsministerium fortfuhren und bei der neuen Haltung des Wohlfahrtsausschusses ihre Streiche gelegentlich auch auf diesen selbst richteten. Am 7. Januar 1794 brachte Bourdon unter sonstigen Vorwürfen Bouchottes Ausgaben für den „Père Duchesne" zur Sprache und erwirkte, von Danton nachdrücklich unterstützt, ein Dekret, daß in Zukunft kein Minister eine Zahlung aus dem Staatsschatze ohne besondere Anweisung durch den Konvent erhalten sollte. Unter den damaligen Verhältnissen erklärte der Wohlfahrtsausschuß

diesen Angriff auf die Minister für eine Feindseligkeit gegen sich selbst und beeilte sich, in der nächsten Sitzung die Zurücknahme des Dekretes durchzusetzen: zugleich aber beschloß er, ohne weiteres Zögern gegen Fabre, welchen man auch hier für den eigentlichen Urheber des Anschlages hielt, einzuschreiten. Am 8. überschüttete ihn Robespierre bei den Jakobinern mit einer Menge allgemeiner Beschuldigungen, auf welche Fabre mit der Forderung genauer Klagepunkte entgegnete; vier Tage nachher meldete Amar dem Konvente, daß Fabre jenes Dekret gegen die indische Compagnie, welches er selbst im Widerstreit mit Delaunai und Chabot veranlaßt, zu Gunsten dieser Betrüger in der Redaktion verfälscht habe und deshalb verhaftet worden sei. Danton versuchte ohne Erfolg zu bewirken, daß Fabre an der Schranke des Konvents über die Anklage gehört werde: Vadier vom Sicherheitsausschusse wies ihn heftig zurück, und als darauf Danton noch die Bitte wagte, daß der nähere Bericht über Fabre ohne irgend eine Verzögerung abgestattet werde, rief Billaud: eine Zeit für den Bericht bestimmen, hieße eine Sache unterdrücken, welche die größte Oeffentlichkeit verdient — wehe dem, welcher an Fabres Seite gesessen hat und noch an seine Unschuld glaubt: ich fordere, daß man dem Ausschusse alle zur Entdeckung dieser verbrecherischen Umtriebe nötige Zeit läßt. Danton konnte nicht zweifeln, daß er selbst neben seinen verfolgten Freunden in jenem Berichte eine Stelle finden würde: Desmoulins sagte: der Konvent ist in geregelter Schur, wir werden alle an die Reihe kommen.

Indessen erhob sich der Ausschuß doch nicht gleich zu einem so gewaltigen Entschlusse, wie ein unmittelbarer Angriff auf Dantons gefürchtetes Haupt gewesen wäre. Robespierre arbeitete im stillen den Bericht über Fabre aus, schmähte darin über das einschmeichelnde und heimtückische Talent des bodenlosen Intriganten und stellte ohne Erwähnung Dantons und Camilles als Mitschuldige desselben Bourdon und Philippeaux, Merlin von Thionville und Dubois-Crancé dar. Gefiel nun seine Erörterung aus an-

deren Gründen nicht, oder wollte der Ausschuß nicht ohne Dantons Sturz die Sache beenden: genug, der Entwurf blieb liegen, und Fabre wurde in engster Einzelhaft bis auf weiteres aufbewahrt. Es entsprach dem genau, daß bald nachher Vincent, Ronsin und Maillard ohne Eingehen auf die gegen sie erhobenen Klagen freigelassen wurden. Robespierre nahm an der kurzen Verhandlung darüber keinen Teil; er bewahrte sich einstweilen seine beobachtende Stellung und wandte die größten Anstrengungen an, um sich bei den Jakobinern wieder das Uebergewicht zu sichern. Allabendlich brachte er lange Stunden bei ihnen zu, redete unaufhörlich, meisterte jeden andern Sprecher, übertraf sich selbst in revolutionärem Eifer und patriotischem Gemeinsinn. Am 5. Februar lieferte er auch dem Konvente wieder eine der großen Abhandlungen, durch welche er seinen politischen Zwecken einen doktrinären Hintergrund zu geben liebte, dieses Mal einen Bericht, wie er ihn nannte, über die Grundsätze der politischen Moral, welche die französische Regierung leiten müßte. Was die Theorie betraf, so gab er eine ziemlich wortreiche Ausführung der bei Montesquieu und Rousseau vorkommenden Sätze, daß die politische Tugend im Gemeinsinn bestehe und folglich nur in der republikanischen Verfassung vollständig zu entwickeln, für deren Gedeihen aber auch schlechthin unerläßlich sei und also hier die Ausrottung des Lasters mit schreckenvoller Strenge fordere. In Bezug auf die praktische Lage des Augenblicks hielt er noch an seiner neuesten Neutralität zwischen den Parteien fest, indem er die Ueberspannten und die Gemäßigten — die Hébertisten und die Dantonisten — gleich entschieden verwarf: im weiteren Verlaufe aber ließ er doch ebenso wie am 25. Dezember erkennen, daß die Regierung damals die Dantonisten als ihre eigentliche Opposition betrachtete. „Man möchte“, sagte er, „die Revolution nach juristischen Spitzfindigkeiten lenken und die Verschwörungen gegen den Staat nach dem Rechtsmaß der Privatprozesse entscheiden. Man suchte zuerst den Wohlfahrtsausschuß selbst zu verleumden, bis seine Triumphe den Gegnern den Mund

schlossen. Seitdem hat man den Weg ergriffen, ihn unter steten Lobsprüchen zu lähmen und die Frucht seiner Mühen zu zerstören. Alle diese Klagen über die notwendigen Organe des Ausschusses[1]), alle die zerrüttenden Pläne, welche man Reformen nennt, dieser Eifer, die Intriganten zu loben, welche der Ausschuß aus dem Staatsdienste entfernen mußte[2]), diese weiche Nachsicht für die Verräter[3]), dies ganze System von Betrug und Intrigue, dessen Haupturheber ein eben von euch ausgestoßener Mensch ist[4]), dies alles ist gegen den Konvent gemünzt und vollzieht sich im Bunde mit allen Feinden Frankreichs."

Es waren damals zwei Monate verflossen, seitdem Robespierre gemeinsam mit Fabre dieselben Angriffe gegen die Hébertisten zu richten beschlossen hatte. Fabre und Hébert waren noch dieselben wie im November, nur die Stärke und der Sieg waren durch Collots Rückkehr auf die andere Seite hinüber getragen worden. Es reichte für Robespierre hin, die Anklage auf Tod und Leben jetzt ohne Rückhalt über den früheren Genossen zu verhängen. Aber die Reihe dieser Nichtswürdigkeiten war damit noch nicht geschlossen.

Im ersten Augenblick erlebte er wenig Gewinn durch ein solches Hinwegwerfen seiner Ueberzeugung. Als er zwei Tage nach jenem Berichte im Klub ein paar Hébertisten niederer Ordnung, Brichet und Saintex, mit großem Hochmute abfertigte und sie als verkappte Verräter aus der Gesellschaft hinwegstoßen ließ, wurden in der nächsten Nacht alle Straßenecken der Hauptstadt mit Anschlägen bedeckt, welche ihn in den hitzigsten Ausdrücken dem Volke als ehrgeizigen Tyrannen schilderten. Wie die Verhältnisse lagen, war er nicht im stande, sich eine sofortige Genugthuung zu verschaffen, seit Jahren hatte er niemals eine solche De-

---

[1]) Bouchotte und Genossen.

[2]) Tunq und Westermann. Auch dieser war gleich nach seinen Siegen in der Vendée abgesetzt, dann aber im Konvente am 7. belobt worden.

[3]) Bei Camille Desmoulins im alten Cordelier.

[4]) Fabre d'Eglantine.

mütigung innerhalb der eigenen Partei erfahren; es traf ihn so nachdrücklich, daß er für mehrere Wochen erkrankte und an den Verhandlungen weder des Klubs noch des Konvents Anteil nahm[1]). Collot hatte damit das Feld bei den Jakobinern allein und benutzte die Zeit, seinen Einfluß in dem mächtigen Volksvereine zu ausschließlicher Macht zu erweitern.

Um diese Zeit kam St.-Just von einer neuen Missionsreise in Flandern nach Paris zurück. Er hatte die Hauptstadt vier Monate früher verlassen und fand also die Verhältnisse auf das gründlichste verändert. Von jeher ein heißer Verehrer Robespierres, war er seinem Meister durch die Fähigkeit, im gegebenen Augenblicke einen raschen und ganzen Entschluß zu fassen, ohne Frage überlegen: und offenbar kam es eben darauf in diesem Zeitpunkte an, wenn das Ansehen Robespierres nicht für immer zwischen den beiden Parteien versinken sollte. St.-Just war nicht gesonnen, seine Stelle irgend einem Hébertisten zu räumen; er war mit Robespierre völlig einverstanden über die Notwendigkeit, Unterwerfung und Zucht in die Masse der streitenden Demokratie zu bringen: insofern also war er ganz der Mann jener Tendenz, welche im Oktober den Wohlfahrtsausschuß gegen den Unfug des Pariser Straßenpöbels und die planlose Raserei der Provinzialkommissare in Bewegung gesetzt hatte. Aber um so weniger wollte er von Milde gegen die Aristokraten und Egoisten, von Menschlichkeit gegen die Verhafteten und Verdächtigen, von Gerechtigkeit gegen die unendliche Mehrzahl des französischen Volkes wissen: hier war seine Sympathie vollständig mit Collot und Billaud, und er verwarf die Dantonisten um so rückhaltloser, als er mit mehreren ihrer Führer persönliche Beleidigungen gewechselt hatte, er aber einen persönlichen Hader niemals vergaß. Es heißt, er habe seinem Kollegen Hérault nach einem Zank beim Glase Genugthuung verweigert und dieser ihn darauf als Feigen behandelt und mit Fußtritten bedroht:

---

[1]) Mallet du Pan II, 66.

Camille Desmoulins aber hatte von ihm drucken lassen, der junge Tribun trage im Bewußtsein seiner Bedeutung sein Haupt so würdig auf den Schultern wie das heilige Sakrament, worauf St.-Just ausrief: er soll einst das seinige unter dem Arme tragen wie der heilige Dionysius. Wenn sich also Robespierre an Desmoulins noch durch einen Rest von Jugenderinnerungen gefesselt fand, so hatte St.-Just an dieser Stelle der Rachgier der Hébertisten nicht das mindeste abzuschlagen.

Wie er auf den Parteikampf einwirken würde, zeigte er unmittelbar nach seiner Rückkehr am 26. Februar, als er im Namen der beiden Regierungsausschüsse über die Behandlung der Verdächtigen berichtete. Seitdem die Dantonisten dem öffentlichen Interesse für die willkürlich Verhafteten ihre Stimme geliehen hatten, war der Gegenstand eigentlich nicht wieder von der Tagesordnung gekommen. Seit Collots Rückkehr war von jenen Anwandlungen der Milde, welche wir im Dezember beobachteten, keine Rede mehr; es wurde vielmehr öffentlich und ohne Widerspruch im Konvente der Satz verkündigt: Nachsicht üben gegen die Feinde der Revolution heißt den Mord der Patrioten vollziehen. Die Herrscher des Berges hatten, wie man sieht, ein volles Bewußtsein über ihre Lage: es war ihnen deutlich, daß sie ihr eigenes Blut nur erretten würden, indem sie jede politische Meinungsverschiedenheit mit dem Tode bedrohten. Sie konnten ihr System nicht schärfer als durch das Eingeständnis dieser Thatsache verdammen; sie wußten es und stachelten sich damit zu immer weiterer Ausdehnung der Tyrannei. Wir werden später sehen, wie bedrängt in dieser Zeit die finanzielle Lage war; so kam jetzt der Gedanke auf, ob das Gesetz über die Verdächtigen nicht auch für die Staatskasse nutzbar zu machen wäre, und schon am 26. Januar ließ Couthon die beiden Regierungsausschüsse beauftragen, binnen drei Tagen zu berichten, welchen Vorteil die Einziehung der Güter aller Verdächtigen der Republik bringen könnte. Zu dem Vermögen der Kirche, welches die Constituante, zu den Besitzungen der Auswanderer,

welche die gesetzgebende Versammlung konfisziert hatte, sollte also jetzt eine dritte, nicht geringere Masse hinzugefügt werden. Es handelte sich um die Habe damals von etwa 200 000 Menschen, deren Zahl, wie wir wissen, in jedem Augenblicke ganz willkürlich vermehrt werden konnte, da es ohne irgend eine Schranke in der Hand jedes Revolutionsausschusses lag, einen reichen oder mißliebigen Bürger als Verdächtigen zur Haft zu bringen[1]). So lockend eine so kolossale Beute war, so lag der Vorschlag doch mehrere Wochen lang unvollendet beim Wohlfahrtsausschusse, bis St.-Just wieder eintrat und ihn mit der hochmütigen Härte seines Wesens in die Hand nahm. Ueber die Einziehung der Güter war er nicht einen Augenblick im Zweifel; das Eigentum der Patrioten, sagte er, sei heilig, die Güter der Aristokraten aber als Kosten des von ihnen entzündeten Krieges der Republik verfallen. Er dachte in gleichem Sinne auch die Personen der Gegner in Anspruch zu nehmen und die Verdächtigen zur Zwangsarbeit bei Straßen- und Festungsbau zu verwenden: dies war aber selbst seinen Genossen im Ausschusse zu viel, und St.-Just mußte sich, ungerne genug, von dem nutzbaren Vorschlage trennen. Immer beschloß am 26. Februar auf seinen Antrag der Konvent, die Verdächtigen würden bis zum Frieden verhaftet bleiben und dann auf ewig verbannt, ihre Güter aber sollten sogleich eingezogen und zur Ausstattung armer Patrioten verwendet werden.

Die letzte Bestimmung, welche den Raub zunächst nicht dem Fiskus, sondern den Proletariern zu überweisen schien, war, wie kaum der Bemerkung bedarf, von der höchsten Bedeutung für den Kampf der demokratischen Parteien. Die ökonomischen Verhältnisse des Volkes waren trauriger als jemals; trotz aller Zuschüsse stockte die Verpflegung von Paris an allen Enden; die Regierung hatte das Gesetz gegen den Aufkauf mildern, den großen Tarif des Maximums auch über die Arbeitslöhne erstrecken müssen. So war für die

[1]) Vergl. Oudots Bericht, C. N. 1. November 1794.

ärmeren Klassen Stoff genug zu Unzufriedenheit und Gärung, und die Hébertisten des Stadtrates rechneten nicht wenig auf diese Mißstimmung für den Fall einer neuen revolutionären Bewegung. Mit dem Gesetze des 26. Februar aber brach ihnen diese Handhabe zur Aufwiegelung völlig ab. Die Proletarier jubelten dem Wohlfahrtsausschusse, welcher ihnen eine so unerhörte Umwälzung aller Eigentumsverhältnisse in Aussicht stellte, mit gieriger Dankbarkeit entgegen und scharten sich unbedingt um eine Regierung, welche nach ihrer Willkür von nun an jeden Bettler in einen Rentner verwandeln konnte. Wenn also das Gesetz völlig im Geiste der Hébertisten gedacht war, so war es doch für den persönlichen Einfluß Héberts und seiner Genossen ein geradezu vernichtender Schlag.

Für die Partei der Gemäßigten verkündete es dagegen den Sieg der kommunistischen Grundsätze und gab einen neuen Beweis für die Annahme von Collots System auch durch Robespierre und dessen Freunde. So hatte es St.-Just gemeint, so sprach er es in dem begleitenden Bericht unverhohlen aus. Eine Drohung gegen die Gemäßigten folgte darin der andern; er stellte sie unzweideutig zu jenen Feinden der Revolution, deren Schonung den Mord der Patrioten bedeute. Man darf nicht länger, rief er, zu der Straflosigkeit der größten Schuldigen schweigen, welche das Schafott nur deshalb abzubrechen suchen, weil sie selbst es zu besteigen Aussicht haben. Danton wagte nicht zu antworten, obwohl kein Mensch mehr Zweifel hatte, wie nahe ihn jene Worte angingen. Er hatte geschwiegen, als kurz vorher Barère im Konvent über die zum Frieden strebende auswärtige Politik den Stab brach, welche von der gemäßigten Partei noch immer hochverräterisch empfohlen werde — jene Politik, welche Barère zu Dantons Zeiten als fleißiger Mitarbeiter monatelang selbst geübt und vertreten hatte — er hatte geschwiegen, als jener, in schneidendem Widerspruche auch zu Robespierres Bericht vom 17. November, den Krieg für unentbehrlich zum Wohle des Staates, den ewigen Krieg gegen alle Tyrannen der Erde erklärte.

So schwieg er auch jetzt, als die Gegner ihn mit unmittelbarer persönlicher Drohung trafen. Es schien ihm unglaublich, daß Robespierre ihm nachstelle, daß er im Bunde mit Collot sein Blut suche, nachdem er soeben erst um seine Hülfe gegen Collot und dessen Gesinnungsverwandte geworben. Er bedachte nicht, daß er fast ein Jahr lang Robespierres Gegner gewesen, und daß das mißlungene Bündnis den Haß desselben notwendig hatte verdoppeln müssen. Vor allem aber, er sah keinen Rat in den Verhältnissen und fand keine Kraft in seinem Innern. So blieb er, sein Schicksal halb leugnend, halb erwartend, völlig unthätig im Angesichte der Gefahr.

Bei dieser Lage der Dinge hätte der Wohlfahrtsausschuß, von den Parteien getrennt und über beide erhoben, sie vielleicht noch eine Weile sich selbst überlassen. Aber die Entscheidung kam von unerwarteter Seite. Die Hébertisten im Stadtrate und im Kriegsministerium hatten wenig Freude an dem Triumphe ihrer Grundsätze, weil er ihnen persönlich in keiner Weise zu gute kam. Mochte der Ausschuß noch so sehr gegen die Verdächtigen wüten, den Bürgern Hab und Gut entziehen und es den Proletariern verheißen, mochte er alle Gesetze erlassen, welche die Hébertisten als den Inbegriff der Freiheit zu preisen pflegten: immer bestand das Gesetz vom 4. Dezember, immer blieben Chaumette und Hébert abhängige Gemeindebeamten und Vincent und Ronsin unterwürfige Staatsdiener, ohne Einfluß auf die Herrschaft, in ihren Vorteilen beaufsichtigt, einer strengen Verantwortung ausgesetzt. Noch am 12. Februar hatte Hébert bei den Cordeliers gerufen, mit den Gemäßigten müßte auch das Geschlecht der schwülstigen Redner, welche für ihn die Bezeichnung eines Ultrarevolutionärs erfunden, es müßten also Robespierre und Genossen beseitigt werden. Statt dessen handelten Couthon und St.-Just jetzt freilich ganz im Sinne Collots, nahmen dafür aber auch an Collots Machtstellung Anteil und ließen die Hébertisten die Wucht der Regierungsgewalt bald hier bald dort empfinden. Da wurde Javoques, ein alter Freund Héberts, aus Lyon

wegen Schmähungen auf Couthon zur Verantwortung nach Paris geladen; da wurde Ende Februar selbst Carrier in Nantes von der Ungnade des Ausschusses betroffen und auf Robespierres Betreiben, weil er nicht bloß Katholiken und Royalisten, sondern auch gute Patrioten mißhandelt habe, in den Konvent zurückberufen. Zwar führte ihn Collot bei den Pariser Jakobinern mit kräftigem Preise ein, nichtsdestoweniger erfüllte er aber den Klub der Cordeliers, wo Hébert und Vincent das Feld beherrschten, mit ungestümen und tobenden Klagen. Sie alle meinten, es sei die höchste Zeit zum Aufstande. In der That schwankten ihre besten bisherigen Stützen. Auf das Proletariat konnten sie für ihre persönlichen Zwecke seit dem 26. nicht mehr rechnen, und das von ihnen ganz erfüllte Revolutionsheer zersplitterte der Ausschuß durch fortdauernde Entsendungen in die Departements, so daß damals kaum noch 3000 Mann in der Hauptstadt anwesend waren. Unter diesen Umständen erfuhren die Cordeliers am 4. März, daß eines ihrer Mitglieder, Namens Marchand, wegen ungemessener Reden im Klub durch den Revolutionsausschuß seiner Sektion verhaftet worden war. Da kam die lange gesammelte Aufregung zum Ausbruch; sie sandten an den Sicherheitsausschuß um sofortige Freilassung des Gefangenen und verhüllten in ihrer nächsten Sitzung die Tafel der Menschenrechte mit schwarzem Flor, bis das unterdrückte Volk seine Rechte wieder erhalten hätte. Carrier ermahnte darauf, es nicht bei Worten bewenden zu lassen, ein Aufstand, ein heiliger Aufstand, das sei das einzige Mittel zur Bändigung der Verbrecher. Hébert stimmte ein unter Verwünschungen gegen die Minister Paré, Desforgues und Destournelles, gegen Philippeaux und Bourdon, gegen die dreiundsiebzig gefangenen Deputierten, welche ein verräterischer Ehrgeiz vor der Guillotine beschirme: sprich, Vater Duchesne, rief ein General des Revolutionsheeres dazwischen, sprich, wir anderen werden schlagen.

Aber sie erfuhren schnell, daß seit Dezember die Macht, womit sie einst die Gironde niedergeworfen, ihren Händen

entschlüpft war. Im Klub selbst bemerkte Vincent während des Aufrufes zur Empörung verlängerte Mienen; in der Stadt blickten die Proletarier nur auf den Wohlfahrtsausschuß; unter den Bürgern war eine einzige Stimme des Hohnes und Abscheues gegen Hébert und seine Genossen. Sogar der große Gemeinderat empfing ihre Erklärung, daß sie in Bewegung seien bis zur Ausrottung aller Volksfeinde, mit bedenklichem Zaudern; im entscheidenden Augenblicke trat ihr militärischer Führer Henriot von Hébert zu Robespierre über[1]), und bei den Jakobinern mußte Carrier die Erklärung herausstammeln, die Cordeliers hätten nur bedingungsweise an Aufstand gedacht. Mit einem Worte, die Revolution der Hébertisten starb an Entkräftung im Augenblick ihrer Geburt. Demütig und zitternd lenkten sie ein, ließen sich durch eine Abordnung der Jakobiner unter Collots Führung zurechtweisen und donnerten gegen die Verleumder, welche ihnen Rebellion gegen Konvent und Ausschuß schuld geben wollten. Es half ihnen nicht: sie hatten ihren Feinden bereits die vernichtende Waffe gegen sich in die Hand gegeben.

Ueber die Beratungen des Wohlfahrtsausschusses in diesen entscheidenden Tagen liegt keine beglaubigte Kunde vor, allein die Lage der Dinge und der Erfolg reicht hin, um jeden Zweifel über den Hergang auszuschließen. Nach der Blöße, welche die Hébertisten sich gegeben, forderte Robespierre ihre Vernichtung, und Collot vermochte sie um so weniger zu retten, je mehr sein früheres Verhältnis zu ihnen ihn sonst der Beteiligung an dem verunglückten Unternehmen verdächtig gemacht hätte. Dafür aber begehrten er und seine Freunde mit verdoppeltem Nachdruck die endliche Ent-

---

[1]) Lévasseur, mémoires III, 40. Das Buch ist in der vorliegenden Gestalt apokryph, da ein gewisser Achille Roche einen Band Levasseurscher Noten zu vier starken Bänden ausgearbeitet hat (wovon, beiläufig gesagt, L. Blanc ebensowenig Notiz nimmt wie von der Unechtheit der Hardenbergschen Memoiren); indes ist kein Grund, an der Richtigkeit der eben wiederholten Notiz zu zweifeln, da Henriot notorisch in früherer Zeit Genosse Héberts und später Anhänger Robespierres war.

scheidung über die Dantonisten, welche — man hatte es erlebt — dem Ausschusse im Konvente gefährlicher werden konnten als Hébert oder Vincent auf den Straßen, welche seit einem Jahre eine abgesonderte und hemmende Politik befolgt und die reizbarsten der jetzigen Machthaber am empfindlichsten verletzt hatten. Robespierre, heißt es[1]), fuhr hastig auf, als Dantons Name hier zum ersten Male genannt wurde: jedenfalls aber hielt er diesen Widerspruch nicht lange aufrecht. Er stand allein damit im Ausschusse, er hatte Danton niemals gemocht, er sah den unschätzbaren Vorteil, welchen ihm der Sturz der Hébertisten bringen mußte. Es ist gewiß, daß binnen vierundzwanzig Stunden der Ausschuß über das große Doppelopfer einig war. Am 6. März erstattete Barère dem Konvente einen Bericht über die Umtriebe gegen die Republik, welche an verschiedenen Punkten des Gebietes, in Lille, Havre, Maubeuge, Landrecies, vor allem zu Paris in aufrührerischen Anschlägen und Brottumulten zum Vorscheine gekommen, welche sämtlich durch Pitt und Koburg gelenkt, aber von dem Wohlfahrtsausschuß Schritt auf Schritt verfolgt würden: er wolle jetzt keine weiteren Enthüllungen machen, damit sei für einen der nächsten Tage St.-Just beauftragt, er begehre einstweilen Vollmacht für den öffentlichen Ankläger des Revolutionsgerichtes, die Urheber jener Umtriebe zu verfolgen und darüber binnen drei Tagen dem Konvente Bericht zu erstatten. So geschah es: am 9. erschien dieser Beamte, Fouquier-Tinville, und gab einige Nachrichten über die in Paris angeschlagenen Druckschriften. Das entscheidende Wort sprach aber am 13. St.-Just im Namen des Wohlfahrtsausschusses. Sein Bericht nannte allerdings noch keinen Namen, ließ sonst aber keiner Zweideutigkeit Raum. Auf das bestimmteste erhob er sich gegen die beiden scheinbar getrennten Faktionen, welche die große Verschwörung der fremden Mächte bildeten, die falschen Nachahmer Marats und die grausamen Menschenfreunde: er erklärte, daß sie

[1]) Billaud C. N. 9. therm. II.

alle entlarvt und umringt seien, und ließ einen jeden des Todes schuldig erklären, welcher der Macht und der Sicherheit des Konvents oder der revolutionären Regierung nachstelle, Unruhe über die Lebensmittel verbreite, Emigranten Asyl gebe, einen Verschwörer nicht anzeige oder die Verführung der Bürger und der öffentlichen Meinung begünstige. Unter eine dieser Bestimmungen ließ sich jeder politische Gegner ohne Ausnahme bringen und damit vernichten.

Der erste Schlag des hier angekündigten Gewitters traf die Hébertisten. Hébert, Vincent, Ronsin, Desfieux, Proli und fünfzehn Genossen wurden in derselben Nacht verhaftet und dem Revolutionsgerichte überliefert; einen Tag später traf dasselbe Schicksal den Procureur des Gemeinderats, Chaumette, an dessen Stelle Robespierre sofort die Ernennung eines ihm persönlich unbedingt ergebenen Menschen, des Namens Payan, durchsetzte. Das amtliche Haupt der Kommune, der Maire Pache, galt für so unterwürfig und der Kriegsminister Bouchotte für so unbedeutend, daß man beide für den Augenblick noch verschonte. Dafür erschien am 16. März Amar im Konvente mit einer Anklageakte gegen Chabot, Bazire, Delaunai und den verhaßtesten aller Dantonisten, gegen Fabre d'Eglantine. Offenbarer noch wurde aber die Bedrohung auch dieser zweiten Faktion am 17., als St.-Just peinliche Klage gegen Hérault-Séchelles erhob, weil er trotz des Gesetzes vom 13. einen Emigranten bei sich aufgenommen habe. Hérault war selbst Mitglied des Wohlfahrtsausschusses; es leuchtete ein, daß man ihn in gründlicher Weise aus der Staatsgewalt ausmerzen mußte, ehe man seinen politischen Genossen den Gnadenstoß gab.

Die Bestürzung, welche diese Annäherung der Gefahr unter den Dantonisten erweckte, war mächtig, aber so eingeschüchtert waren sie bereits sämtlich, daß ein jeder sich zu regen und durch ein Zeichen der Teilnahme sich selbst bloßzustellen fürchtete. Alles blieb schweigsam und still. Draußen in Paris waren vollends die Gemüter durch den Prozeß der Hébertisten in Anspruch genommen: bei den Bürgern war die Genugthuung unendlich, daß die Unholde, welche

Millionen in das Elend gestürzt, jetzt von der Vergeltung ereilt wurden, und die Pöbelhaufen, welche Hébert selbst an Gemeinheit und Blutdurst gewöhnt hatte, sahen ihn mit demselben Gleichmut wie jedes andere Opfer dem Beile verfallen. Er war völlig überwältigt und außer sich, weinte wie ein Kind und fiel aus einer Ohnmacht in die andere, während sein Freund Ronsin in kalter Fassung blieb und den Urhebern ihres Unglücks eine baldige Rache prophezeite. Nach einer dreitägigen Verhandlung wurden sie am 24. unter einem unermeßlichen, festlich frohen Menschenzufluß hingerichtet. Eine unmittelbare Folge ihres Sturzes war es, daß der Konvent am 25. März die gänzliche Auflösung des von ihnen geschaffenen, mit ihrem Geiste erfüllten Revolutionsheeres aussprach.

Indessen drängte der Wohlfahrtsausschuß zum Abschlusse dieser Verwickelungen, zu der Vernichtung der Dantonisten. Im allgemeinen war man einig, aber noch im letzten Augenblicke machte die Feststellung der einzelnen Namen Schwierigkeit. Auf Robespierre wirkten neben St.-Just und Billaud noch Einflüsse entgegengesetzter Art: insbesondere war es Tallien, welcher kurz vorher aus Bordeaux zurückgekehrt war, ein alter Freund Dantons aus den Zeiten der Septembermorde, also persönlich an ihm hangend, aber dem Systeme der Milde gründlich abgeneigt, dieser war es, welcher noch einmal einen Versuch der Aussöhnung machte und eine persönliche Zusammenkunft Dantons mit Robespierre bewirkte. Sie hatte keinen Erfolg. Robespierre warf ihm vor, daß er stets noch Camille und Philippeaux unterstütze, daß er also ein geständiger Verschwörer sei. Danton brach in Thränen aus — „der Stolze weint“, sagte Robespierre und wandte sich verächtlich hinweg. Ein gewisser Pâris, Schreiber beim Revolutionsgerichte, vermittelte ein zweites Gespräch, welches aber noch kürzer abbrach. Gewiß, bemerkte Danton, die Royalisten müssen fallen, aber man muß keinen Unschuldigen treffen. Wer sagt dir, entgegnete Robespierre, daß man einen Unschuldigen habe umkommen lassen? Du hörst es, Pâris, rief Danton, kein Unschuldiger

ist umgekommen — damit verließ er das Zimmer ohne ein weiteres Wort[1]). Seinen Freunden erklärte er dann, es sei Zeit, sich zu zeigen; bei dem ersten Worte aber eines bestimmteren Planes fiel er wieder in sein schlaffes Hinbrüten zurück. Vielleicht um dieselbe Stunde kam der Ausschuß mit seiner Liste zur Entscheidung: Robespierre gab jetzt auch Camille Desmoulins preis und war, was Danton betraf, bereits so fest im Entschlusse, daß er nach Unterzeichnung des Todesbefehls am 30. März mit ihm, wie sie manches Mal in besseren Zeiten gethan, einen Ausflug vor die Barriere machte und ihn im eigenen Wagen wie den nächsten Freund zurückführte. Abends am 31. wurden Lacroix, Philippeaux, Westermann, Desmoulins verhaftet: Danton, davon benachrichtigt und zur Flucht aufgefordert, rief wieder und immer wieder: sie werden es nicht wagen. So fanden ihn die Schergen des Sicherheitsausschusses.

Der Eindruck des Ereignisses in Paris war unermeßlich. Viele hatten es kommen sehen, eigentlich niemand es für möglich gehalten; jetzt waren alle bis zur Betäubung überrascht, und kaum einer wagte sich von den Ursachen und noch weniger von den Folgen eines solchen Sturzes Rechenschaft zu geben. Nie waren die Sitzungen des Revolutionsgerichtes von einer gedrängteren Zuhörermasse umgeben gewesen; die Geschworenen selbst zitterten vor Dantons heftig drohenden Ergüssen, in welchen er bald die Anwesenheit des ganzen Konvents, bald die Gegenüberstellung seiner Ankläger forderte und unaufhörlich mit weithin dröhnender Stimme die Teilnahme der Nation für sich aufrief. Alle seine Freunde weigerten Auslassung und Verteidigung, bis man ihre Zeugen geladen und ihre Schriftstücke herbeigeschafft habe; die Bewegung der Hörer, welche drinnen im Saale, draußen vor den Fenstern, selbst von dem andern Ufer der Seine her auf Dantons Worte lauschten, nahm stünd-

---

[1]) Nach einem Briefe Vilain d'Aubignys (im Britischen Museum von L. Blanc aufgefunden) hätte dieser die letzte Zusammenkunft der beiden Nebenbuhler veranlaßt.

lich zu; endlich erwirkte St.-Just eine Verfügung des Konvents, welche das Gericht bei hartnäckiger Widersetzlichkeit der Angeklagten zu sofortigem Urteil bevollmächtigte. Darauf folgte der Todesspruch auf der Stelle, und am 4. April empfingen der Urheber des Bastillesturmes und der Schöpfer der Septembermorde, der Besieger der Vendée und der Verfolger ihrer Bedränger in derselben Stunde den Todesstreich.

Neun Tage später folgten auf diesem Wege noch Chaumette nebst einigen der scheußlichsten Agenten des Revolutionsheeres, neben ihnen die Witwen sowohl Héberts als Desmoulins', dann der mit dem letzteren befreundete General Dillon, der Deputierte Simon, als Gefährte Héraults, im ganzen 25 Personen, wie der willkürliche Haß der einzelnen Machthaber sie eben unter dem weiten Titel der Fremdenkonspiration zusammengerafft hatte. Alles, was dem Wohlfahrtsausschusse in den letzten Monaten von irgend einer Seite her Abneigung entgegengesetzt hatte, war mit diesen Schlägen niedergeworfen: der politische Horizont, hatte Couthon am 1. April gerufen, klärt sich auf, der Himmel wird heiter, und die Republik steigt triumphierend aus den Gefahren empor. Die wichtigsten der Gegner schliefen im Grabe; die wenigen, welche, wie Carrier und Fouché von der einen, Bourdon und Legendre von der andern Seite, durch irgend eine Verwendung das Leben gerettet, waren völlig gebeugt und von dienstwilliger Todesfurcht erfüllt. Der Konvent, welcher bis dahin nicht leicht der starken Stimme Dantons versagt hatte, zeigte den Machthabern des Ausschusses einen kriechenden Gehorsam, und der eigentlichste Sitz des Hébertistischen Einflusses, das Kriegsministerium, war mit Vincent und Ronsin zu Grunde gegangen. Bereits am 1. April sprach auf Carnots Antrag der Konvent die gänzliche Abschaffung des Ministerrates und die Ersetzung desselben durch zwölf Kommissionen aus, deren keine durch ihren Wirkungskreis bedeutend genug war, um dem Wohlfahrtsausschusse einen selbständigen Willen entgegensetzen zu können.

So war der Ausschuß unumschränkter Herr über den Konvent, den Staat und das Volk. In seinem Innern hatte ohne Frage Robespierre das beste Teil der Beute davongetragen. Soeben noch in die mißlichste Enge getrieben, hatte er durch den unbesonnenen Aufstandsversuch der Hébertisten plötzlich Luft und Licht bekommen. Während im Konvente das Machtverhältnis zwischen ihm und Collot durch Dantons Hinrichtung kaum berührt wurde, war er in der Hauptstadt von den gefährlichsten Gegnern durch deren eigene Schuld befreit und Collot seiner rüstigen und unbedingten Genossen beraubt worden. Dies zeigte sich deutlich schon am 6. April, als Couthon ankündigte, der Ausschuß werde in den nächsten Tagen wichtige Berichte über die politische Moral, über den Zweck des Krieges, über die Verehrung des ewigen Gottes, dessen Bild die Hébertisten nicht aus dem Herzen des Volkes hätten reißen können, dem Konvente vorlegen. Es waren sämtlich bezeichnende Schlagwörter aus Robespierres früherem Systeme, zu welchem er jetzt den Ausschuß mit überlegener Hand zurücklenkte. Mit Recht konnte er sich als den Besitzer der Zukunft, als den nächsten Herrn der französischen Regierung betrachten.

Aber in dieser überall siegreichen Stellung war doch keine Spur von Siegesfreudigkeit zu finden. Daß sich Robespierre als den wahren Inhaber der Staatsgewalt fühlte, schien kaum eine andere Wirkung auf ihn zu haben, als daß er sich auch als den ersten Gegenstand des nationalen Hasses empfand und Vorsichtsmaßregeln aller Art um sein Leben häufte. Schon längst schliefen im Erdgeschosse seiner Wohnung eine Anzahl handfester und zuverlässiger Leute, welche ihn, mit schweren Stöcken bewaffnet, bei jedem Ausgange begleiteten: jetzt bemerkte man, daß er bei jedem Mahle zwei Pistolen neben seinem Teller hatte und kein Gericht berührte, ehe nicht andere davon gekostet hatten. Er wußte, welch ein gründlicher Haß die Mitglieder der höchsten Gewalt selbst voneinander trennte, wie er und Carnot, Collot und Couthon, St.-Just und Barère, ein jeder von ihnen in dem Leben des andern eine tödliche Gefahr für das

eigene erblickte. Er wußte, wie sie alle von dem Abscheu des französischen Volkes verfolgt wurden, wie jede Hinrichtung eines Gegners die Zahl ihrer Freunde verminderte und weit und breit im Lande kein stärkeres Gefühl als die Sehnsucht nach Befreiung vorhanden war. In Paris selbst war die Zahl der Verhafteten binnen vier Wochen von 5000 auf 6900 gestiegen, und dennoch gab es keine Sektion, deren Versammlung nicht mit argwöhnischem Auge von der Polizei überwacht werden mußte. Die bürgerliche Bevölkerung, im offenen Kampfe überwältigt, aller Mittel zum Aufstande beraubt, jeden Tag in Freiheit und Vermögen bedroht, setzte die einzige ihr gebliebene Waffe, den stummen, sichtbaren, knirschenden Widerwillen unaufhörlich und an allen Punkten der Regierung entgegen.

Und nun nahte die Zeit des Frühlings heran, in welcher die kriegerischen Operationen wieder beginnen mußten. Wenn der Nation auf diesem Felde zur Entschädigung für die inneren Leiden glänzende Lorbeeren entgegenreiften, so war es ihrer Regierung bestimmt, für sich selbst auch hier in eine völlig unheimliche Zukunft zu blicken. Wenn ihre Feldherren in dem bevorstehenden Feldzuge siegten, wenn die Führer so kolossaler Heeresmassen sich in kriegerischer Glorie vor den Augen des Volkes emporhoben, dann war es Robespierres durch die Sorge geschärftem Blicke deutlich, daß er auf der Stelle von dem Gewichte der öffentlichen Verwünschung erdrückt und die Tyrannei des Volkstribunen vor dem Degen des Kriegshelden ohne Aufenthalt zusammensinken würde[1]). Demnach war es eine der ersten Maßregeln, welche sich an die unglückliche Erhebung der Hébertisten anschloß, daß St.-Just den General Hoche, den fähigsten, kühnsten und beargwohntesten aller bisher kommandierenden Offiziere, zuerst von dem Moselheer entfernen und dann nach Paris in enge Haft abführen ließ. Mit

[1]) Billaud, C. N. 20 April. Morris, Depeschen an Jefferson 13. März, 10. April. So auch L. Blanc VI, 223: Robespierre voyait venir Napoléon.

Mühe zögerte Carnot seine Verweisung vor das Revolutionstribunal hin.

So waren die Sorgen, wenn draußen die Heere siegten. Und wenn sie Niederlagen erlitten? oder unvollständige und wenig entscheidende Siege erfochten? Wie gesagt, Frankreich hatte gewaltige Streitkräfte aufgestellt, aber die Regierung wußte auch, welche Opfer diese Rüstung dem Lande gekostet, wie viel Kräfte und Mittel unnütz verschleudert waren, wie schlechterdings keine Möglichkeit vorlag, ein solches System noch weiter als über einen Feldzug hinaus zu behaupten. Wir müssen in wenigen Monaten, sagte Carnot, große, überwältigende Vorteile erringen; ein mittelmäßiger Sieg würde die Republik in vollständigem Verderben begraben[1]).

Jedoch, diese Verhältnisse fordern eine tiefer eindringende Betrachtung. Sie sind es, auf welche wir zunächst unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, um die europäischen Katastrophen von 1794 in richtigem Lichte zu sehen.

---

[1]) Carnot an Choudieu 18. März, dépôt de la guerre, Paris.

Neuntes Buch.

Siege der französischen Republik.



Erstes Kapitel.

Französische Rüstungen.

Seit dem September 1793 lag Frankreich unter dem Drucke jener organisierten Pöbelmasse, welche ihre Teile bis in die kleinsten Dörfer des Landes verbreitete, ein allmächtiges Regiment über Leib und Leben der Bürger handhabte, ihre Opfer nach Tausenden, ihre Beute nach Millionen zählte und bald gegen die eigenen Genossen mit gleicher Grausamkeit wie gegen die übrige Bevölkerung wütete. An jeder Grenze stand der Krieg gegen die europäischen Mächte, aus hundert Gründen war der Wohlfahrtsausschuß zu schrankenloser Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Trotz alles Raubes verarmte der Staatsschatz mit der steigenden Verarmung der beraubten Nation: man mußte, um im Innern fortzuleben, nach fremder Beute ausschauen. Trotz alles Schreckens empfand die Regierung den wachsenden Abscheu der Bürger: es schien wohlgethan, sie in die Heere zu werfen, durch militärische Zucht zu bändigen, an die Grenzen und über die Grenzen hinaus zu entfernen. Trotz der Spaltungen im Lager der Verbündeten hielten die Schöpfer der Septembermorde einen Frieden mit der übrigen Welt für undenkbar: sie meinten die Gegner vernichten zu müssen, um nicht selbst einem sicheren Verderben zu verfallen. So rafften sie alle Kräfte ihres Landes, Menschen und Güter, Gedanken und Schwerter, Geld und Blut mit unermeßlicher und schonungsloser Anstrengung zusammen, um mit einem auf allen Seiten unwiderstehlichen Strome die Lande des alten Europa zu überfluten.

Wir haben beobachtet, was alles zu gleichem Zwecke in den früheren Abschnitten der Revolution bereits geschehen war. Zu dem Heere von 150 000 Mann, welches im Frühling 1792 an den Grenzen stand, hatte der Widerstand gegen den preußischen Angriff etwa 100 000 Freiwillige geliefert: bei dem Ausbruche des englischen Krieges wurde darauf die gezwungene Rekrutierung der 300 000, endlich am 23. August die Bereitstellung aller Männer vom 18. bis zum 25. Lebensjahre verfügt. In den Departements, welche unmittelbar durch den Krieg berührt waren, den Grenzbezirken also des Elsasses und Flanderns, der Vendée, Lyons und Toulons, wurde die Erhebung in Masse, wie wir sahen, eine Wahrheit: was dort überhaupt an waffenfähigen Männern vorhanden war, mußte, wohl oder übel bewaffnet, mit oder ohne Verpflegung, Besoldung, Ausbildung, in den Heerlagern sich einfinden, so daß in dieser tumultuarischen Weise wenigstens 150 000 Menschen unter die Fahnen gejagt wurden. Indessen sah man bald, wie viele Opfer durch ein so kopfloses Stürmen unnütz vergeudet wurden, und wandte alle Kraft darauf, die aufgerufene junge Mannschaft in militärisch brauchbarer Weise zu ordnen. Man konnte annehmen, daß bei der damaligen Bevölkerung etwa 120 000 Männer jährlich das waffenpflichtige Alter erreichten; das Gesetz vom 23. August bot acht solcher Jahrgänge auf, und so hatte man, nach Abrechnung dessen, was aus diesem Lebensalter bereits bei den Regimentern stand, eine Ausbeute von ungefähr 500 000 Rekruten zu erwarten. Nimmt man hinzu, daß die Royalisten der Vendée und die Städte des Südens während des Herbstes nach geringster Rechnung ebenfalls 150 000 Mann unter den Waffen hatten, so ergiebt sich, daß das französische Volk in dem einen Jahre 1793 mehr als eine Million seiner kräftigsten Männer in das Getümmel eines täglich mörderischeren Krieges hineinwarf.

So riesenhaft nun auch diese Anstrengung war, so viel fehlte daran, daß sie den Zwecken des Staates in vollem Umfange zu gute gekommen wäre. Als die Rekrutierung des 23. August befohlen wurde, besaßen die Hébertisten die

Fülle des politischen Einflusses und waren von Haß und Argwohn gegen die bestehenden militärischen Einrichtungen erfüllt. Es war allerdings seit Februar befohlen, daß alle Soldaten zu Freiwilligen gemacht, die Bataillone beider Gattungen zu Halbbrigaden verbunden, die Offiziere derselben von der vermischten Mannschaft gewählt werden sollten: allein im Angesichte des übermächtig andringenden Feindes eine solche Auflösung der alten Truppenverbände zu vollziehen, war den Generalen und dem dantonistischen Wohlfahrtsausschusse doch zu halsbrechend erschienen und demnach die Ausführung des Dekretes unterblieben. Nach der Erneuerung des Ausschusses hatte man dann sofort am 12. August den Befehl der Mischung wiederholt. Indessen eben damals war kein Augenblick zur Rettung Dünkirchens, zur Deckung des Elsasses, zur Einschränkung der Vendéeer zu verlieren; mithin konnte man an durchgreifende Aenderungen in der Heeresorganisation nicht denken, und wieder blieben die verhaßten und gefürchteten Linienregimenter mit ihren ritterlichen Offizieren und zünftigen Generalstäben nach wie vor bestehen. Der Kriegsminister Bouchotte wollte nun die neuen Rekruten um keinen Preis diesen Einflüssen preisgeben; er setzte also fest, daß überall die Gemeinden die Aushebung besorgen, die Rekruten jedes Bezirks in dem Hauptorte desselben zu einem Bataillone zusammentreten, sich dort aus ihrer Mitte Offiziere und Unteroffiziere nach Bedürfnis wählen und so als fertiger neuer Truppenkörper nach Empfang der Waffen an die Grenze abrücken sollten. Wir kennen bereits die Natur der damaligen Gemeindebehörden, den Grad ihrer Bildung, die Weise ihrer Gesinnung und ermessen leicht, mit welcher Masse von Eifer, Lärmen und Verwirrung sie diese Rüstung betrieben. Ueberall redeten Volkskommissare, Klubs und Revolutionsausschüsse mit hinein, und nur die Diktatur der gerade anwesenden Konventsmitglieder machte das Zusammentreten der Bataillone möglich. So weit war die politische Entwickelung gediehen, daß der Mannschaft der strengste Gehorsam gegen die Befehle der Regierung und der Konventskommissare bei so-

fortiger Todesstrafe eingeschärft wurde: im übrigen aber predigte man ihnen Argwohn gegen die Offiziere, Haß gegen die Aristokraten, Selbstbewußtsein der Freiheit und Gleichheit. Wie es eben gehen wollte, suchten sich die neuen Bataillone mit Waffengebrauch und Exercitium bekannt zu machen: die Fortschritte waren aber bei dem Mangel an kundigen Offizieren äußerst langsam, so daß der Konvent schon am 27. September bestimmte, die Bürger der neuen Aushebung sollten zunächst die Festungsgarnisonen ablösen und diese sich dann zu ihren Heeren begeben. Wie die Ausbildung blieb aber auch die Zucht und Aufsicht unter den gewählten Vorgesetzten höchst mangelhaft; die Mannschaft, meist mit großem Widerwillen zusammengetreten, war zu keiner Haltung zu bringen und schmolz durch massenhafte Desertion den Führern unter den Händen weg. Wer aushielt, wünschte wenigstens nicht Gemeiner zu bleiben; die neuen Bataillone vermehrten demnach eigenmächtig die Zahl ihrer Aemter, und so kam es, daß die Regierung Ende Oktober zu ihrem Schrecken erfuhr, sie würde von nun an 260 000 Offiziere und Unteroffiziere zu besolden haben. Dies entschied denn einen völligen Umschwung des Systems durch ein neues und umfassendes Gesetz vom 22. November. Hiernach sollten sofort bei den Heeren die gemischten Halbbrigaden zu je drei Bataillonen, eines von der Linie, zwei von Freiwilligen gebildet, die Zahl derselben auf 210 gebracht und die vorhandene geübte Truppe als deren Stämme verwandt, sodann aber die Bataillone der neuen Aushebung sämtlich aufgelöst und die Mannschaft derselben, ohne Rücksicht auf den bisherigen Rang, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, als Gemeine bei den Halbbrigaden eingereiht werden. Wer sich dagegen sträubte, sollte als Verdächtiger eingesperrt, wer sich dem Dienste zu entziehen suchte, als Empörer behandelt und erschossen werden.

Diese Einrichtung, bei welcher die Halbbrigade zu 3200 Mann angenommen wurde, mußte nach ihrer Vollendung eine Masse von 672 000 Mann Fußvolk ergeben. Die Reiterei, deren Bildung durch den sehr empfindlichen Pferde-

mangel erschwert wurde, sollte auf 90 000 Mann gebracht werden: man hatte zu diesem Zwecke schon im August alle Luxuspferde des Landes mit Beschlag belegt und im Oktober außerdem von jedem Kanton acht Pferde gefordert; jedoch blieb das Ergebnis bei der tiefen Zerrüttung von Ackerbau und Viehzucht weit hinter der Erwartung zurück, und alle Gewaltsamkeit, womit einzelne Konventskommissare zuweilen an einem Orte mehrere hundert Pferde gleichzeitig einzogen, vermochte den Zustand nicht zu bessern. Mit nicht geringerem Eifer wurden Kanonen gegossen, Batterien gebildet, Fuhrwerk und Munitionsmassen angehäuft.

Die Pariser Waffenfabriken, mit immer neuen Millionen genährt, lieferten allmählich bis zu 1000 Stück Musketen täglich; man erfand ein Verfahren, aus dem Metall der Glocken das nötige Material für die Geschützröhren zu gewinnen; die Regierung legte sich die Verfügung über allen salpeterhaltigen Boden bei, und bald wurde es patriotische Mode bei den eifrigen oder gehorsamen Bürgern, die Keller nach dem kostbaren Salze zu durchwühlen. An Nahrung und Kleidung schien es den Truppen nicht fehlen zu können, denn was man bedurfte, wurde den übrigen Einwohnern eben fortgenommen. Wie weit man hier ging, haben wir früher an einzelnen Beispielen gesehen; von allgemeinen Maßregeln mag angeführt werden, daß am 18. Dezember ein Verbot an alle Schuhmacher des Reiches erlassen wurde, in den nächsten Monaten für irgend jemand sonst als für die Heerverwaltung zu arbeiten. In den Bureaux des Kriegsministeriums, der Marine, des Wohlfahrtsausschusses gingen die Forschungen und Entwürfe fort bei Tag und Nacht, keine Anstrengung, keine Ausgabe, kein Parteihader kam bei diesem großen Zwecke des Krieges in Anschlag. Denn hier, in dem Wunsche, Europa zu besiegen, waren alle Faktionen einig, und was sonst ihre Regierung im Innern des Landes brandmarkte, ihre Grausamkeit und Hitze, ihre Habgier und Rechtslosigkeit, kam ihnen bei den Aufgaben der Heeresrüstung überall zu statten. Während die absoluten Monarchen Europas auf Wohlstand und Stim-

mung ihrer Unterthanen die ängstlichste Rücksicht nahmen, ging diese demokratische Regierung, mit eisernem Schritte alle Hindernisse zertretend, ihren Weg.

Was sonst in der ersten Linie der Kriegssorgen zu stehen pflegt, die Finanzen, das war in diesem Staate längst nicht mehr vorhanden. Cambon rühmte im Laufe des Winters, daß man monatlich nicht mehr wie früher 300 bis 400, sondern bei doppelter Heeresstärke nur noch 180 Millionen verbrauche, so vorteilhaft habe die Erhebung des Wohlfahrtsausschusses auf Ordnung und Sparsamkeit gewirkt [1]. Setzt man von diesem Betrage auch ein Drittel als Verlust an den Assignaten ab, so ergiebt sich immer für das Jahr ein Kriegsbudget von 1440 Millionen Livres oder, das Heer in runder Summe auf eine Million Soldaten angenommen, eine Jahresausgabe von 1440 Livres auf jeden Streiter, während Napoleon zwölf Jahre später, alle Ausgaben für Material, Verpflegung, Hospitäler, Festungen mit eingerechnet, die jährlichen Durchschnittskosten des Infanteristen auf 500, die des Reiters auf 1000 Francs ansetzte [2]. Man sieht, wie wild auch jetzt noch die nach despotischer Ordnung strebende Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses mit Mark und Saft des Landes umsprang, und wenn in der Staatskunst die Wahl des Zweckes nicht selten ein geringeres Lob verdient als die Erreichung desselben durch angemessene Mittel, so wird man hier der Fähigkeit dieser Regierung nur eine sehr bedingte Anerkennung zollen dürfen. Zumal sich Thatsachen in Menge finden, welche die von Cambon angegebene Ziffer um ein Beträchtliches zu steigern zwingen. Als es einmal in diesen Monaten darauf ankam, Lebensmittel aus dem Auslande zu beschaffen, gewährte man den Unternehmern für eine Lieferung im Werte von 1½ Millionen eine jährliche Rente von 10 Millionen im großen

---

[1] Ganz ähnlich St.-Just, bei Buchez, 35, 294 ff.

[2] Gegen seinen Bruder Joseph, dem er sie allerdings etwas niedrig zu schildern wünscht. Andere Schätzungen aus der Revolutionszeit führen auf 1000 L. im Gesamtdurchschnitt.

Buche der Republik [1]), und wenn ein einziger Fall dieser Art möglich war, so muß die tägliche Verschleuderung eine unermeßliche gewesen sein. Ein solcher Zustand war furchtbar für die Zukunft des Landes, aber nicht weniger furchtbar für die Feinde desselben im nächsten Feldzuge. Denn was diese Regierung zu der Vernichtung ihrer Gegner irgendwie bedürfen mochte, das erlangte sie auch, gleichviel mit welchen Opfern, wenn es überhaupt durch Gold oder Blut zu erlangen war.

Indessen herrschte seit dem Gesetze vom 22. November in allen Heereslagern das regste Leben. Tagtäglich langten die Züge der Rekruten an, Scharen von Hunderten, oft von Tausenden [2]). Der Eifer der einzelnen zum Dienste war selten groß, das Volk trat widerwillig in eine beispiellose Siegeslaufbahn ein. Zur Unterstützung der bürgerlichen Behörden sandten die Generale militärische Agenten in die Provinzen, dennoch ging es langsam; die jungen Leute kamen trotz aller Bemühungen des Wohlfahrtsausschusses meist ohne Waffen an und wurden auf gutes Glück in die ersten besten Bataillonsstämme eingestellt; konnten sie aber bei dem Waffenmangel nicht gleich exerziert werden, so meinten sie fürs erste wieder nach Hause gehen zu dürfen und desertierten trotz der strengsten Verfügungen. Von allen Heeresteilen liefen die dringendsten Klagen ein, bis Anfang Februar die Konventskommissare beim Nord- und Ardennenheere den Befehl erließen, die Eltern jedes Ausreißers zu verhaften, ihr Vermögen einzuziehen, die Beamten aber ihrer Gemeinden einzusperren und mit einer Geldstrafe von 4000 Francs zu belegen. Unter Klagen und Murren fügten sich darauf die meisten: ihre Lage war wenig erbaulich, da es unmöglich war, in den erschöpften Grenzlanden die immer wachsenden Menschenmassen, beim Nordheere z. B. in den ersten beiden Wochen des Jahres 30000, in den beiden fol-

---

[1]) C. N. 24. Oktober 1796, vgl. Yvernois' Geschichte der französischen Finanzen von 1796, deutsch von Gentz S. 160.

[2]) Das Folgende aus den Akten des Pariser Kriegsarchivs.

genden Monaten ebenso viel Köpfe, nur halb leidlich unterzubringen, zu ordnen und zu verpflegen. Die Armeeverwaltung rührte sich aus allen Kräften; sie war wie sämtliche Behörden jener Zeit überall und unbedingt gewaltsam, brachte für den Augenblick mächtige Erfolge zu stande und zerstörte sie gleich darauf durch ihre rechtlose Unordnung. Anfang März befahl ein Repräsentant, es solle kein Vieh mehr aus dem Lande in das Lager geschafft werden, weil dort der Ackerbau stocke, während hier ein unnützer Ueberfluß herrsche: und wenige Tage nachher sandte ein anderer die bittersten Klagen über den Mangel, den gräßlichen, erdrückenden Mangel an Lebensmitteln nach Paris. So ging es in allen Zweigen: die Summe war, daß die Landschaften umher verödeten, das Nordheer einen steten Krankenbestand von 20—25 000 Mann hatte, endlich aber im Frühling die Heeresmassen zur Eröffnung der Feindseligkeiten bereit waren.

Die Bildung der gemischten Halbbrigaden vollzog sich erst gleichzeitig mit der Einstellung der Rekruten, was natürlich Anlaß zu vielfacher Stockung und Verwirrung gab. Hier fehlte es an Bataillonsstämmen, dort an Mannschaft zur Ausfüllung derselben, sehr allmählich brachte man eine gewisse Ausgleichung zu stande. Im Konvente selbst hatten sich nochmals Zweifel gegen die Auflösung der alten Regimenter erhoben und der Kriegsausschuß auf die mögliche Zerrüttung hingewiesen. Allein Dubois-Crancé setzte hier wie das Jahr zuvor den Beschluß durch. Es ist ein Glück für die Freiheit, rief er, wenn der militärische Corpsgeist zerrüttet wird: eben jene Linientruppen würden sich an das persönliche Interesse eines ehrgeizigen Feldherrn fesseln lassen. Es war das notwendige Geschick dieser revolutionären Regierung, auf das von ihr mit höchstem Kostenaufwand geschaffene Heer nur mit ununterbrochenem Argwohn blicken zu können: der Konvent wiederholte am 8. Januar den Befehl zur Bildung der Halbbrigaden. Hierauf legte die Linie die weiße Uniform des altköniglichen Heeres ab, so ungern auch manche Offiziere sich zu dem blauen Rocke der republikanischen Freiwilligen bequemten. Aber die leiseste

Spur eines solchen Widerwillens führte sofortige Absetzung und Verhaftung herbei: von neuem schieden auf diese Weise viele Hunderte der bisherigen Führer aus. Bei der Ersetzung wurde vor allem auf demokratischen Eifer und anfangs auf wenige andere Erfordernisse gesehen, so daß am 15. Februar der Konvent die Wiederabsetzung aller Offiziere verfügen mußte, welche nicht zu lesen und zu schreiben verstanden, eine Vorschrift, welche trotz des Terrorismus nur sehr allmählich zu strenger Ausführung gelangte. Was die kriegerische Zucht betraf, so wurde viel von dem Gehorsam gegen den Nationalwillen, d. h. den Wohlfahrtsausschuß, geredet, ebenso laut aber auch die Offiziere ermahnt, stets die Sprache der Brüderlichkeit und der Ohnehosen zu reden und die Truppen nicht durch Tyrannei des alten Stiles zu drücken. Noch immer sandte die Regierung große Stöße patriotischer Zeitungen in das Lager, welche unter die Bataillone verteilt und abends nach dem Exercitium den Soldaten zur Erhitzung ihres Freiheitssinnes vorgelesen wurden. Was geschehen konnte, um ihnen den bevorstehenden Feldzug glänzend erscheinen zu machen, geschah in vollem Maß, und die Leichtgläubigkeit des französischen Bauern bot dazu die bequemste Handhabe. Die meisten waren nebeneinander davon überzeugt, daß die barbarischen Oesterreicher im letzten Sommer Kinder gespießt und gebraten hätten, und daß die freiheitsdurstigen Oesterreicher im nächsten Frühling nicht scharf auf ihre französischen Brüder schießen würden. Zugleich wurde ihnen die Aussicht auf Wohlleben und Beute in dem bald eroberten Belgien mit den lockendsten Farben geschildert. Mit dem girondistischen Gedanken eines großen Völkerbundes, zu dessen Erwirkung man die Könige zu treffen und die Völker zu schonen hätte, war es, wie wir wissen, gründlich vorüber: im Konvente war amtlich ausgesprochen, daß alle zu erobernden Gegenden als feindliches Land zu behandeln seien, und der Wohlfahrtsausschuß hatte in diesem Sinne eine Anweisung an die Generale entworfen, welche sich kurz in der Vorschrift zusammenfassen läßt, alles, was nicht niet- und nagelfest sei, auszuräumen und entweder den

Truppen zu überliefern oder nach Frankreich zu schaffen. Bereits hatte das Rhein- und Moselheer das Beispiel in den besetzten Landstrichen der Pfalz gegeben, wo man den Städten und Dörfern schlechterdings alles wegnahm, Geld, Kleider, Möbel, Vieh, Lebensmittel, und dann endlich die leeren Gebäude anzündete. Wie sich unter diesen Einflüssen die Truppen des Nordheeres gestalteten, zeigt u. a. folgender Bericht an das Kriegsministerium vom 20. März: „Das Heer ist fest in den großen republikanischen Grundsätzen; auch scheint es, als wenn sich die Sitten verbesserten und die Rechtschaffenheit vielen Soldaten teuer wäre. Freilich giebt es viele Ausnahmen. Die Mehrzahl der Händel, die wir zu bestrafen haben, betreffen Diebstähle, doch hat die Zahl seit einiger Zeit nachgelassen. Fast alle unsere Truppen jubeln in dem Gedanken, sich dem Plündern hinzugeben, sobald wir in Belgien einrücken.“ Man sieht, daß die Regierung durch die eigene Sittenlosigkeit auf der einen und das Bedürfnis des Krieges auf der anderen Seite auf die rechten Mittel zur Ausbildung einer trotzigen Soldateska gekommen war: sie forderte Tapferkeit im Kampfe und politische Treue, verstattete dafür sonst alle Genüsse und Zuchtlosigkeit und suchte so die Truppen gleich sehr durch gemeine und begeisterte Leidenschaft an sich zu ziehen. Es kam damit, was kommen mußte. Die Soldaten, einmal den Abschied von Hause überwunden, erfüllten sich schnell mit kriegslustigem Eifer, fingen an, für die Republik zu schwärmen, die ihnen reiche Lorbeeren und ausgelassenes Leben verhieß, und wurden bald der Schrecken aller Gegner. Aber kein Gefühl der Pflicht war in ihnen angeregt, und so wandten sie auch der Republik den Rücken, sobald ein noch lorbeerreicherer Führer erschien, und richteten endlich auch diesen zu Grunde durch die Habgier und Selbstsucht, welche einst neben allem Ruhmesdurst die Revolution in ihren Herzen großgezogen hatte.

Ihre technische Ausbildung blieb in den wenigen Uebungsmonaten allerdings mangelhaft. Es fehlte noch immer wie im vorigen Herbste an Manövrierfähigkeit und an stand-

hafter Ruhe in der Verteidigung. Die Führer sahen es wohl, aber empfanden wenig Sorge darüber. Wenn die deutschen Truppen rascher ihr Feuer wiederholten, so mahnten die französischen Offiziere zum stürmenden Anlauf mit dem Bajonette, der Lieblingswaffe, sagten sie, der Republikaner. Stoben einmal ihre ungeübten Haufen in plötzlichem Schrecken auseinander, so zuckten sie gelassen die Achseln, weil die Flüchtigen sich doch auch ebenso plötzlich zu neuem Angriff ermannten. Wenn ihre Soldaten bei jeder künstlichen Evolution in Verwirrung gerieten, so lehrten sie ihnen Verachtung aller Künstlichkeit und blindes Vertrauen allein in den vorwärtsdrängenden Mut. Nur keinen Augenblick Ruhe, unablässige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Kriege, unablässiges Anstürmen im hellen Haufen, mag fallen, was will, die Republik hat Menschen genug, nur daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lerne, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden. So mahnten die Generale das Heer, so die Regierung die Generale. Mit höchster Ungeduld kamen die Anfragen aus Paris, wie lange es noch dauern könne, bis man, den Feind überraschend, im Felde erscheine; nichts als Mut und Bajonette seien zur Offensive erforderlich, mit Energie und Henkersbeil sei Säumnis und schlechter Wille zu überwinden. Diesen Weisungen entsprechend, wurde von dem Nordheere die langgedehnte Vorpostenkette der Verbündeten den Winter hindurch an allen Punkten in Atem gehalten; in drei Monaten gab es über vierzig kleine Gefechte, und Ende März wurde nicht weit von Landrecy, ungefähr in dem Zentrum der feindlichen Aufstellung, ein erster größerer Versuch gemacht. 30 000 Mann zogen gegen Cateau, wohin die Oesterreicher acht Bataillone höchst unbequem für die Verbindungslinien der französischen Festung vorgeschoben hatten. Die junge Mannschaft, ihrer Ueberzahl vertrauend, warf sich mit lautem Jubel auf den Feind: als dieser aber in kalter Sicherheit standhielt, brach der linke Flügel der Franzosen das Gefecht auf der Stelle ab, und der rechte, anfangs vordringend, löste

sich bei dem Erscheinen österreichischer Verstärkungen in wilde Flucht auf. Es war ein Bataillon der Pariser Aushebung, welches den Beginn des Ausreißens machte, ein Dragonerregiment folgte in unaufhaltsamer Verwirrung, und mehrere Geschütze blieben in den Händen der Sieger zurück. Es zeigt sich, schrieben darauf die Konventskommissare nach Paris, daß es gefährlich sein würde, die jungen Leute zu früh an den Feind zu bringen. Die Rücksicht auf das ungewöhnlich regnerische Wetter kam hinzu, man schob den großen Angriff auf und wurde so durch die Offensivoperationen der Gegner überrascht.

Damals war nun folgende die Verteilung der französischen Streitkräfte. Im Süden bedeckte das Alpenheer, 35 000 Mann unter General Dumas, und das Heer von Italien, 36 000 Mann unter General Dumerbion, die piemontesischen Grenzen von Genf bis zum genuesischen Litorale. In den Pyrenäen standen 82 000 Mann unter den Generalen Dugommier und Müller etwa 60 000 Spaniern und Portugiesen gegenüber. Die Vendée und Bretagne, in welchen Gegenden die Barbarei der Republikaner den Aufstand neu entflammt hatte, nahm 103 000 Mann unter General Turreau in Anspruch. Das Nordheer, an der belgischen Grenze von Dünkirchen bis Maubeuge, war auf die Stärke von 148 000 Mann gebracht, deren Stellung durch 26 Festungen mit 74 000 Mann Besatzung gedeckt wurde. Daran reihte sich, zu gemeinsamer Thätigkeit gegen Belgien bestimmt, von Maubeuge bis zur Maas das Ardennenheer von 30 000 Mann. Es folgte dann das Mosel- und mit diesem in engster Verbindung das Rheinheer, zusammen eine Masse von 110 000 Mann enthaltend[1]). Die Führung dieser gewaltigen Heere, von welchen man die den Krieg

[1]) Die Ziffern sämtlich beziehen sich auf den ausrückenden Stand. Die Garnisonen außerhalb des Rayons des Nordheers betrugen nahe 100 000 Mann, so belief sich die Gesamtsumme des ausrückenden Standes auf 690 000 Mann. Der Effektivbestand zählte 871 000 Mann. Mémoires de Masséna I, 4, aus den Akten. Hiernach sind die gangbaren Uebertreibungen zu berichtigen.

entscheidenden Schläge erwartete, war jetzt so geordnet, daß Pichegru, der Günstling St.-Justs, im Januar den Befehl des Nordheers zugleich mit der Vollmacht erhalten hatte, nötigenfalls auch über das Ardennenheer unter General Charbonnier zu verfügen; beim Rheinheere war ihm General Michaud gefolgt, und während Hoche auf St.-Justs Betreiben zuerst nach Italien und dann in einen Pariser Kerker versetzt wurde, überließ man dem zwar mißliebigen, aber geachteten und wenig gefürchteten Jourdan die Leitung des Moselheeres.

Seit dem Sturze der Hébertisten lag der Einheitspunkt aller Operationen nicht mehr in dem Kriegsministerium, welches man in drei untergeordnete Verwaltungsämter aufgelöst hatte, sondern ausschließlich in der Hand des Wohlfahrtsausschusses und dort insbesondere in den Beschlüssen des einzigen sachverständigen Mitgliedes, Lazarus Carnot[1]). Es war eine Fügung, wie sie nur in dieser außerordentlichen Zeit vorkommen konnte, daß ein Mann von Carnots Art zweimal während des Revolutionsgetümmels in eine über Europas Schicksal entscheidende Stellung eintrat, obgleich ihm mehrere der wichtigsten Fähigkeiten des Staatsmannes und zugleich sämtliche Laster des Demagogen fehlten. Carnot war 1753 zu Nolay, einem kleinen Städtchen der Bourgogne, geboren, Sohn eines mit achtzehn Kindern gesegneten Advokaten, in schlichten Verhältnissen und sorgfältiger Erziehung herangewachsen. Seinen militärischen Sinn verriet er schon als zehnjähriger Knabe, indem er im Theater zu Dijon bei dem Anblicke eines kriegerischen Schauspieles zu großer Erheiterung des Publikums die Auf-

---

[1]) Die Mémoires sur Carnot, par son fils, 2 vols., Paris 1863, fügen zu dem bisher bekannten Material eine Menge neuer und schätzbarer Notizen hinzu; jedoch hat man zu beklagen, daß der Verfasser gerade die wichtigsten Seiten seines Gegenstandes, die militärische und politische Thätigkeit Carnots, über die ihm eine Fülle authentischer Akten vorlag, nicht ausführlich und eingehend darstellt, sondern nur aphoristisch, zur Erläuterung des persönlichen Charakters seines Helden bespricht.

führung durch heftiges Rufen unterbrach, man solle die Soldaten und Kanonen anders stellen, man gebe dem Feinde sonst alles in die Hände. Diese Lebhaftigkeit des Ergreifens zeigte er dann auf allen Stufen des Unterrichts und entwickelte sie rasch zu Selbständigkeit der Auffassung und Wärme des Urteils. Sehr früh zeigte er den eisernen Fleiß, wie er überall aus dem echten Bedürfnis geistiger Unabhängigkeit entspringt: er zog Verweise und Strafen auf sich, weil er gegen die Schulordnung auch in der Spielstunde unablässig thätig war. Jeder Eindruck rief in ihm ein leidenschaftliches Arbeiten hervor; er vermochte nicht zu ruhen, bis er ein klares, seinem inneren Standpunkte gemäßes Ergebnis gewonnen hatte. So brachte er z. B. aus dem elterlichen Hause eine fromme und naive Religiosität nach Paris in die militärische Vorbereitungsschule mit und sah sich bald wegen seines kirchlichen Sinnes den Spöttereien seiner jungen Genossen ausgesetzt. Eine Weile trug er es, unberührt in seinem Innern; einmal aber in seinem Gefühle gestört, beschloß er eine gründliche Prüfung und studierte nun einige Jahre lang neben Mathematik und Kriegswissenschaften mit fachmäßigem Eifer Theologie, bis er sich mit jedem Zweifel auseinandergesetzt und dann freilich von seinem kindlichen Glauben nicht viel mehr erhalten hatte. Bei dieser Arbeitskraft und Gründlichkeit entwickelte sich bald bei ihm ein Eigensinn des Geistes, welcher in mannigfaltiger Folge strahlendes Licht und tiefen Schatten auf seinen Charakter warf. Er war nicht abzuschrecken durch die Schwierigkeiten einer großen Aufgabe, aber auch unfähig, einem einmal in das Auge gefaßten Hirngespinste den Rücken zu kehren. Jahrelang wandte er Zeit und Kraft vergebens auf das Problem, den Luftballon willkürlich zu lenken, und fühlte sich für das Mißlingen kaum entschädigt, wenn er mit dreiundzwanzig Jahren zum Ingenieurhauptmann, zum geachteten Schriftsteller, zum Entdecker eines großen mechanischen Gesetzes gestiegen war. Sonst hatte er keine Leidenschaft als die des Erkennens; es gab für ihn keine äußerliche Verlockung; Mäßigkeit und Uneigennützigkeit verstanden

sich bei seiner nur nach Wissen dürstenden Natur von selbst. Nicht minder sicher war bei ihm, für den es keinen Reiz als die Wahrheit des Gedankens gab, die Festigkeit, jede Ueberzeugung zu wahren und zu bekennen; während alle anderen Güter der Welt ihn gleichgültig ließen, fielen ihm an dieser Stelle Pflicht und Genuß, Ehrgeiz und Selbstachtung ohne weiteres zusammen. So lebte und webte er, ohne irgend eine Rücksicht auf seine äußeren Verhältnisse, in Studium und Wissenschaft. Er hatte nichts dagegen, wenn seine lebenslustigen Kameraden ihn das Original, den Philosophen nannten; er ließ es über sich ergehen, daß seine Vorgesetzten die Selbständigkeit seiner Kritik einmal durch längere Haft in der Bastille ahndeten. Aber wo seinen Ansichten und Grundsätzen ein Widerspruch in den Weg trat, da rührte sich seine schwere, heiße Natur in ihren Tiefen. Seinem Geiste fehlte jede Art von Biegsamkeit; er vermochte auch nicht auf Augenblicke einen fremden Standpunkt zu verstehen, und jeder Gegner schien ihm also mit bösem Willen an der unleugbaren Wahrheit selbst zu freveln.

Um Politik hatte er sich bis dahin nur einmal und beiläufig bekümmert, als er in einer Lobrede auf Marschall Vauban dessen System eines der Armut günstigen Steuerwesens feierte und dabei nachdrücklich die Barbarei der bestehenden Mißbräuche verurteilte. Seine durchaus nach innen gekehrte Natur hatte wenig Interesse für die verwickelten Aufgaben des praktischen Staatslebens; dies berührte ihn nur, wo es zugleich ein allgemeines menschliches Gefühl in ihm anregte. So gewann ihn, dessen ganzes Wesen ein einziger Drang nach Unabhängigkeit war, die Revolution sogleich und vollständig für die große Sache der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. 1791 kam er als Abgeordneter von Calais in die gesetzgebende Versammlung, schloß sich nach jener allgemeinen Stimmung der Linken an und hielt nun mit der ganzen Konsequenz des Mathematikers oder, wenn man lieber will, mit der vollen Ungelenkigkeit des Gelehrten an dem einmal ergriffenen Standpunkte fest. Es war in der That wieder die Macht der Theorie, die

ihn ausschließlich bestimmte. Er beharrte auf den für wahr erkannten Prinzipien, ohne einen Blick auf die täglich furchtbareren Folgen, ohne einen Gedanken an thatsächliche Bedingungen oder Störungen des Gelingens, ohne eine Ahnung, daß die Politik nicht bloß mit Lehrsätzen, sondern mit Kräften und mit Leidenschaften abzurechnen hat. Gerade die sittliche Festigkeit seines Wesens machte auch seine doktrinäre Zähigkeit ganz unerschütterlich. Er, der selbst kein Opfer achtete und keinen Kummer kannte, wo es auf eine Ueberzeugung ankam, er hätte mit ehrlichem Herzen Robespierres Wort unterschreiben können: möge das Land zu Grunde gehen, aber die Prinzipien bleiben. So stimmte er, der geschulte Offizier, für die Rüstung des Pöbels mit Piken, für die Entbindung der Soldaten vom blinden Gehorsam, für die Schleifung aller Zitadellen in den Festungen, damit sie nicht zu Zwingburgen der Städte würden. So gab er, sonst der gerechteste und gewissenhafteste Mensch, sein Votum für die Hinrichtung des Königs, trat in Robespierres Wohlfahrtsausschuß und schloß sich hier in besonderem Verständnis an Collot und Billaud, an die Faktion der Hébertisten an. Denn so wenig er sonst deren innere Gemeinheit teilte, so fand er bei ihnen lebhafteren Eifer für Krieg und Kriegswesen als bei irgend einer anderen Partei und mochte ihre rohe Brutalität als rückhaltlose Hingebung an die Prinzipien entschuldigen. Immer unterschied sich seine persönliche Haltung von der ihrigen trotz des Bündnisses. Ein einziges Mal war er im Klub der Jakobiner und hörte eine Rede, daß es sonst keine echten Patrioten gäbe als die Mitglieder des Klubs: er war sofort entschieden, den Fuß nicht mehr in die Gesellschaft zu setzen. Während rings um ihn her alle selbstsüchtigen Leidenschaften tobten, hatte er keinen Gedanken an sich selbst; er, der Generale ein- und absetzte, blieb nach wie vor Hauptmann, rückte erst nach zwei Jahren im Dienstalter zum Major auf und gab nach jeder Reise die unverbrauchten Diäten gewissenhaft der Staatskasse zurück, zum Aerger der Finanzbeamten, welche in ihren Einnahmeregistern dafür keine

Rubrik hatten. So auf die Sache ohne alle persönliche Rücksicht gewandt, kam er allmählich dahin, im Interesse der Sache dem Fanatismus seiner Genossen hier und da zu widersprechen. Er wiederholte unaufhörlich, daß man den Krieg gegen die Vendée nie beendigen würde, wenn man ihn nicht menschlicher führe. Er unterfing sich, die Generale der Heere und selbst die Offiziere seines Bureaus ohne Rücksicht auf Geburt und Partei, allein nach Verdienst und Fähigkeit zu wählen. Er wagte es, hier und da Edelleute zu beschützen und sogar zurückgekehrte Auswanderer anzustellen. Es hieß das, dem glühendsten Hasse seiner Partei in das Gesicht schlagen; diese Gefahr aber war für seine Unbeugsamkeit nur ein Reiz mehr, das Rechte zu thun.

Bei einer solchen Haltung konnte es ihm an Gegnern nicht fehlen. Da er im großen stets zu Collot und Bouchotte hielt, so war mit dem Anfang des Winters sein Bruch mit Robespierre und den Dantonisten entschieden. Als Bourdon einmal in den Ausschuß kam, um Bouchottes, Vincents, Paches Verhaftung zu fordern, fuhren Carnot und Collot so heftig auf ihn ein, daß er selbst seine augenblickliche Verhaftung fürchtete und mit verbissener Wut das Feld räumte. Robespierre liebte nun Bourdon keineswegs, haßte aber die Hébertisten noch viel grimmiger und übertrug diese Abneigung in vollem Maße auf Carnot. Wäre es mir möglich, rief er einmal, ein Verständnis dieser verwünschten Kriegsgeschichten zu gewinnen, um den unerträglichen Menschen entbehren zu können. In der That gab es zwischen beiden Männern keine Möglichkeit der Ausgleichung. Robespierre fand die störrige Selbständigkeit des Kollegen unverzeihlich, und Carnot empörte sich bei jedem neuen Angriffe des anderen mit gesteigerter Heftigkeit. Du bist ein Diktator, rief er ihm eines Tages im versammelten Ausschusse unter dem ängstlichen Schweigen der anderen Mitglieder zu, du bist ein Diktator, es ist nichts als Willkür in deinem Thun [1]). Wir bedürfen deiner, erklärte ihm

---

[1]) Levasseur C. N. 6 germ. III.

seinerseits Robespierre, deshalb dulden wir dich im Ausschusse: aber bedenke es wohl, bei dem ersten Mißgeschicke der Heere wird dein Kopf fallen [1]). Carnot hatte bei einer solchen Drohung kein anderes Gefühl als das einer bitteren Verachtung; er ging, von todesdrohendem Hasse umgeben, unerschütterlich seinen Weg zur Bekämpfung des vereinten Europa. Vom ersten Augenblicke an zeigte er, was ein fester, seiner selbst sicherer Wille in menschlichen Dingen vermag. Obwohl er, wie wir bald im einzelnen sehen werden, nicht eigentliches Feldherrntalent besaß und in der Leitung der Operationen dieselbe doktrinäre Schwerfälligkeit wie in seiner politischen Haltung bewies, so war doch der Fortschritt unermeßlich, welchen sein Eintritt in dem Kriege der Revolution bezeichnete. Worauf es ankam, große Gesichtspunkte, kraftvolle Initiative, Bildung überwältigender Massen, war allerdings schon 1793 im einzelnen und von einzelnen, von Dumouriez, Custine, Hoche gelehrt worden. Aber damals hatte jede solche Regung nur den Argwohn der Demagogen hervorgerufen und den Urheber rettungslos in das Verderben geführt. Jetzt endlich hatte der Sinn des echten Krieges auch in der höchsten Stelle der Regierung seinen durchgreifenden Vertreter, und sofort erfüllte ein neuer Geist der Planmäßigkeit und frischen Sicherheit die bis dahin schlaffen oder tumultuarischen Bewegungen. Um die Gesichtspunkte zu fassen, nach welchen er den zahllosen durcheinandertreibenden Massen die überwältigende Einheit gab, müssen wir aber vorher noch eine Reihe anderweitiger, bisher fast unbekannter Momente in Betracht ziehen.

Frankreich war in jenem Augenblicke auf allen Seiten von Feinden umgeben. Man hatte im eigenen Lande die Vendée, im Süden an den Pyrenäen die Spanier und Portugiesen, an den Alpen die Sardinier und Oesterreicher zu bekämpfen; man hatte am Rheine und in Belgien sich zwar des feindlichen Einbruches erwehrt, mußte aber erst jetzt dem entscheidenden Zusammenstoße, dort mit Preußen und

---

[1]) Tissot, Carnot p. 65.

Reichstruppen, hier mit Oesterreichern und Engländern, entgegensehen. Bei dieser Menge der Gegner war der Wohlfahrtsausschuß unaufhörlich bemüht, seinen Heeren durch diplomatische Erfolge vorzuarbeiten, die neutralen Regierungen auf die französische Seite herüberzuziehen und in den feindlichen Staaten revolutionäre Ausbrüche zu entzünden. Wie Carnot das Militärische, so leitete diese auswärtigen Angelegenheiten anfangs Hérault de Séchelles, dann Barère mit beinahe unbegrenzter Machtvollkommenheit. Hier wie dort kannte die Regierung kein Bedenken, keine Unschlüssigkeit, keine Scheu vor irgend einem Opfer, wenn es Nutzen für den großen Zweck zu bringen schien. Hier wie dort griff sie mit beiden Händen in das Vermögen der französischen Nation, gelangte zu großen Ergebnissen und sah unermeßliche Summen durch die Nichtswürdigkeit und Haltungslosigkeit ihrer Bevollmächtigten nutzlos verschleudert. Versuchen wir diese Propaganda, der wir schon früher mehrfach begegnet sind, jetzt, wo sie entwickelter und systematischer als jemals auftrat, in ihrem ganzen Umfange zu überblicken.

Während des Winters auf 1794 waren es vornehmlich drei große Schauplätze, nach denen sie ihre Thätigkeit gliederte, Deutschland, Italien und der europäische Osten. Was Deutschland betraf, so gab es französische Agenten fast in allen wichtigeren Staaten, zum Teil einheimische Gesinnungsverwandte, zum Teil falsche Emigranten und Doppelspione. Ihre Aufgabe war es, die Rüstungen und die Truppenzüge zu beaufsichtigen, die Stimmung der kleinen Höfe zu sondieren, bei Bürgern und Bauern gegen die bestehende Ordnung zu hetzen. Die größte Hoffnung setzte der Ausschuß jedoch in dieser Zeit auf eine Umwälzung in den beiden Republiken, die sich in Nord und Süd von dem Reiche abgelöst hatten, und deren Lage die durchgreifendste Einwirkung auf Deutschland bei einem revolutionären Wechsel verhieß, auf Holland und die Schweiz. Der unvermutete Ausgang des letzten Feldzugs hatte in Holland die Gegner Oraniens wieder mit neuem Leben erfüllt; im März erhielt der Wohlfahrtsausschuß die Meldung aus dem Haag, daß trotz

aller Wachsamkeit der Polizei das Land dicht an einer Umwälzung stehe und der Ausbruch bei dem ersten französischen Siege in Belgien sicher sei. In der Schweiz verstattete die Neutralität den Aufenthalt eines beglaubigten Gesandten, welcher den Mittelpunkt einer unausgesetzten, in alle Kantone hinabsteigenden Agitation bildete. Es war dies noch immer der ehemalige Marquis Barthélémy, den wir bereits 1792 in den Genfer Händeln thätig fanden; neben ihm stand jetzt ein ehemaliger Abbé Soulavie, ein persönlicher Vertrauter Robespierres, als französischer Minister in Genf, wo die herrschende Demokratie das Pariser Schreckensregiment im kleinen nachzuahmen beeifert war. Beide lieferten hoffnungsreiche Berichte und immer neue Geldforderungen um die Wette; bis zum März 1794 hatten sie an 40 Millionen Livres verbraucht, dafür einiges Getreide nach Frankreich geschafft, den größeren Teil des Geldes aber für ein immer noch ausbleibendes Bündnis verausgabt.

Weiter war man in Italien gekommen. In Turin hatte das französische Gold sich Zugang bis in das Kabinett des Königs verschafft. Der Sekretär desselben, Dufour, nahm eine Pension des Wohlfahrtsausschusses, überlieferte dafür die Kriegspläne und die diplomatische Korrespondenz mit Oesterreich und bildete mit einem der ersten Kaufleute der Stadt eine Verschwörung aus, deren Zweck die Einnahme Turins durch das französische Alpenheer war. Der Plan ging dahin, daß im Frühling General Dumerbion plötzlich das neutrale genuesische Gebiet besetzen, von hier den Apennin übersteigen und so von einer völlig ungedeckten Seite her in Piemont einbrechen sollte; bei der Annäherung seiner Kolonnen würden die Verschworenen das Theater, einige Kirchen und andere öffentliche Gebäude in Brand stecken, Tumult und Aufstand erregen und in dieser Verwirrung den anrückenden Franzosen die Thore öffnen. Im Sinne dieses Entwurfes arbeitete Tilly, der Geschäftsträger der Republik in Genua, dort eine demokratische Partei zu bilden, den Senat für das französische Bündnis zu gewinnen oder, wenn er schließlich versagen sollte, durch eine Empörung

des Pöbels zu stürzen. Aehnliche Umtriebe vollzogen sich in Florenz; der einflußreiche Günstling des Großherzogs, General Manfredini, galt längst als Gesinnungsgenosse der Jakobiner, so daß es im Sommer 1793 zu einem persönlichen Hader der ärgerlichsten Art zwischen ihm und dem englischen Gesandten kam und England mit offener Kriegsdrohung die Ausweisung des französischen Geschäftsträgers Laflotte erzwang [1]. Das wichtigste Gegenstück aber zu dem Turiner Handstreiche wurde in Neapel vorbereitet. Während die dortige Regierung sich ausschließlich auf den Klerus und die von diesem fanatisierten niederen Volksklassen stützte, der König mit den Lazzaroni der Hauptstadt plauderte, der Minister jede liberale Regung im Lande mit Tortur und Henkerbeil verfolgte, regte sich in der mittleren und gebildeten Schicht der Bevölkerung immer stärker und heißblütiger die Ungeduld nach politischen Rechten, Reform der Verwaltung, bürgerlicher Gleichheit. Es wurde unter diesen Umständen den französischen Agenten, welche auch hier unermeßliche Geldsummen verschwendeten, nicht schwer, ein großes Komplott zu stande zu bringen, welches mehrere tausend Einwohner der Hauptstadt zu seinen Genossen zählte, sich unter die Mannschaft der Linienregimenter verzweigte und gleichzeitig mit der Turiner Katastrophe eine umfassende Erhebung Süditaliens bezweckte. Man konnte hoffen, bei dem ersten glücklichen Vordringen der französischen Truppen das Feuer in demselben Augenblicke zu Turin, Genua und Neapel emporlodern, Toscana in nachgiebiger Geneigtheit, die ganze Halbinsel mit einem Schlage in Flammen zu sehen.

Nicht minder nachdrücklich nahm dann der Wohlfahrtsausschuß die meisten Entwürfe seiner dantonistischen Vorgänger hinsichtlich des europäischen Ostens auf. Die Katastrophen des 31. Mai und 10. Juli hatten die eben begonnenen Umtriebe für eine Weile unterbrochen; das Interesse

---

[1]) Oktober 1793. Der preußische Resident Cäsar an sein Ministerium 19. Oktober.

der Republik auf diesem Gebiete war aber zu unverkennbar, und schon im August finden wir die Unterhandlungen in Stockholm, Kopenhagen und Konstantinopel wieder in vollem Gange. Reuterholm und Stael, stets in der gleichen Sehnsucht nach französischen Subsidien, hielten Schweden in der einmal angekündigten Neigung zu Frankreich fest. Stael, der nach dem 31. Mai aus Paris in die Schweiz gegangen war, brachte im September mit dem ihm nachgeschickten Diplomten Verninac einen neuen Bündnisentwurf zu stande und eilte von dort nach Kopenhagen, um auch den dänischen Hof in dies System hineinzuziehen. Die Aufgabe zeigte sich jedoch schwieriger, als er vermutet hatte. Wohl hatte die dänische Regierung größere Sorge vor dem englischen Uebergewichte zur See als vor den jakobinischen Grundsätzen auf dem Kontinent; auch fehlte es nicht an Beschwerden über Beeinträchtigung des neutralen Handels durch die britischen Kriegsfahrzeuge. Allein zu einer entschiedenen Maßregel konnte sich der Minister Bernstorff, eingeklemmt zwischen der Furcht vor der englischen und den Drohungen der russischen Uebermacht, nicht entschließen; das Höchste, was Stael erreichte, war ein Separatvertrag mit Schweden, worin beide Staaten sich die Rüstung einer Flotte zum Schutze ihres Handels gegen alle rechtswidrigen Eingriffe zusagten. Dieser Schritt wurde in London wie in Petersburg sehr übel empfunden, in Paris aber als unzulänglich betrachtet und den Schweden trotz alles Drängens der definitive Vertrag und die Auszahlung der Hülfsgelder noch nicht bewilligt. Der Ausschuß traute dem begehrlichen Bundesgenossen nicht recht und wollte erst zahlen, wenn Schweden unwiderruflich mit den Mächten gebrochen hätte. So zog sich die Verhandlung hin zu großem Kummer der Schweden; sie ließen sich jedoch nicht abschrecken und stellten einstweilen, in Erwartung des großen Waffenbundes, ihre diplomatischen Mittel den Franzosen zur Verfügung. Schon im August 1793 hatte ihr Dragoman Muradgea die türkischen Minister auf das lebhafteste bestürmt, in die europäischen Händel einzugreifen und das damals schwer bedrohte Frankreich durch einen

kräftigen Stoß auf die Oesterreicher zu erretten; er hatte wirklich den Diwan aus seiner gewohnten Teilnahmlosigkeit aufgerüttelt und den Bestrebungen des französischen Bevollmächtigten Descorches breite Bahn gemacht. Descorches fand mit einem Male der freundlich gesinnten Staatsmänner und der geöffneten Hände eine solche Menge im Diwan, daß er bis zum März in Gold und Diamanten an 4 Millionen Livres dahingab, gegen die stets wiederholte Versicherung, den Krieg gegen den Kaiser oder doch die ernstliche Rüstung dazu in nächster Frist zu beginnen. Zu diesem Behufe begehrte Sultan Selim eine Anzahl französischer Offiziere, um durch diese Disziplin und Taktik seiner Truppen auf europäischen Fuß zu setzen; der Wohlfahrtsausschuß sandte sie ihm bereitwillig hinüber, und so wurden dieselben Jahre, in welchen Westeuropa seine revolutionäre Wiedergeburt erlebte, auch für das alte Osmanenreich der Beginn einer fundamentalen Umwälzung. Aber für den Augenblick wurde davon noch wenig sichtbar; die Pforte war durch den Krieg von 1788 tief erschöpft, der Schatz geleert, der Truppenstand heruntergekommen; der Diwan, wohl wissend, daß ein Angriff auf Oesterreich sofort auch die Russen in das Feld bringen würde, schwankte zwischen Ehrgeiz und Furchtsamkeit unschlüssig hin und her, ohne zu ahnen, welch ein Gewitter er durch diese kraftlosen Beratungen über dem Reiche zusammenzog. Man war in Paris um so gespannter auf das endliche Ergebnis, als man bei einem kriegerischen Entschlusse der Pforte jede Zögerung auch bei den Schweden beseitigt und dem Auftreten der beiden Staaten einen wirksamen Rückhalt und Zusammenhang durch eine Volksbewegung in Polen gegeben hätte. Aus diesem unglücklichen Lande hatten sich nämlich die geflüchteten Patrioten nach Paris und Dresden, nach Lemberg, Wien und Konstantinopel verteilt, unterhielten geheime Verbindungen mit allen Provinzen ihres Vaterlandes und empfingen von Frankreich die erforderlichen Mittel zur bewaffneten Rüstung. Mit ihrer nationalen Unruhe und Lebhaftigkeit drängten sie die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland: dem Sultan und

dem Wohlfahrtsausschusse verhießen sie in einem Momente alles Land zwischen Weichsel und Düna, zwischen Karpaten und Ostsee mit dem Sturme einer großen Revolution zu erfüllen. Wenn dann ein türkisches Heer an der Donau, ein schwedisches in Rußland erschiene und in demselben Augenblicke die französischen Massen sich über Belgien, den Rhein und Italien daherwälzten, wie müßte dann die alte monarchische Ordnung Europas in allen Fugen auseinanderbersten!

Das Bild war glänzend genug, um den Blick der französischen Machthaber mit dämonischem Reiz zu fesseln und manche sonst wohlbegründete Ungeduld immer aufs neue niederzuhalten. Denn da die Geldforderungen unaufhörlich wuchsen, die Ergebnisse aber stets auf sich warten ließen, so erhob sich doch zuweilen im Ausschusse ein peinlicher Zweifel, ob diese auswärtigen Verbindungen der gewaltigen Opfer wert seien, ob man nicht um eine Million nach der anderen durch leere Verheißungen oder leichtsinnige Verschleuderung betrogen werde. Der innere Hader der Parteien wirkte auch auf diese Fragen ein; Anfang März trat St.-Just mit bitteren Vorwürfen gegen Hérault und Barère auf, erklärte, daß man über 200 Millionen für täuschende Schattenbilder weggeworfen habe, und beantragte das Aufhören aller geheimen Ausgaben, ja die Veröffentlichung aller darüber gepflogenen Korrespondenzen mit einziger Ausnahme der türkischen. Dieser Streit trug nicht wenig zu dem bald nachher erfolgenden Sturze Héraults bei; sonst war der Ausschuß doch weit entfernt davon, St.-Justs Anträge zu genehmigen. Man beschloß, in Zukunft bei den Ausgaben etwas vorsichtiger zu verfahren, im ganzen aber auf dem einmal betretenen Wege zu bleiben und den Plan der Kriegsoperationen wesentlich dem Systeme der großen Propaganda anzupassen.

Wenn man alle diese Verwickelungen erwog, wenn man die Möglichkeit einer italienischen Revolution und einer türkisch-schwedischen Bewegung voraussetzte, wenn man sich weiter an die Kraftlosigkeit Spaniens, die Entfremdung

zwischen Preußen und dem Kaiser und endlich an die wohlbekannte Geldnot der beiden deutschen Mächte erinnerte: so konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Republik unter allen ihren Feinden keinen gefährlicheren, keinen vielfacher lästigen und verderblichen hatte als England. Denn England war es, welches durch seinen Widerspruch gegen den bayerischen Tausch das große österreichische Heer in Belgien festhielt und ihm die Richtung auf die französischen, der Hauptstadt so nahen Grenzprovinzen gab. England konnte allein durch eine freigebige Verwendung seiner Geldkräfte die deutschen Mächte zu weiteren erheblichen Rüstungen in den Stand setzen. England allein vermochte durch eine unwiderstehliche Entfaltung seiner Marine zugleich Stockholm und Konstantinopel, Genua, Livorno und Neapel zu fesseln und ihnen allen das für Frankreich gezückte Schwert aus der Hand zu schlagen. Hiernach kam der Wohlfahrtsausschuß schon im Herbste 1793 zu dem Beschlusse, einen Stoß in das Herz dieses gewaltigen Widersachers zu versuchen und die Landung einer bedeutenden Heeresmacht an der englischen Küste vorzubereiten. Zu diesem Zwecke stellte man alles Schiffbauholz und die gesamte Handelsmarine des Reiches dem Seeminister zur Verfügung; ein Mitglied des Ausschusses, Jean Bon St.-André, betrieb in Brest mit unendlicher Rührigkeit und unbeschränkten Geldmitteln die Ausrüstung einer stattlichen Kriegsflotte zur Deckung der Ueberfahrt, und nachdem im Dezember die große Bewaffnung der Vendée zu Grunde gegangen und damit, wie es schien, das republikanische Westheer verfügbar geworden war, wurde dieses zur Eröffnung des wichtigen Seeunternehmens bestimmt. Bei einer so weitschichtigen Rüstung hätte es zweifelhaft scheinen können, ob sie schon in dem bevorstehenden Feldzuge zur Vollendung kommen würde: die französische Regierung aber erkannte keinen solchen Zweifel an, sondern setzte die Verwirklichung der Expedition als gewiß voraus; ja sie zwang sogar die übrigen Armeen, ihre Mittel, ihre Aufgaben und Leistungen den Bedürfnissen des englischen Zuges anzupassen. Es war der hohen Bedeutung dieses letzteren

entsprechend, für die anderen Kriegstheater aber eine neue Verwickelung, aus welcher, wie wir gleich sehen werden, bei einem kräftigen Gegner die höchste Gefahr hätte entspringen können.

Im allgemeinen war nämlich Carnot ganz davon durchdrungen, daß Frankreich nicht zu einem nochmaligen Kraftaufwand, wie es ihn damals machte, befähigt sei. Es kam ihm also darauf an, den Kampf mit möglichst raschen, möglichst zermalmenden Streichen zu führen und die Gegner damit noch vor Ablauf des Jahres zum Frieden zu zwingen. Um zu diesem Behufe an den wichtigen Punkten eine schlechthin überwältigende Kraft zu vereinen, befahl er an den Pyrenäen, wo die Schwäche der Spanier keine Gefahr erwarten ließ, und am Rheine, wo man den Preußen große Friedenslust zutraute, eine völlige Zurückhaltung, Verteidigung des eigenen Bodens, höchstens Einnahme eines nahen und wichtigen Grenzpunktes. Um so ungestümer aber sollte sich der Angriffskrieg im Süden gegen Italien, im Norden gegen Belgien entwickeln. Es wurde ganz im Sinne des Turiner Komplottes bestimmt, daß das italienische Heer mit der ersten günstigen Jahreszeit den genuesischen Küstenstrich besetzen und mit lebhafter Verfolgung von Süden her sich gegen Piemont ergießen sollte, um dann nach der Einnahme von Turin die weitere Revolutionierung der Halbinsel zu unterstützen. Man hoffte hier auf leichte und rasche Erfolge bei der Stärke der demokratischen Partei und der Spannung zwischen Oesterreichern und Piemontesen. Was Belgien betraf, so mußte man sich auf blutigere und härtere Kämpfe gefaßt machen; jedoch hielt sich Carnot auch hier, nach der Masse der eigenen Streitmittel, eines betäubenden und vernichtenden Erfolges sicher. Um seinen Plan anschaulich zu machen, ist es jedoch nötig, sich den Schauplatz des Kampfes in einigen allgemeinen Zügen zu vergegenwärtigen.

Ungefähr in der Mitte der belgischen Grenze hatten 1793 die Verbündeten die drei Festungen Condé, Valenciennes und Lequesnoi erobert und damit in der Richtung gerade auf Paris gleichsam einen scharfen Keil in den Körper der Repu-

blik hineingetrieben. Westlich von diesen Plätzen erstreckt sich zwischen Schelde und Meer, von der Lys durchschnitten, die weite flandrische Ebene; östlich von denselben tritt man in die hügeligen und waldreichen Landschaften zu beiden Seiten der Sambre und erreicht, dem Laufe dieses Flusses folgend, bei Namur die Maas, welche, hier ebenfalls nach Osten wendend, durch die letzten Ausläufer des Ardennerwaldes sich die Bahn nach Lüttich bricht. Wie man sieht, zerfällt also das gesamte Gebiet in drei Bezirke, in deren östlichem die Sambre zur Maas, in deren westlichem die Lys zur Schelde strömt, in deren mittlerem, zwischen Schelde und Sambre, die Verbündeten ihre befestigte Spitze vorgeschoben hatten, in welchem sie auch — dies ließ sich voraussetzen — bei Eröffnung des Feldzugs ihre Hauptmacht zu weiterem Vordringen vereinigen würden.

Unter diesen Umständen hätte sich als der nächstliegende Weg auch für die Franzosen die Ansammlung einer überwältigenden Heeresmasse zwischen Schelde und Sambre und ein unmittelbarer Angriff auf Valenciennes dargeboten. Allein Carnot erwog, daß ein dort erfochtener Sieg die Gegner nur in ihre Festungen zurückwerfen und ihnen die Möglichkeit schneller Sammlung, Verstärkung und neuer Offensive lassen würde. Wir aber müssen, schrieb er am 11. Februar an Pichegru, in diesem Jahre endigen; für uns ist alles verloren, wenn wir nicht reißende Fortschritte machen und das feindliche Heer binnen drei Monaten bis auf den letzten Mann vernichten: denn dies hieße im nächsten Jahre aufs neue beginnen müssen, das hieße durch Hunger und Erschöpfung zu Grunde gehen; also wiederhole ich dir, wir müssen endigen. In diesem Sinne gab er folgende Vorschriften. Dort im Mittelpunkte, den verlorenen Festungen gegenüber, sollte man sich auf eine thätige und feste Verteidigung mit etwa 60 000 Mann beschränken. Dagegen würde man alles aufbieten, um dem Nordheere immer weiteren Zuzug zu verschaffen, und es so mit mehr als 100 000 Mann einen Angriff auf Flandern eröffnen lassen, wo es zwischen der Lys und der See den Hauptplatz der Gegend,

Ypern, einnehmen, den Verbündeten eine hoffentlich mörderische Schlacht liefern und ganz Seeflandern bis Ostende hin überschwemmen müßte. Während hierdurch Brüssel an der einen Seite geängstigt wäre, sollte auf der anderen die Armee der Ardennen, durch einige Divisionen des Nordheeres auf 45 000 Mann gebracht, die Sambre bei Charleroi überschreiten und, Namur maskierend, in Belgien eindringen, zugleich aber 20 000 Mann vom Moselheere durch das Luxemburgische hindurch eine Diversion gegen Lüttich machen, um die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Feindes vollends zu zersplittern. So von allen Seiten her bedrängt, durch ringsherum einschlagende Angriffe umzingelt, werde der Feind der völligen Vernichtung nicht entgehen.

Der Grundgedanke dieses Planes war also Umfassung des Gegners von beiden Flügeln her und erwürgende Einschließung seiner gesamten Streitmacht. Da man nach der Zahl der beiderseitigen Truppen ungefähr auf doppelte Uebermacht rechnete, so war eine solche Aufgabe an sich nicht unlösbar: was aber die Mittel im einzelnen betrifft, so muß man gestehen, daß sie dem Zwecke nur teilweise entsprachen. Wenn Carnot die Oesterreicher abschneiden und umringen wollte, so scheint es klar, daß die Hauptmasse der Franzosen nicht nach Flandern, wo sie dem Feinde keinen wesentlichen Schaden thun konnte, sondern an die Maas und Sambre gehörte, da sie die Ernährungs- und Rückzugslinie des Gegners dort unmittelbar bedrohte. Carnot dagegen setzte sein Heer der doppelten Gefahr aus, entweder: daß die Verbündeten, unbekümmert um die kleineren Abteilungen an der Sambre, sich mit doppelter Kraft auf Pichegru würfen und diesen rettungslos in die See sprengten — oder: daß sie, gleichgültig gegen Pichegrus Fortschritte in Flandern, mit erdrückender Stärke das Ardennenheer überwältigten und durch die damit vorhandene Bedrohung von Paris auch Pichegru zum eiligsten Umwenden nötigten. Dies alles wurde vermieden, wenn man umgekehrt nur ein Nebencorps gegen Flandern aufstellte und die stärksten Massen an der Sambre vereinigte — wie es denn auch einige Monate

später der Erfolg in umfassender Weise bestätigte. Dies ist so unverkennbar, daß alle sachverständigen Beurteiler, Jomini z. B. und Soult, nicht Worte haben finden können, energisch genug, um ihren verwerfenden Tadel auszudrücken. Den Beweggrund aber zu dem Fehler, welcher den Erfolg des ganzen Feldzugs von vornherein in Frage stellte, hat meines Wissens bisher niemand ausgesprochen. Es war jedoch, nach dem bestimmten Ausweis des Carnotschen Briefwechsels, kein anderer als die Rücksicht auf die englische Landung. Man hoffte im Beginn des Sommers das Westheer vor den Thoren Londons zu haben, man wünschte es nötigenfalls mit einer starken Truppensendung unterstützen zu können, und deshalb erhielt Pichegru die Weisung, um jeden Preis mit dem größten Teile seiner Divisionen die Stellung in Seeflandern einzunehmen. Carnot versetzte sich hiermit in die mißlichste Lage, in die ein Feldherr vielleicht treten kann, in die Lage, gleichzeitig nach zwei völlig verschiedenen Maßregeln zu blicken und dadurch notwendig zu schielenden Entschlüssen zu gelangen. Es war eine weitere Aeußerung seines nicht unentschlossenen, aber im Grunde unpraktischen Wesens, während das echte praktische Talent sich gerade in Einheit und Folgerichtigkeit des Handelns ausdrückt.

Ueberblicken wir nun noch einmal den ganzen Kreis dieser Rüstungen und Kriegsbereitungen. Ein weites Reich von 24 Millionen Einwohnern, in allen Tiefen aufgeregt und umgewühlt, bluttriefend und von Parteienhaß gärend, aber durch eine eiserne Gewaltherrschaft zusammengenommen und mit allen Kräften seiner Menschen und Güter wie ein einziger Riesenleib zum Kampfe gewappnet. Gewaltige Heeresmassen auf allen Grenzen, denen ohne Aufhören immer neue unabsehbare Verstärkung zuströmt, die einen zu einer überlegenen Verteidigung gerüstet, die anderen zu drei großen Angriffen ausholend, mit welchen man gleichzeitig London, Amsterdam und Turin zu treffen hofft. Weithin endlich durch ganz Europa sich erstreckend ein Netz von diplomatischen und demagogischen Verbindungen, an dessen

glühenden Fäden Empörung und Waffenruf durch die Schweiz und Italien, durch Polen und Preußen, über die Gestade der Ostsee und des Pontus fortgeleitet werden soll. So erhebt sich, furchtbarer und ungestümer als je, die Revolution, nicht mehr die populäre Freiheit, sondern die demokratische Gewalt verkündend, gegen die Mächte des alten Europa. Es scheint, wenn man nur auf die Masse und die Mannigfaltigkeit ihrer Mittel blickt, das Ergebnis bereits entschieden, jeder Widerstand von vornherein hoffnungslos.

Allein nicht minder gewiß ist auch, daß der Grund, auf dem sich dies gewaltige Gebäude erhebt, in sich ausgehöhlt und zerrüttet ist. Wo man näher in die Beschaffenheit der französischen Pläne und Rüstungen eindringt, da gewährt man die selbstmörderischen Wirkungen der revolutionären Gewaltthat, des terroristischen Frevels. Die Truppen, widerwillig zusammengepreßt, sollen erst im Feuer selbst die Fähigkeit zum Kampfe und die Anhänglichkeit an die Fahne lernen. Die Führer sind darauf angewiesen, unter allen Umständen alles zu wagen, weil die Regierung dicht hinter der kolossalen Anstrengung des Landes die tiefe, hoffnungslose Erschöpfung vor Augen und nur die Wahl zwischen raschem Siege und plötzlichem Absterben hat. In diesem tödlich ängstigenden Drange greift sie nach allen Plänen zugleich, welche den Sturz der Gegner zu verheißen scheinen, und verdirbt den einen durch die Verkettung mit dem anderen von Grund aus. In maßloser Weise vergeudet sie die materiellen Kräfte des Reiches, hier für das Heerwesen, welches in einem sittlich gesunden Staat nicht die Hälfte der Kosten verschlingen würde, dort für eine Diplomatie, welche, stets zurückweichenden Phantomen nachjagend, sich jeden Schritt des Weges mit Millionen bezahlen läßt. Wie sehr man auch nach strenger Konsequenz und methodischer Einheit ringt, so ist man doch außer stande, sich von dem Geiste der Anarchie, in der man herangewachsen ist, vollständig loszureißen. Im ganzen und großen kann man dem Strome einen starken, gesammelten Antrieb geben, überall

aber im einzelnen wird er durch Sittenlosigkeit, Lockerheit und Selbstüberhebung gebrochen.

Also ein reines Ergebnis hatte die Revolution auch dieses Mal nicht geliefert. Die Gefahr für die Mächte Europas war groß, immer aber gab es noch Möglichkeiten in Menge, die französischen Pläne zu kreuzen, das Systems Carnots zu durchreißen, die gestählten Veteranen der alten Heere durch den ganzen Schwall der republikanischen Mannschaft zum Siege zu führen. Allein in größerem Maßstab sollte sich das Unheil von 1793 wiederholen: in demselben Augenblicke, in welchem Frankreich alle Kraft zum Schlagen zusammennahm, wandten die Mächte diesem Kriegsschauplatze um anderer Lockungen willen den Rücken. Der alte Zustand Europas sollte dieses Mal den vernichtenden Stoß, aber er sollte ihn durch die Hand nicht der Feinde, sondern der Verteidiger erhalten. Den französischen Heeren war hier kein anderer Triumph bestimmt, als einem halb freiwillig abziehenden Gegner einige blutige Rückzugsgefechte zu liefern.

Es ist eine der Hauptsache nach bisher unbekannte Entwickelung, welche über diese folgenreichen Beschlüsse entschieden hat. Wir würden keinen Moment des Feldzugs von 1794 richtig auffassen, wenn wir nicht vorher uns die Fragen und Sorgen vergegenwärtigten, welche die Politik der europäischen Kabinette seit dem Herbste 1793 bewegten.

Zweites Kapitel.

Deutsche Verhandlungen.

Für die Regierung Katharinas II. war seit dem Beginne des Revolutionskriegs ein Triumph dem anderen gefolgt. Oesterreich und Preußen wetteiferten um ihre Gunst, England wurde durch den französischen Angriff in ihr Bündnis hineingedrängt, die Könige von Spanien und Sardinien,

die deutschen Reichsfürsten und die französischen Emigranten fingen an, den nordischen Kriegsstaat als den höchsten Hort der Legitimität zu betrachten. Besonnen und kühn zugleich hatte die Kaiserin diese Lage benutzt, um den einen ihrer großen Lebensgedanken bis dicht zur Vollendung heranzuführen. Polen lag gebändigt zu ihren Füßen. Fast die Hälfte des unseligen Landes war dem russischen Reiche einverleibt, die andere durch den Bundesvertrag vom 18. Oktober unterworfen, dies gewaltige Resultat nur mit der Aufopferung einer schönen, aber nicht sehr ausgedehnten Provinz an Preußen bezahlt. Einem beschränkteren Geiste hätte ein solcher Fortschritt als der glänzende Abschluß, der blutige Schimmer einer solchen Eroberung als das stattliche Abendrot eines thatenreichen Lebens erscheinen können. Aber für den Sinn dieser Frau gab es weder Abschluß noch Ruhe. Sie stand jetzt im sechzigsten Jahre; oft genug erinnerte sie eine wachsende Krankhaftigkeit an das Herannahen des Endes: aber wenn sie jemals von einer solchen Stimmung berührt wurde, so fand sie darin nur den Antrieb zu gesteigerter Hast für jeden sonst gehegten Entwurf, ehe die letzte Nacht über sie hereinbräche.

Uebrigens hätte sie Grund genug gehabt, sich selbst, ihren Völkern und ihren Nachbarn einen Augenblick des Erholens zu gönnen. Rußland trug schwer an den Triumphen ihres Ehrgeizes. Die Rekrutierung des Heeres vollzog sich nur mit höchster Anstrengung der Behörden und unter unendlichem Sträuben der Bevölkerung. Die Truppen, durch die endlosen Eroberungspläne unaufhörlich in Atem gehalten und dabei durch immer wechselnde Organisationen hin und her geworfen, fingen an, zugleich zu ermatten und zu verwildern. Trotz der wachsenden Steuern war die Staatskasse auf keiner Seite ihren Ausgaben gewachsen, der auswärtige Kredit zerrüttet, das einheimische Papiergeld entwertet. Der Ackerbau litt durch die Truppenaushebungen, der Handel durch die zum Schutze einer matten Industrie erlassenen Ein- und Ausfuhrverbote. So war die Lage in jeder Hinsicht gepreßt. Alle Klassen der Bevölkerung em-

pfanden ihren Teil an der gemeinen Not, und besonders in den Städten war die Stimmung gespannt und aufgeregt. Die Minister wußten es wohl, trugen aber nach außen eine stolze Sicherheit zur Schau. Wir, sagte einmal Markow dem preußischen Gesandten, wir allein unter allen Mächten brauchen nicht um unserer Unterthanen willen die französische Revolution zu fürchten und zu bekämpfen. Trotz dieser stolzen Worte, setzte Graf Goltz seinem Berichte hinzu, muß auch die russische Regierung in verschiedenen Provinzen die strengsten Maßregeln nehmen, um Aufstände zu verhüten. Der Kaiserin, welche vorwärtsdrängte und deshalb nicht gern von Hindernissen hörte, verbarg man vieles. Das Jahr 1794 begann mit einer anhaltenden Teurung, so daß z. B. in Petersburg das Pfund Fleisch zehn Sous kostete; als Katharina einmal bei Tafel sich nach dem Preis erkundigte, gab ihr Günstling Subow die Hälfte an, und niemand wagte ihn zu verbessern. Dieser schwache und eitle Mensch genoß auch in politischen Dingen des höchsten Einflusses und hatte zuerst den geschmeidigen Vizekanzler Ostermann und dann auch den stolzen Grafen Besborodko völlig in Schatten gestellt. Es war ihm gelungen, die polnische Sache ganz in seine Hand zu bekommen; sein Kredit war durch den günstigen Ausgang derselben noch gestiegen; sein ganzes Trachten ging dahin, nicht wie die meisten früheren Favoriten allein den physischen Begierden der Kaiserin zu dienen, sondern zugleich eine wirkliche Regentenstellung nach dem Muster Potemkins einzunehmen und wie in dem polnischen, so auch in dem türkischen Plane die Erfolge seines großen Vorbildes zu übertreffen. Jetzt wie früher war es Markow, der, um seinerseits durch die Gunst des Günstlings zu steigen, seine ganze Kenntnis, Gewandtheit und Gewissenlosigkeit Subows Wünschen zur Verfügung stellte.

Katharina war nur zu bereit, diesen Wünschen entgegenzukommen. Sie hatte vor drei Jahren mit zornigem Widerstreben ihren türkischen Krieg unterbrochen; die Erneuerung desselben war für sie nur eine Frage der Gelegenheit und der Zeit. Mit gutem Grunde verachtete sie die militärischen

Verteidigungsmittel, über welche die Pforte damals verfügte, und hielt den Ausgang nur in dem Falle für unsicher, wenn Frankreich den Türken mit Geld, Truppen und Flotten zu Hülfe käme. Es war ihr demnach eine Sorge von ernster Wichtigkeit, sich Englands zu versichern, welches allein im stande war, den Franzosen die Straße des Mittelmeeres zu sperren: und nichts war ihr folglich lästiger als das entschiedene Interesse, welches England an der Erhaltung und Unverletztheit der Pforte nahm. Es war ganz zweifellos, daß England der Kaiserin ein definitives Bündnis nur dann bewilligen würde, wenn sie ihre Truppen nicht gegen die Türkei, sondern wider die Franzosen in das Feld rücken ließe. Es wurde zwischen beiden Höfen fortdauernd über eine gemeinsame Ausrüstung gegen die französischen Küsten verhandelt; Katharina hatte unendliche Vorwände, suchte England durch Handelsverbote mürbe zu machen, erzielte aber damit keine andere Wirkung, als die hohe Festigkeit seines Tones zu steigern. Was konnte ihr unter diesen Umständen Erwünschteres begegnen als jene französischen Umtriebe in Konstantinopel, als die Nachricht, welche Ende September in Petersburg eintraf, daß Muradgea und Descorches die Pforte zum Angriffe aufstachelten und täglich breiteren Boden gewännen? Wenn die Türken selbst den Frieden im französischen Bündnisse brachen, wenn sie zur Erleichterung Frankreichs den Kaiser im Rücken anfielen, dann offenbar mußte England, weit entfernt, sie fortan zu beschützen, den Kaiserhöfen dankbar und hülfreich sein, sobald sie den neuen Ruhestörer kräftig zurechtwiesen. Katharina ergriff den Anlaß mit voller Energie. Kaum war aus Wien eine Kunde gleichen Inhalts und zugleich eine Anfrage angekommen, was Rußland bei einem Anfall der Türken auf Ungarn zu thun gedenke, so ordnete Katharina die umfassendsten Rüstungen an. General Suworow eilte in die Krim, um den Befehl über die dortigen und die Truppen bis zum Kaukasus, im ganzen 60 000 Mann, zu übernehmen; Fürst Dolgoruki zog ein Heer von gleicher Stärke in der Ukraine zusammen; alle Offiziere und Beur-

laubten dieser Regimenter mußten sich schleunigst zur Fahne begeben, und mit dem höchsten Eifer wurde die Pontusflotte gerüstet, um gleich mit dem Beginne der guten Jahreszeit eine vielleicht entscheidende Operation gegen Konstantinopel eröffnen zu können. Mit vielverheißendem Nachdrucke wurde dem Kaiser verkündet, daß Rußland, seiner Bundespflichten eingedenk, bei der ersten feindlichen Regung der Türken in voller Kraft auf dem Schauplatze erscheinen werde[1]).

Alles kam nun darauf an, durch die Wucht dieser Vorbereitungen den schwachen Funken der türkischen Kriegslust nicht vor der Zeit zu ersticken. In Konstantinopel war man nach langen Schwankungen endlich zu dem Entschlusse eines ersten, allerdings noch sehr vorläufigen Schrittes gekommen: es sollte ein außerordentlicher Gesandter nach Petersburg gehen, um dort eine Aenderung des russischen, durch den Frieden zu Jassy festgestellten Zolltarifs zu verlangen und im Falle der Weigerung mit dem Bruche der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Reichen zu drohen. Die russische Regierung zeigte sich schon durch die Ankündigung dieser Botschaft beleidigt: mit wegwerfendem Hohne redete Ostermann von dem Gesandten, den er in großer Gesellschaft laut und öffentlich nur immer diesen Lumpen, diesen Schlingel nannte. Eine Unterhandlung, die unter solchen Vorzeichen begann, konnte wenig Fortgang haben. Während die Kaiserin die Antwort über den Tarif von einem Monat zum anderen hinausschob, waren russische Agenten sowohl in der Moldau als in der Walachei auf das eifrigste beschäftigt, die Rumänen gegen den Sultan zum Aufstande zu reizen; als der türkische Gesandte Miene machte, darüber Beschwerde zu führen, verdoppelte sich die Unart, womit die Minister ihn persönlich behandelten, und da er im Februar endlich auch über den Tarif eine bestimmt ablehnende Antwort empfing, so hielt man in Konstantinopel den Krieg für unabweislich. Allerdings war damit auch jede streit-

[1]) Igelströms Mittheilung an Buchholz. Dessen Depesche an den König, 30. Januar.

lustige Regung bei den Türken verschwunden; man hatte sich von Descorches in etwas begeistern lassen, solange die Gefahr noch entfernt stand; man sank aber, als sie plötzlich nahe heranwuchs, in das Bewußtsein tiefer Schwäche zurück. Der Sultan befahl zu rüsten und ein Heer von 120 000 Mann feldbereit zu machen, um nicht wehrlos von dem übermächtigen Gegner überrascht zu werden; bei ihm selbst war aber jede Spur einer Angriffslust vollkommen verschwunden.

In Petersburg dagegen sah man wenig auf diese Stimmung, sondern nur auf die Heeresrüstung, bezeichnete dieselbe sofort als neues Zeichen verstärkter Feindseligkeit und beeilte sich, sie mit eigenen Schritten gleich feindseligen Sinnes zu erwidern. Der russische Vertreter in Warschau, General Igelström, erhielt Befehl, der polnischen Regierung zu erklären, daß das Heer der Republik ohne Zögerung auf den kleinen Bestand von 15 000 Mann beschränkt werden müsse: sobald die Maßregel ausgeführt und damit die Entwaffnung Polens vollendet wäre, sollte ungefähr die Hälfte der dort noch stehenden russischen Regimenter in das Innere zurückkehren, um als Reserve für den Türkenkrieg verwandt zu werden. In Litauen wie in Volhynien wurde die Ansammlung großer Getreidevorräte und die Bildung kolossaler Magazine befohlen; zum Oberbefehlshaber der beiden Südarmeen wurde General Soltikow ernannt und die Admirale der Pontusflotte in Eile auf ihre Station hinweggesandt. Uns wird die Türkei, sagte Markow, nicht angreifen, wohl aber den Kaiser, und dann soll sie empfinden, was es heißt, unseren Bundesgenossen beleidigen[1]).

Mochte man in Petersburg nun wirklich einen solchen Angriff vermuten oder ihn nur als Vorwand für die eigene Kriegslust voraussagen, immer lag es in der Natur der Sache, daß durch die Spannung mit der Pforte das Verhältnis zu Oesterreich in den Vordergrund aller russischen Politik trat. Man braucht in unserer Zeit nicht erst zu

---

[1]) Goltz an den König, 21. Februar.

erörtern, daß Oesterreich bei einem ernsten Kriege zwischen Russen und Türken nimmermehr neutral bleiben kann. Liegt zu Wien das Steuer in der Hand eines wahrhaft starken und weitblickenden Staatsmannes, so wird er sich jeder Ausdehnung der Russen im Süden der Donau widersetzen: ist dort aber eine schwächere oder begehrliche Kurzsichtigkeit am Ruder, so wird sie wenigstens die Beute mit dem gefährlichen Nachbar teilen wollen. Für Katharina war keine Frage wichtiger als diese, und eben deshalb betonten ihre Minister so nachdrücklich, daß man nicht aus eigener Streitlust, sondern einzig aus Bundespflicht gegen Oesterreich das Schwert ergreifen werde.

Die nächste Rückwirkung dieses neuen Strebens empfand, wie es bei der damaligen Weltlage nicht anders sein konnte, Preußen. Wir haben gesehen, wie sich schon früher im Verlaufe der polnischen Sache sein Bundesverhältnis zu Rußland gelockert hatte. Katharina hatte mit tiefer Abneigung ihm eine polnische Provinz geopfert, hatte alles gethan, um in Polen dem preußischen Einflusse Schranken zu setzen, und endlich mit höchster Ungnade erlebt, daß Preußen, um seine Kräfte gegen Polen verfügbar zu machen, von dem Bunde gegen Frankreich so gut wie zurückgetreten war. Dies war empfindlich in Beziehung auf die polnische Sache selbst, empfindlich als ein Zeichen innerer Selbständigkeit, welche Katharina bei keinem Bundesgenossen ertrug, dreifach empfindlich für das eigene russische Interesse. Denn bei dem beabsichtigten Türkenkriege hatte Katharina, wie erwähnt, keine andere Sorge als etwa das Eingreifen französischer Hülfe; sie wünschte also die möglichst heftige Bedrängung Frankreichs in seinen eigenen Grenzen und beschloß, Preußen um so nachdrücklicher dazu anzutreiben, je gelinder sie während einer orientalischen Krisis mit Oesterreich zu verfahren Ursache hatte. Alles, was seither zwischen beiden Höfen vorgegangen war, trug bereits das Gepräge dieses Entschlusses. Schon am 15. Oktober 1793, auf die Nachricht, daß der König vom Rheine nach Polen gehe, um seinen Vertrag mit der Republik zum Abschlusse zu bringen,

schrieb ihm die Kaiserin, sie freue sich, daß Polen unterdessen nachgegeben habe, sie freue sich um so mehr darüber, als Preußen sich nun mit voller Kraft und ganzer Seele dem heiligen Kriege gegen die Revolution widmen könne. Als statt dessen Lucchesinis Note an Oesterreich (vom 23. September) bekannt wurde, worin Preußen die runde Erklärung abgab, daß es keine Mittel zur weiteren Fortsetzung des französischen Krieges habe, zeigte die offizielle Petersburger Welt eine tugendhafte Entrüstung. Man beklagte, daß eine grundlose Eifersucht gegen Oesterreich den König über das höchste Interesse aller Kronen, die Erdrückung der Revolution, verblende; bei der Nachricht von Wurmsers Sieg in den Weißenburger Linien umwogte der Hof in lebhaftem Jubel den österreichischen Gesandten, während Graf Goltz, von aller Welt gemieden, nur von der Kaiserin einige kurze, halbfreundliche Worte erhielt. Fast an demselben Tage aber sandte sie eine Note nach Berlin, worin sie Preußens Mitwirkung zum französischen Kriege auf Grund des letzten Petersburger Vertrages mit verletzender Heftigkeit in Anspruch nahm. Die Kaiserin, hieß es, würde selbst Truppen senden, wenn ihr nicht auf französische Einflüsterungen die Pforte Krieg drohe; um so bestimmter müsse sie nun aber Preußen an seine Vertragspflicht mahnen und hoffe, daß ihr Wunsch, der nur auf Gerechtigkeit und Gemeinwohl sich gegründet, nicht deshalb in Berlin verworfen werde, weil seine Erfüllung noch einer dritten Macht (Oesterreich) Vorteil bringe, die man einmal in Berlin nicht zu begünstigen pflege. Der König nahm diese nichts weniger als höflichen Aeußerungen ziemlich gleichmütig hin, da er nach der Unterwerfung der Polen schon von allem Grolle gegen Katharina seinerseits zurückgekommen war und wieder den lebhaften Wunsch hatte, sofort zu dem Kriege gegen die ihm tief verhaßten Jakobiner zurückzukehren. Er hatte bereits in Wien gebeten, man möge ihm einen besonderen Unterhändler zuschicken, mit dem er darüber möglichst rasch zum Verständnis kommen könne; in derselben Stimmung ließ er die unangenehme Form der russischen Note unbeachtet und begnügte

sich mit einer Erklärung, daß von einer Vertragspflicht Preußens zum französischen Kriege nicht die Rede sein könne, da ja eine wesentliche Voraussetzung der Petersburger Konvention, der Anschluß Oesterreichs, nicht eingetreten sei; daß aber nichtsdestoweniger Katharina sich beruhigen möge, denn Preußen werde gegen die Revolution unermüdlich fortkämpfen, sobald man seiner Geldnot durch ausreichende Subsidien zu Hülfe komme. Leidenschaftlicher sprach sich dagegen, durch die Haltung der russischen Minister persönlich gekränkt, Graf Goltz aus. In den letzten Tagen des November kam es zwischen ihm und Markow zu einer äußerst warmen Unterredung. Jene Note, sagte Goltz, sei feindseliger gegen Preußen als gegen Frankreich; Markow antwortete mit einem Bedauern, daß Goltz, bisher die beste Stütze des Bündnisses, so reizbar geworden sei. Er finde noch immer dies Bündnis sehr wünschenswert, entgegnete Goltz; leider aber sehe er, daß Rußland ohne alle Rücksicht auf Preußens Interesse zu handeln beginne und damit Preußen um so mehr nötige, seine Hülfsquellen auf das sorgfältigste zu schonen. Etwas leichthin meinte darauf Markow, was auch geschehen möge, Preußen könne einmal gar nicht anders, als mit den anderen Mächten gegen die Jakobiner zusammenstehen. Da aber fuhr Goltz mit Heftigkeit in die Höhe. Man täusche sich nicht, rief er, unsere Truppen fechten gegen die Franzosen tapfer aus Ehrenpflicht; ich sage Ihnen aber, gegen andere Feinde würden sie wie Tiger kämpfen. Der Russe lenkte mit allgemeinen Freundschaftsversicherungen ein: es wird gut sein, schloß Goltz das Gespräch, einen so eminent militärischen Staat wie den unseren mit einiger Behutsamkeit zu behandeln.

Gereizte Stimmungen werden durch Aussprechen kränker, wenn sie nicht auf Mißverständnissen, sondern auf Thatsachen beruhen. Die preußische Regierung tadelte deshalb ihren Gesandten wegen seiner Offenherzigkeit und mußte in der That sehr bald die Folgen derselben erfahren. Denn Katharina antwortete auf die tapferen Reden des Grafen Goltz am 3. Dezember mit einem Schreiben an den König,

dessen Ton noch ungleich herrischer als die letzte Note war. Nachdem sie den König darin wiederholt auf seine Pflichten gegen die gute Sache hingewiesen und ihn ermahnt hatte, durch sein Begehren nach Subsidien nicht länger die anderen Mächte zu behelligen, beruhigte sie ihn über die Besorgnis, sein Land zu sehr zu erschöpfen und damit eifersüchtigen Nachbarn preiszugeben, durch die Bemerkung, der König sei hiergegen durch seine Allianzen hinlänglich gesichert, besonders, wenn er selbst sie respektiere und mit seiner bekannten Ehrlichkeit die Verträge einhalte. Es gehörte eine starke Selbstbeherrschung dazu, über eine solche Sprache gelassenen Mutes hinwegzusehen: die Hauptsache war auch dieses Mal, daß der König in hohem Grade sich in das Feld zu dem Kampfe gegen die Jakobiner zurücksehnte und mit bitterem Kummer die gänzliche Erschöpfung seiner Geldmittel vor Augen hatte. Ohne Subsidien Krieg zu führen, schien ihm geradezu unmöglich, nach deren Erlangung war er loszuschlagen völlig bereit. So ließ er zum zweiten Male die russischen Vorwürfe an sich abgleiten und betrieb in Wien und London nur desto eifriger sein Gesuch um Geldbewilligung. Seine Minister waren nicht alle derselben Ansicht; einige hatten keinen anderen Gedanken als Frieden, keinen anderen Wunsch als Scheitern dieser pekuniären Unterhandlung. Sie hatten dann die Summe, welche Preußen für seine Rüstung begehrte, übermäßig hoch gestellt, im ganzen für ein Heer von 100 000 Mann auf 22 Millionen Thaler, wozu Oesterreich 3, England 9, das Deutsche Reich 10 Millionen beitragen möchte. An eine vollständige Bewilligung dieses Betrages glaubten sie selbst kaum, wollten dann aber, ehe sie selbst einen weiteren Schritt thäten, die Vorschläge und Maßregeln Oesterreichs abwarten.

Aber wie sehr täuschten sie sich, wenn sie in Wien auch nur einen Schatten von entgegenkommender Gesinnung erwarteten! Thuguts Eintritt in das Ministerium hatte wesentlich die Abwendung Oesterreichs von Preußen bedeutet, und seitdem war die Stimmung bitteren Hasses bei dem Leiter der österreichischen Politik von Tag zu Tage gewachsen. In

der gedrohten Zurückziehung des preußischen Heeres vom Rheine sah er ohne weiteres einen schamlosen Erpressungsversuch. Kein Gedanke kam ihm an die einfache Thatsache, daß niemand als er selbst den Bruch veranlaßt hatte, daß es unmöglich war, hingebende Opferwilligkeit von einem Bundesgenossen zu erwarten, dessen Interessen und Bestrebungen man seit neun Monaten, wo man es vermochte, schädigte und kreuzte. Preußen hatte sich vergrößert, Preußen wollte nicht mehr fechten: dies reichte für ihn aus zu dem Schlusse, daß Preußen jederzeit Böses gegen Oesterreich im Schilde führe. Eine teuflische Rasse, schrieb er am 30. September dem Grafen Colloredo, diese unsere guten Verbündeten. Von einer solchen Regierung höchst unzuverlässige Dienste noch mit schweren Geldopfern zu erkaufen, wäre ihm als der Gipfel des Aberwitzes erschienen. Fürs erste beauftragte er den Grafen Lehrbach, welcher dem Könige aus der Pfalz nach Berlin gefolgt war, die preußischen Vorschläge und Forderungen zum Bericht zu nehmen, lehnte jede eigene Besprechung der Sache mit dem preußischen Gesandten in Wien ab und zögerte so die Entscheidung Woche um Woche hin.

Allerdings hatte er Anlaß genug zu gründlicher Erwägung. Es war sehr leicht, den verhaßten Preußen das geforderte Geld zu versagen, aber es war sehr schwer, den hiernach sicheren Ausfall der preußischen Hülfstruppen in der Schlachtreihe zu ersetzen. Wenn man die inneren Verhältnisse überblickte, so boten sich für eine mächtige Rüstung und energische Führung leider äußerst wenig günstige Momente. Der Kaiser, von den buntesten und widersprechendsten Ratschlägen bestürmt, mißtrauisch gegen sich selbst und alle anderen, dabei in seiner Arbeitsscheu urteilslos und fremder Leitung bedürftig, kam zu keinem Entschlusse. Im allgemeinen war er sich wohl klar, daß er sich ausdehnen, seine Feinde schlagen, seine Nebenbuhler demütigen oder doch ärgern wollte: er wünschte also den Krieg gegen die Franzosen fortzusetzen, bis man ihnen eine große Provinz abgenommen hätte, und trug sich mit dem Gedanken, per-

sönlich nach Belgien zu reisen und durch seine allerhöchste Leitung die dortige Kriegführung mit neuem Leben zu erfüllen. Thugut, nicht eben erbaut von dem Plane, wagte nicht zu widersprechen, wußte aber monatelang Gründe für die Verschiebung des Zeitpunktes zu finden. Die Geschäfte blieben also für jetzt im gewöhnlichen Gang, und wie bisher hielt Franz jeden Vormittag seine Audienzen und Konferenzen, ohne eine feste Meinung, ja ohne nur eine Vorstellung von den Dingen zu gewinnen. So von der Arbeit zurückgeschreckt, versank er immer mehr in trübsinnige Langeweile, gegen die ihm kein Sinn für schöne Kunst oder ernste Wissenschaft zu Hülfe kam, so daß die Kaiserin, eine lebhafte, kluge und rasche Frau, oft in halber Verzweiflung nach passendem Zeitvertreibe, Feuerwerk, Menagerien, Lokalpossen und dergleichen, ausschaute. Sie darin zu unterstützen, war der frühere Erzieher des Kaisers, Graf Franz Colloredo, eifrig bemüht, da er sonst, den politischen Aufgaben in keiner Weise gewachsen, ein merkliches Sinken seines Einflusses befürchten mußte. Wie auf die Kaiserin und deren Theater suchte er sich deshalb auch auf den kaiserlichen Beichtvater und das Ansehen der Kirche zu stützen; er wurde der Hort aller religiösen Eiferer und der vertraute Freund der in Wien noch lebenden Jesuiten, schilderte dem Kaiser die Kirche als das einzige Bollwerk gegen den Umsturz und Luther als den echten Vorläufer der Revolution — ein etwas wunderlicher Standpunkt in diesem Reiche, welches erst vor fünf Jahren eine große klerikale Empörung in seinen besten Provinzen erlebt hatte, jetzt aber in dem gründlich katholischen Frankreich die Weltrevolution emporlodern und dagegen keine Hülfe als bei dem protestantischen England und Preußen sah. Graf Colloredo bewirkte dann mit seinen Erörterungen wohl manche polemische Maßregel gegen die protestantischen Unterthanen, erntete aber für seine eigene Stellung keinen bleibenden Erfolg. Vielmehr sah er mit stillem Mißbehagen die intime Gunst des Kaisers sich immer wieder dem alten Liebling, dem Adjutanten Rollin, zukehren, einem einsilbigen, verschlossenen Menschen, welchen

die einen für ehrlich und beschränkt, die anderen für fein und unergründlich erklärten, welchen der Kaiser eben nicht entbehren konnte und immer mit doppelter Willfährigkeit heranzog, wenn Rollin einmal bei einem augenblicklichen Vorwiegen Colloredos den Hof zu verlassen drohte. So seiner Stellung versichert, hatte der Günstling allmählich die Leitung des Kriegswesens vollständig an sich genommen; vor seinem Ansehen verblaßte der alte Gegensatz Lacys und der Laudonschen Schule, des Hofkriegsrates und des Koburgschen Generalstabes; Rollin hielt den General Lacy ebenso ungnädig von den Geschäften entfernt, wie er Koburg und Mack mit eigensinnigem Hasse verfolgte. Sein Mann war im Herbste 1793 General Wurmser, dessen Eroberungsplänen gegen den Elsaß er eifrigen Vorschub leistete und damit der preußischen Regierung offen den Handschuh hinwarf. Im übrigen aber bekümmerte er sich nicht um Politik im engeren Sinne und überließ die Bewegungen der Diplomatie ausschließlich dem nahe mit ihm befreundeten Thugut.

Da dieser gleichzeitig auch seine alten Beziehungen zu dem Grafen Colloredo sorgfältig pflegte, so hatte er in der höchsten Region niemals eine Ablehnung seiner allgemeinen Tendenz zu befürchten. Aber wenn es dann zur Hauptsache, zur Verwirklichung des Gedankens, kam, so zeigte es sich jeden Tag, daß für strenge Durchführung eines leitenden Gesichtspunktes, für stetige Festigkeit und Folgerichtigkeit in den laufenden Geschäften Kaiser Franz ein wenig geeigneter Herrscher war. Unerbittlich war er allerdings gegen Demagogen und Empörer: sonst aber war bei seiner Unsicherheit weder bei Ministern noch bei Generalen an straffe Subordination zu denken. Hier hatte der eine, dort der andere einen einflußreichen Fürsprecher, ein früheres Verdienst, eine empfehlende Außenseite und that im Bewußtsein dieser Vorzüge im Sinne der kaiserlichen Befehle oder trotz derselben ungefähr so viel er wollte: und Thugut mochte zürnen, drohen, klagen; niemals war er im stande, den Kaiser zu durchgreifenden Maßregeln zu bringen. Unaufhörlich schrieb er dem Grafen Colloredo und somit zur Beherzigung

des Kaisers, daß bei diesem Verfahren die Staatsverwaltung aus den Fugen gehe, daß alle Wirksamkeit der Regierung aufhöre, daß der Staat dadurch an den Rand des Abgrundes gebracht werde. Es war stets ein Schlag in das Wasser. Er hielt sein Schiff in dem von ihm gewünschten Kurs, aber er war nicht im stande, die Ritzen zu stopfen, den zehnfachen Leck zu schließen. Bald waren es die großen Herren des alten Adels, die ihn schon als Emporkömmling haßten und seine Politik an allen Enden hofmeisterten und erschwerten, wie z. B. der stolze, beschränkte, wortreiche Reichsvizekanzler Fürst Colloredo. Bald sah er mit nutzloser Wut, wie die Anarchie bei den untersten Beamtenkreisen einriß, die Schreiber die Ausfertigungen verschleppten, die Kuriere die Erlasse im Lande sonst umher, nur nicht an die rechte Stelle trugen. Wir beobachteten früher eine ähnliche Lockerung der Zustände auch in Preußen: ohne Zweifel aber war in Wien die Zerfahrenheit schlimmer, weil in Preußen alle Staatseinrichtungen ungleich fester gefugt als in Oesterreich waren und in Preußen der König zwar häufig seinen Willen wechselte, in jedem einzelnen Augenblicke aber sehr nachdrücklich seine Befehle durchsetzte, während in Wien der Kaiser gewisse Grundrichtungen äußerst zähe innehielt, im einzelnen aber fortdauernd jede Eigenwilligkeit gewähren ließ.

So war die Regierung beschaffen, welche sich damals zum Entscheidungskampfe gegen eine weltstürmende Revolution anschickte. Nicht besser lagen die Dinge in den Provinzen, an deren Hülfsquellen und guten Willen sie für die gewaltige Aufgabe gewiesen war. Die Franzosen verkündeten wohl der Welt unaufhörlich, daß unter ihrem Banner ein freies Volk gegen die Sklavenscharen despotischer Monarchien streite: Thugut aber wußte nur zu gut, daß er nicht zum zehnten Teile die unbeschränkte Macht besaß, mit welcher der Wohlfahrtsausschuß seine Unterthanen in das Schlachtgetümmel trieb. Im Grunde konnte nämlich die österreichische Regierung damals nur über die böhmischen Lande nach freiem Willen verfügen. In dem Erzherzogtum

und in Steiermark, in Kärnten und Tirol hatte sie auf die Provinzialstände Rücksicht zu nehmen, welche sie sonst allerdings als leere Formsache zu behandeln gewohnt war, jetzt aber aus verschiedenen Gründen sehr der Betrachtung wert hielt. In Wien selbst entdeckte man demokratische Komplotte; hohe Gerichtsbeamte redeten in amtlichen Eingaben von angeborenen Menschenrechten; die geheime Polizei der Post las in unzähligen Briefen den Zorn über den Kriegsstand, die Steuern, die herrschende Politik. Man scheute sich bei solcher Stimmung, von dem Lande noch mehr zu fordern; auch hätte das Begehren wenig geholfen, da die Kräfte stark zusammengeschmolzen waren und die letzte strenge Rekrutierung im Erzherzogtum nur noch 2000 Mann geliefert hatte. Von den außerdeutschen Provinzen standen Galizien und die Lombardei zugleich unter einer hätschelnden Verwaltung und einer strengen Ueberwachung: beides sehr erklärlich, da Galizien jeder polnischen Bewegung und Mailand den französischen Angriffen ausgesetzt war. Die Regierung vermied hier jede anstößige oder drückende Maßregel, um nicht in Italien die französische Propaganda zu stärken oder in Polen der eigenen Abbruch zu thun. Auch von diesen Provinzen also erlangte sie wenig Geld und noch weniger Soldaten.

Es blieben noch die beiden reichsten der damaligen Kronlande, Belgien und Ungarn. Beide hatten bekanntlich die Eingriffe Josephs in ihre Verfassung mit Nachdruck abgewiesen, beiden hatte Leopold, jenem sehr wesentliche, diesem ganz umfassende Zugeständnisse gemacht; beide konnten jetzt nur mit freier Zustimmung ihrer Stände zu den Kriegslasten herangezogen werden. Geld bewilligten denn nach langen und harten Verhandlungen die belgischen Landschaften in großen Summen, eine Steuer von 8, eine Anleihe von 15 Millionen: im übrigen aber war ihr Verhältnis zu der Regierung äußerst gespannt und empfindlich. Ihr neuer Generalstatthalter, der Erzherzog Karl, hatte auf den Rat seines Ministers, Grafen Metternich, den Versuch einer volkstümlichen Regierung gemacht, alle unter Joseph kaiserlich gesinnten Beamten entfernt, den damaligen Männern

der Insurrektion die Stellen gegeben, auf jeden Eingriff in die Angelegenheiten der Kirche und der Gemeinde verzichtet. Der Klerus und der Adel flossen deshalb anfangs von loyaler Dankbarkeit über, zeigten sich dann aber doppelt reizbar und hochfahrend, wenn irgendwo Graf Metternich auch einmal einen Willen zu haben wagte, und da sich dies nicht immer vermeiden ließ, mußte er bald aus hochadligem Munde die Klage vernehmen, die französischen Jakobiner seien viel ehrlicher und erträglicher als sein Regiment gewesen. Umgekehrt brachte ihm jede Wiener Post gemessene Verweise des Ministeriums über seine unwürdige Schwäche; Graf Trauttmansdorff, der in Wien die belgischen Sachen bearbeitete (ein Schwager des Fürsten Colloredo, mit diesem aber durch einen Familienstreit zerfallen), drang unaufhörlich auf festeres Auftreten und hatte dabei Thuguts ganze Billigung, so daß beide Staatsmänner sich immer mehr in der Stimmung bestärkten, welch ein Gewinn für Oesterreich es wäre, wenn man des ewig unruhigen, ewig gefährdeten Landes auf gute Art sich entledigen könnte.

Nicht viel erfreulicher erschienen die Aussichten, wenn die Minister auf Ungarn blickten. In diesem starken und erregbaren Volke zitterte noch die stürmische Bewegung der Josephinischen Zeiten nach; es war in allen seinen Teilen entschlossen, über der Erhaltung seiner Landrechte zu wachen und der Krone nicht die geringste Eigenmächtigkeit zu verstatten. Die Regierung hatte bei dieser Stimmung das Land bisher nur in höchst gelinder Weise zu den Kriegsrüstungen herangezogen; in Belgien und beim Rheinheer standen z. B. an Musketieren 115 Bataillone und darunter nicht mehr als 13 ungarische. Jetzt hätte man nun auf das dringendste einer großen Rekrutierung bedurft, eine solche konnte aber nur durch den Reichstag bewilligt werden. Im Dezember waren gerade die Deputierten mehrerer Komitate in Pest versammelt; der Kaiser sandte den Palatinus dorthin, um vielleicht von ihnen ein günstiges Votum zu erlangen: sie jedoch fanden umgekehrt, daß man die ungarischen Regimenter vom Heere abberufen müsse, wenn der

Kaiser nicht einen Reichstag ausschreibe. Daß es ernst mit der konstitutionellen Gesinnung im Lande war, zeigte sich bald, als die Regierung sich an den guten Willen einzelner wandte, zu freien Geldbeiträgen aufrief und militärische Werbungen eröffnete. Die Komitate erklärten sofort die Sammlung der Beiträge für gesetzwidrig, und das Czempliner schritt mit nachdrücklichen Strafen gegen den Grafen Almasi ein, der einige seiner Bauern dem kaiserlichen Werbeoffizier gegen ihren Willen überliefert hatte. Unter diesen Umständen beantragte Rollin, vor allen Dingen das militärische Bedürfnis erwägend, die Ausschreibung des Reichstags. Aber die politischen Einflüsse ohne Ausnahme erhoben sich gegen ihn. Vor allen anderen erschien, durch den Grafen Colloredo vertreten, der Klerus. Er hatte namentlich in Ungarn sich vielfache Ueberschreitungen erlaubt, fürchtete bei einem Reichstage die Klagen der Protestanten und Griechen und bot dem Kaiser ein stattliches Geldgeschenk, wenn er das Land mit der Pest eines revolutionären Reichstags verschonen wollte. Thugut, der weder bigott noch furchtsam, also für die klerikalen Erwägungen wenig empfänglich war, besorgte seinerseits, daß die Persönlichkeit des Kaisers zur Leitung des kecken und stolzen Magyarenadels wenig geeignet wäre, und nahm überhaupt kein Interesse an der Frage, weil ihm der Zweck des Reichstages, die Beschaffung weiterer Kriegsmittel, gleichgültig war. Der Antrag wurde also beseitigt, die deutschen und böhmischen Lande mit einer neuen Kriegssteuer belegt, welche das Wiener Publikum sofort sehr friedselig stimmte, und in Ungarn die freiwillige Werbung streng innerhalb der gesetzlichen Schranken fortgesetzt. Sie lieferte, wie sich bald herausstellte, geringe Ausbeute. In Bezug auf auswärtige Politik herrschte in Ungarn noch ganz und gar jene Stimmung von 1790, der Unwille, daß man den alten türkischen Erbfeind auf preußisches Andringen aus den Händen gelassen: Edelleute und Bauern waren auch jetzt darüber einig, daß die Franzosen dem Magyarenvolke nichts zu leide gethan, daß dieses lieber auf die Preußen als auf die Fran-

zosen schlüge, daß es endlich nur einen freudigen Krieg für Ungarn gäbe, den Krieg gegen die Türken.

Alles zusammengenommen also konnte die österreichische Regierung nicht daran denken, in der Entfaltung der Kräfte ihres Reiches entfernt mit der französischen Republik zu wetteifern. Sie hatte, als die Eröffnung des Feldzugs herannahte, nach den amtlichen Listen ein Heer von 342 000 Mann aufgestellt, während Frankreich bei ungefähr gleicher Bevölkerung, wie wir sahen, mit einer Effektivstärke von 870 000 Mann auftrat. Von jener Gesamtmasse aber hielt die Regierung den großen Betrag von 144 000 Mann im Innern zurück; wir werden bald wahrnehmen, aus welchen Gründen: so daß gegen den Feind an den Grenzen eine Effektivstärke von nicht ganz 200 000 Mann verwendbar blieb, welchen Frankreich mehr als den doppelten Betrag entgegensetzte. Noch weiter als bei der Truppenmenge war der Abstand in den Geldleistungen: Frankreich verbrauchte für seine Heere im Jahre 1794 monatlich etwa 110 [1]), Oesterreich nicht ganz 17 Millionen Franken, von welchen es jedoch nur zwei Drittel aufzubringen vermochte und ein Drittel schuldig blieb. Ohne den wirksamen Beistand starker Bundesgenossen waren also die Aussichten für Oesterreich höchst bedenklich. Und wie unsicher war es allerorten um die Erlangung einer solchen Hülfe bestellt! Wenn man die Reihe der Kampfgefährten musterte, so stand man in Italien mit Piemont auf dem übelsten Fuße; die beiden Staaten überhäuften sich gegenseitig mit Beschwerden über Nichterfüllung der Bundespflichten, und eben sandte Thugut ein fast drohend gefaßtes Ultimatum nach Turin, in welchem er als Preis der weiteren Kriegshülfe, falls der König französisches Land erwerbe, die Rückgabe der einst im österreichischen Erbfolgekrieg an Savoyen gemachten Abtretungen begehrte. Neapel stellte zwar ein neues Hülfscorps für die Lombardei in Aussicht; indessen wog die Tüch-

---

[1]) Nämlich nominell 180 bis 200 Millionen Assignaten bei einem Kurse von durchschnittlich 60 Prozent.

tigkeit seiner Truppen nicht schwer, und entscheidend für den Krieg konnte ihr Eintreffen in keinem Sinne werden. Im Deutschen Reiche war, wie immer, nur der Wetteifer unter den Ständen, wer sich den Kriegslasten am gründlichsten entziehen könnte; die wenigen Wehrhaften hatten ihre Kontingente bereits bei den Heeren, meistens im englischen Solde. Holland war erfüllt von Mißstimmung gegen Oesterreich und trat jetzt offen mit dem Begehren hervor, wenn es sich weiter an dem Kriege beteiligen solle, müsse der Kaiser ihm die Forts Lillo und Liefkenshoek bei Antwerpen und einen Landstrich zwischen Roermond und Maastricht abtreten. Man wies in Wien jede bindende Abkunft darüber zurück; hier wie allerorten kam man auf das stets gleich negative Ergebnis.

So schienen alle Momente des Zustandes dazu angethan, als die Hauptbedingung des Gelingens die Erneuerung des guten Einvernehmens mit Preußen auch dem blödesten Auge anschaulich zu machen. Aber auf Thugut brachten sie keinen Eindruck hervor; denn nach seiner Vorstellung würde Preußen, wenn man seine Forderung bewilligte, zwar das Geld nehmen, aber wirkliche Hülfe doch nicht leisten. Ja, so weit ging das gereizte Zucken seiner Phantasie, daß er in Preußen nicht nur einen unzuverlässigen Genossen, sondern bereits einen heimtückischen Feind erblickte.

Immerhin wünschte er, wie er am 18. November an Lehrbach schrieb, daß die preußischen Truppen gegen Frankreich im Felde blieben, aber nicht, weil er einen erheblichen Beistand von ihnen erwartete, sondern weil er unabsehbare Gefahr für Oesterreich befürchtete, wenn jene zu Hause gesammelt wären, während die kaiserlichen Scharen, weit entfernt in Belgien beschäftigt, die eigene Grenze wehrlos ließen. Mit anderen Worten, die Front gemeinsam mit Preußen gegen Frankreich gerichtet, meinte Thugut, sich den Rücken gegen einen meuchlerischen Dolchstoß des Genossen decken zu müssen.

Wie tödlich lähmend ein solcher Gedanke auf die weiteren Vorkehrungen zum französischen Kriege einwirken mußte,

bedarf keiner Erörterung. Es war der Alp, der von nun an mit unausgesetztem Drucke den österreichischen Kampf gegen die Revolution zur Ohnmacht zwang. Dieser selbstmörderische Argwohn hatte, wie wir jetzt urkundlich wissen, nicht die mindeste thatsächliche Begründung, denn kein Mensch in Berlin dachte an Krieg gegen Oesterreich: er war nichts anderes als der Wiederschein des eigenen feindseligen Handelns; Thugut setzte bei dem Könige solche Gesinnungen voraus, wie sie seinem Hetzen gegen Preußen in Petersburg entsprochen hätten.

Bei solchen Anschauungen würde ein schwächerer Mensch als Thugut ohne Zweifel, und von seinem Standpunkt aus mit gutem Grunde, alles aufgeboten haben, um der doppelten Gefahr durch einen raschen Frieden um jeden Preis mit Frankreich zu entrinnen. Aber, wenngleich verdüstert und verblendet in seinem allseitigen Mißtrauen, Thugut war auch stolz und furchtlos. Noch meinte er, daß Oesterreich, wenn es seine Kraft gebrauche, eine Welt von offenen und versteckten Gegnern bestehen könne. Er zürnte über die Generale, welche die Feinde zählten und mit einem trefflichen, krieggeübten Heere sich die Kraft nicht zutrauten, die doppelte Masse des revolutionären Gesindels zu zersprengen. Er verachtete diese „Weißröcke mit Ordenskreuzen", welche dumm und schlaff genug waren, um in ihrer Angst vor den Franzosen sogar nach preußischer Hülfe zu rufen. Gewiß, es wäre die beste Erquickung seines Herzens gewesen, wenn er sogleich von Frankreich einen guten, einen in Wahrheit guten Friedensvertrag hätte erlangen können, um dann mit Preußen eine Abrechnung von Grund aus zu halten. Aber an einen guten Frieden war damals bei dem Uebermute des Wohlfahrtsausschusses nicht zu denken, und wie Thugut in den Krieg mit dem Bilde österreichischer Vergrößerung eingetreten war, so wollte er auch keinen Frieden ohne ansehnlichen Machtgewinn. Also galt es, noch eine Weile standhaft auszuhalten, durch einige kräftige Schläge den Stolz der Republikaner in etwas zu dämpfen und sich damit vor allem die Gunst des einzigen Bundesgenossen

zu sichern, welcher die Mittel zu durchgreifender Hülfe besaß, die Gunst des russischen Hofes. Wenn Katharina nur wollte, so durfte Preußen sich nicht rühren, und Frankreich sah einen neuen furchtbaren Gegner auf dem Kampfplatz erscheinen. Thugut wußte nun, wie dringend Katharina die fortdauernde Beschäftigung Frankreichs durch deutsche Angriffe wünschte: so suchte er ihren Zorn gegen Preußen zu entflammen, indem er dieses als das Hindernis jeder ernstlichen Bekämpfung der Jakobiner darstellte. Es giebt, schrieb er an Cobenzl den 9. November, nichts so Schwarzes und Niederträchtiges, was sich Preußen nicht erlaubte: möge Katharina uns davor bewahren durch kräftige Erklärungen, durch militärische Demonstrationen; sonst könnten wir gezwungen sein, zu irgend einem französischen Frieden und damit zur Umwälzung von ganz Europa die Hand zu bieten. Cobenzl meldete darauf wiederholt, daß Katharina und ihre Minister den lebhaftesten Unwillen gegen Preußen zeigten und immer nur beklagten, daß Oesterreich nicht durch den Beitritt zum Januarvertrag dem Könige den letzten Vorwand entzöge. So entschloß sich der Minister, endlich mit der Sprache herauszugehen und den lange erwarteten Kurier mit seinen Entschädigungsanträgen nach Petersburg abzusenden.

Die Forderungen, welche er in dieser Depesche vom 18. Dezember 1793 aufstellte, waren denn umfassend genug. Zunächst erklärte er sich bereit, dem Januarvertrag beizutreten, dessen siebenter Artikel, wie wir uns erinnern, die guten Dienste der Mächte und alle wirksamen Mittel für den bayerischen Tausch verhieß. Zum Lohne für dieses Entgegenkommen bedang er sich weiter Rußlands Gewähr für eine stattliche Erwerbung in Frankreich aus, das Land bis zur Somme, einer Linie von dort bis zur Maas bei Sedan, und dann die Maas hinauf, so daß Französisch-Flandern, Artois, Picardie, Lothringen und Elsaß an den Kaiser fielen. Sollte diese Eroberung nicht gelingen, so wollte er nach Rußlands Wunsch auf polnische Lande jetzt verzichten und sich nur eine kleine Verbesserung der galizi-

schen Grenze vorbehalten: dafür hatte ihn Graf Rasumowski an die venetianischen Lande, einen alten Gegenstand Josephinischer Wünsche, erinnert, und Thugut beauftragte den Grafen Cobenzl, in tiefem Geheimnis diesen Ausweg in Petersburg zur Sprache zu bringen. Dies alles aber hatte ein doppeltes Begehren zur Voraussetzung: einmal die endliche Absendung des bundesmäßigen Hülfscorps von 12000 Mann zum französischen Kriege, sodann die Sicherung Oesterreichs vor preußischer Feindseligkeit durch Aufstellung eines russischen Heeres an der polnischen Grenze zur Einschüchterung des Berliner Hofes. Am liebsten würde Thugut auch den Beitritt zum Januarvertrage mit Rußland allein vereinbaren, also nur diesem und nicht auch Preußen den polnischen Gewinn gewährleisten.

Als Cobenzl diese weitgreifenden Depeschen zur Kenntnis der russischen Staatsmänner brachte, hatte er die Genugthuung, fürs erste warme Zusicherungen allgemeiner Bereitwilligkeit zu empfangen. Daß ein förmlicher Vertrag so mannigfaltigen Inhalts nicht an einem Tage zu stande kam, lag in der Natur der Sache. Gegen französische Eroberungen hatten die Russen nichts einzuwenden, meinten aber zu Thuguts schwerem Verdrusse, man müsse, um dieselben zu erlangen, auf Preußens Wünsche etwas Rücksicht nehmen, da russische Hülfstruppen leider nicht verfügbar seien. Venedig gaben sie vollständig preis; denn das Liebäugeln dieser „Pantalons" mit Türken und Franzosen mache sie jeder Schonung unwert. Dann aber trat gelegentlich die Ansicht hervor, daß Rußland für so große Gefälligkeiten auch wohl eine Gegenleistung verdiene, und über die Richtung ihrer Wünsche blieb kein Zweifel, da sie mit wachsendem Nachdruck die Gefahr eines türkischen Angriffs erwähnten und einen Truppenteil nach dem anderen zum Schutze ihrer Grenzen nach dem Süden abrücken ließen. Thugut konnte sich darüber nicht wundern: er hatte ja unaufhörlich die Herstellung der Josephinischen Seelenfreundschaft mit Rußland verkündet, mithin eines politischen Systemes, dessen erstes und letztes Wort die Teilung der Türkei gewesen, und

dessen auf Venetien bezügliche Klausel er selbst soeben wieder zur Verhandlung gebracht hatte. Nur der jetzige Zeitpunkt schien ihm äußerst ungünstig gewählt. In seiner zürnenden Besorgnis gegen Preußen wünschte er die russische Macht schlagfertig auf dieser Seite und deshalb um alles nicht in Bulgarien beschäftigt zu sehen; er beauftragte also den Grafen Cobenzl auf das dringendste, unter den besten Versprechungen für die Zukunft, bei Katharina für jetzt einen Aufschub ihres türkischen Unternehmens bis zum französischen Frieden zu bewirken.

Während der kaiserliche Botschafter dieses große Programm in Petersburg durchzuführen bemüht war, trat leider am Rheine die schlimme Wendung ein, welche einen Hauptteil desselben, die Eroberung des Elsasses, in eine blutige Niederlage verwandelte. Thugut war empört: es verstand sich ihm wieder von selbst, daß einzig Preußen der sündige Urheber des Mißgeschicks war. Wir haben nun gesehen, daß der Herzog von Braunschweig allerdings nach Oesterreichs feindseligem Eingreifen in die polnische Sache die Weisung erhalten hatte, sich auf die Beschirmung der Pfalz zu beschränken und Wurmsers Angriff auf den Elsaß nur notdürftig zu unterstützen: immer aber war dies noch weit entfernt von thätiger Böswilligkeit und Einverständnis mit dem Feinde; im Gegenteil hatte Braunschweig schon durch seine Aufstellung den bedrohtesten Flügel der Oesterreicher gedeckt und zuletzt dem geschlagenen Wurmser rettenden Beistand gebracht. Aber Thugut und seine Freunde hatten ein Auge nur für seine frühere Unthätigkeit und sahen in diesem Verlaufe des Feldzugs den unwiderleglichen Beweis für Preußens offenbaren Verrat. Lehrbach meldete ein über das andere Mal aus Berlin, daß er jetzt die sichere Ueberzeugung von Preußens Einvernehmen mit Frankreich habe. Cobenzl trauerte in Petersburg über das durch die schwärzeste Treulosigkeit herbeigeführte Unheil. Thugut selbst fand nur bestätigt, was er stets vorausgesagt, daß Preußen keinen anderen Gedanken als die gänzliche Zerstörung Oesterreichs verfolge. Als ihn damals der englische Gesandte zur Ver-

söhnung mit dem unentbehrlichen Genossen mahnte, wies der Minister jede Vorstellung herb zurück: Preußen, sagte er, möge seine Kontingente uns zur Verfügung stellen; aber wir wollen keine große Armee neben uns unter der selbständigen Führung des Königs, dessen geheime Verständnisse mit Frankreich uns nur zu wohl bekannt sind [1]). Doppelt schmerzlich war es für Thugut, daß das Mißgeschick am Rheine gerade den alten Wurmser betroffen, den er mit Rollin für den mutigsten und rüstigsten aller österreichischen Generale hielt; jetzt mußte er erleben, daß der Reichsvizekanzler und der Feldmarschall Lacy, welche stets Wurmsers Unfähigkeit behauptet hatten, das Haupt hoch erhoben, auf den Kaiser sichtlichen Eindruck machten und die Abberufung des alten Haudegens durchsetzten. Lacy ging aber in seiner Kritik des bisherigen Systems noch weiter. Koburg und Mack hatten wiederholt die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte behauptet: jetzt trat auch Lacy ihrer Ansicht bei und bekannte sich offen zu der Ueberzeugung, daß ohne preußische Unterstützung die Kriegslast für Oesterreich zu schwer, daß also ehrliche Versöhnung mit Preußen die erste Bedingung alles militärischen Gelingens sei. Und nun hatte Thugut den Kummer, daß der Kaiser, durch Wurmsers Fehlschlagen gereizt und zugleich durch den Fall Toulons schwer betroffen, ihm am 7. Januar den Vorschlag machte, die oberste Leitung der Kriegssachen in die Hand eben dieses Lacy, des preußenfreundlichen Lacy, zu legen. Mit dem höchsten Nachdrucke entwickelte der Minister noch an demselben Tage dem schützenden Freunde Franz Colloredo, welch ein schlechter, kraftloser, kleinlicher Kopf der Marschall sei, wie die Preußen, die grausamsten Widersacher Oesterreichs, ihn begünstigten, wohl wissend, was sie thäten, völlig klar darüber, daß seine und Koburgs Unfähigkeit Oesterreich mit raschen Schritten dem Untergang entgegenführen würde. Der Kaiser habe in seiner Weisheit beschlossen, den Kriegsplan vornehmlich mit den Engländern festzusetzen: solle man jetzt deren Eifer-

[1]) Berichte des englischen Gesandten vom 18. und 29. Januar.

sucht erwecken, indem man sich aufs neue den Preußen in die Arme werfe? Gezieme es sich, daß die Preußen, die hitzigsten und die treulosesten Feinde des Kaisers, den Vorsitz bei der Auswahl der kaiserlichen Generale führten?

Es gelang ihm, mit diesen Vorstellungen den gefürchteten Streich zu parieren. Obgleich bald nachher sich die Bestrebungen für Lacy erneuerten und der Oheim des Kaisers, Kurfürst Max von Köln, in Verbindung mit seiner Schwester, der Erzherzogin Marie Christine, sich eifrig für Lacys Ernennung bemühte, so hielt dennoch Thugut den Kaiser fest an der gemeinsamen Abneigung gegen Preußen und damit auf dem seit einem Jahre befahrenen Geleise. Der Augenblick, das verhängnisvolle Wort öffentlich auszusprechen, war gekommen. Man hatte bis dahin eine bestimmte Erwiderung auf die preußische Geldforderung vermieden und selbst einen Antrag des Königs auf Verpflegung seiner Truppen durch das Deutsche Reich in Regensburg unterstützt. Jetzt aber machte dasselbe England, dessen Eifersucht bei einer Annäherung an Preußen Thugut zu befürchten vorgab, den ersten seiner großen Versuche, die Mächte des Kontinents zu einem festen Bunde gegen die immer riesenhafter heranwachsende Revolution zusammenzuschließen, und nötigte damit auch Oesterreich zu einer unumwundenen Erklärung.

Das Ministerium Pitt war, wie wir gesehen haben, mit Widerstreben an den Krieg herangegangen und hatte bis dahin nur mit halber Kraft an demselben Anteil genommen. Ein Heer von kaum 30 000 Mann in Belgien, die Blockade einiger französischen Häfen, ein Kaperkrieg gegen den feindlichen Handel, die Wegnahme mehrerer westindischen Inseln, das war alles, wozu es die englischen Rüstungen bisher gebracht hatten. Auch mit Einsicht und Geschicklichkeit hatte man nicht gerade Aufwand getrieben: wie traurig hatte man die Unterstützung der Vendée und die Benutzung Toulons versäumt, wie kurzsichtig durch den Zug gegen Dünkirchen das Gesamtmißlingen des letzten Feldzugs verschuldet, wie beschränkt und habsüchtig zugleich jetzt eben wieder bedeutende Kräfte zu einer nutzlosen Expedition gegen

Guadeloupe oder Martinique hinweggeschickt. Als Lord Auckland warnte, es gebe doch nur einen wahren Zweck des Krieges, die Ueberwältigung des Konvents, und darauf seien alle vorhandenen Mittel zu verwenden, weil damit jeder sonstige Vorteil sich von selbst ergeben werde, waren die Minister weit entfernt, es zu leugnen; aber die Expedition ging dennoch ab, weil ihr Unterbleiben einen Schein von Unsicherheit erregen könnte und auch nach dem Mißlingen bei Dünkirchen eine andere Kriegsbeute für England gesichert werden müsse. Niemand hätte in diesen kümmerlichen Verkehrtheiten den Sohn des großen Chatham erkannt, niemand hätte in ihm den künftigen Führer und Lenker Europas vermutet. Auch hier aber sollte zu Tage kommen, daß von allen menschlichen Gaben ein starker sittlicher Wille die fruchtbarste und höchste ist. Als die Genossen wichen und die Feinde emporwuchsen, da erst kam der Minister und das Land mit ihm zu dem bestimmten Gefühle, daß sie Krieg hätten, und dachten nun, wo die anderen alle das Ende ersehnten, die wirkliche Arbeit zu beginnen. Die Rüstungen zu Land und zu Wasser wurden vervielfacht, die Mittel der Regierung gegen innere Aufstände verstärkt, die höchste Thätigkeit auf die Erhaltung der europäischen Koalition gerichtet. In Petersburg und in Madrid, an den skandinavischen wie an den italienischen Höfen bot die englische Diplomatie jedes Mittel auf, die Fortschritte der Revolution zu bekämpfen. In demselben Sinne wurde Ende Dezember einer der namhaftesten der britischen Politiker, Lord Malmesbury, nach Berlin gesandt mit dem Auftrage, Preußen, wenn es wirklich nur durch Geldnot gehindert werde, jede irgend billige Hülfe anzubieten. Unterwegs, in Holland und Frankfurt, erhielt Malmesbury sehr entmutigende Notizen über die Stimmung des Berliner Hofes, wurde aber um so freudiger durch die Lebhaftigkeit überrascht, mit welcher der König, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, seine Sehnsucht nach frischen Kämpfen gegen die Jakobiner aussprach. Wo der Lord sich dagegen über die Finanzlage des Staates erkundigen mochte,

erhielt er immer die gleiche trübe Auskunft: der Schatz war durch Krieg und Wohlleben geleert und die Steuerkraft des Volkes seit einem halben Jahrhundert so hoch gespannt, daß man bei weiterer Steigerung verzweifelte Ausbrüche besorgen mußte. Hierauf nahm Pitt keinen Anstand, weiter vorzugehen, und Malmesbury erhielt am 5. Februar Vollmacht, gegen die Aufstellung eines Heeres von 100 000 Mann eine Subsidie von 2 Millionen Pfund zu bieten, von welchen England zwei Fünftel, Oesterreich, Holland und Preußen selbst je eins aufbringen würden [1]. Dies stand freilich weit hinter der ursprünglichen preußischen Forderung von 22 Millionen Thalern zurück; indes erklärte der König nach einigen Verhandlungen seine Bereitwilligkeit, und der Vertrag wurde am 12. Februar vorläufig, unter Vorbehalt der österreichischen und holländischen Zustimmung, unterzeichnet. Da an der letzteren von vornherein kein Zweifel war, so hing alles von dem Entschlusse des Kaisers ab. Es erging an ihn jetzt die Frage, ob er gegen ein Opfer von 400 000 Pfund Sterling ein schlagfertiges Heer von 100 000 Mann dem Revolutionskriege erhalten wollte. Das Gewicht derselben wurde noch verstärkt durch eine gleichzeitige Meldung des Prinzen von Koburg, daß er mit den Engländern seinen Plan für den bevorstehenden Feldzug nach einem Entwurfe Macks vereinbart habe, jedoch einer Verstärkung von 37 000 Mann bedürfe, nicht bloß, um zum Angriffe zu schreiten, sondern auch, um nur für die Verteidigung des Landes einzustehen [2]. Von allen Seiten her gemahnt, mußte man in Wien das entscheidende Wort aussprechen.

Ueber den Inhalt desselben war man um so weniger

---

[1] Es ist charakteristisch, daß die Wiener Diplomatie erzählte, der Plan sei von Preußen ausgegangen und in England als unannehmbar befunden worden, sowie, daß auch der von Thugut völlig gewonnene englische Gesandte in Wien von dieser Meinung durchdrungen war. Der treffliche Staatsmann hielt den österreichischen Minister für offenherzig, bieder und überall zuverlässig.

[2] Da aus dem Plane endlich nichts wurde, gehe ich nicht näher auf denselben ein. Das Nähere findet man bei Witzleben III, 51 ff.

im Zweifel, als man jetzt auch den militärischen Ersatz für Preußens Ausscheiden endlich gefunden zu haben glaubte. Der Reichsvizekanzler, obgleich in der Verurteilung Wurmsers mit Lacy völlig einverstanden, stimmte doch mit Thugut wieder eifrigst zusammen, als es sich um die Ablehnung des preußischen Begehrens handelte. Schon im Januar hatte er erklärt, daß man energischen Krieg auch ohne die Preußen führen könne; man müßte, sagte er, vom Gegner lernen, und, was in Ungarn der Verfassung wegen leider unmöglich sei, im Deutschen Reiche veranlassen: eine allgemeine Volksbewaffnung, ein Aufgebot aller Bürger und Bauern in Masse. Dem Kaiser, der ganz wie der König von Preußen von Herzen Krieg gegen die Jakobiner wünschte, leuchtete der Vorschlag ein, und auf der Stelle ging der betreffende Befehl an die österreichische Gesandtschaft in Regensburg ab. Dort wirkte er aber wie eine das Gebälk eines friedlichen Zimmers durchbrechende Bombe. Eine solche revolutionäre Maßregel schien in dem altausgefahrenen Geleise der Reichsverfassung ganz undenkbar und aller des heiligen Reiches überlieferten Ordnung vollkommen verderblich. Preußen, welches durch den Vorschlag die Verpflegung seiner Truppen unmöglich werden sah und deshalb entschiedenen Widerspruch einlegte, hatte eine seltene Mehrheit auf seiner Seite. Jedoch diese Hindernisse machten keinen Eindruck auf den höchst erregten Reichsvizekanzler. Er bot alles Wissen seiner Publizisten auf, um die Verfassungsmäßigkeit seines Planes zu erweisen, und war unerschöpflich in der Erörterung, wie gewaltig der Heerbann deutscher Nation den Sansculotten entgegentreten würde. Freilich blieb es bei der Unausführbarkeit der Sache in dieser populären Form, dennoch aber wirkte der hier gegebene Anstoß weiter. Der Kaiser, wie gesagt, war eifrig zum Kriege wie jemals; nach wie vor hielt er an dem seit September gefaßten Plane, selbst nach Belgien zu gehen, um durch seine herrschende Autorität das Koburgsche Hauptquartier mit Feuergeist und Thatkraft zu erfüllen, und je lebhafter er einen Vorschlag ergriffen hatte, der ihm eine Zerstreuung, eine

Reise in neue Umgebung und hoffentlich glänzende Lorbeeren verhieß, um so bereitwilliger war er, jedes Mittel zu ergreifen, welches ihm Stärkung seiner Heeresmacht ohne Einräumungen an die widerwärtigen Preußen lieferte. Nun entwickelte ihm der Reichsvizekanzler, daß ein solches im römischen Reiche auch ohne Volksbewaffnung zu finden sei. Er wies darauf hin, daß von den Preußen nur etwa 60000 Mann am Rheine ständen; davon seien 7000 als Reichskontingent und 20000 nach dem Februarbündnisse dem Kaiser jedenfalls gewiß; der Rest lasse sich leicht ersetzen, wenn man die verschiedenen Kontingente der anderen Reichsstände mit Ernst zusammenraffe und in ein großes Reichsheer vereinige. Man warf ihm ein, daß diese losen Bestandteile nicht vor dem Herbste unter den Waffen sein würden [1]: er erwiderte, so lange würde man Preußen auch ohne Subsidien hinhalten können. Es wurde weiter bemerkt, daß einzelne jener Scharen bei Koburgs Heer ständen und dieser also durch die Bildung der Reichsarmee geschwächt würde: er tröstete, daß man schlimmsten Falles in Belgien einen Augenblick auf Angriffsbewegungen verzichten müsse; zur Verteidigung bleibe Koburg stark genug; die Engländer würden alles aufbieten, um die Franzosen dort nicht Meister werden zu lassen, und irgend einen Landerwerb werde Rußland dem Kaiser anderweitig schon verschaffen. Der Kaiser sah in dieser Darlegung die beiden Wünsche seiner damaligen Stimmung zugleich befriedigt, die Möglichkeit seiner belgischen Reise und die Ablehnung der preußischen Hülfe: er genehmigte also Colloredos Vorschlag mit großer Genugthuung und eröffnete diesen Beschluß gerade an dem Tage, an welchem in Berlin Graf Malmesbury seinen Vertrag unterzeichnete, am 12. Februar, dem Prinzen von Koburg. Damit war das Schicksal der englischen Unterhandlung im voraus besiegelt; Thugut sah in höchster Befriedigung, wie

---

[1]) Wie begründet diese Sorge war, zeigt Vivenots ganzes Buch (Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen), was den Autor freilich nicht abhält, Colloredos System und die Ablehnung des preußisch-englischen Vorschlags für ganz vortrefflich zu halten.

der sonst stets hinderliche und lästige Reichsvizekanzler ihm dieses Mal den Angelpunkt seines ganzen Systems befestigt hatte.

Sowohl er als Colloredo gaben hierauf dem Marquis Lucchesini die Erklärung, daß Oesterreich außer stande sei, den geringsten Beitrag zu der preußischen Subsidie zu leisten. Lucchesini hatte für diesen Fall Befehl, den Abmarsch des preußischen Heeres vom Rheine in die Heimat anzukündigen, falls nicht Oesterreich bis zum 15. März zu einer günstigeren Entschließung käme. Thugut zuckte dazu die Achseln. Am 19. Februar wiederholte er die Ablehnung dem englischen Gesandten, teils wegen des in Oesterreich vorhandenen Geldmangels, teils wegen der Gefahr, die für Oesterreich darin liege, daß das preußische Heer sich zwischen den kaiserlichen Truppen in Belgien und den kaiserlichen Erblanden befinde. Sodann wandte er sich nochmals an den großen Hort und Schirm seiner jetzigen Politik, an die Kaiserin Katharina, um ihr jetzt unumwunden die künftige Hülfe Oesterreichs im Oriente zuzusagen, wenn sie in der gegenwärtigen Krisis sich als gute Verbündete des Kaisers zeige. Am 27. Februar erließ er neue Weisungen an Cobenzl, worin er seine französischen Ansprüche nach der ungünstigen Kriegslage erheblich beschränkte, die venetianischen aber im weitesten Sinne erneuerte und vor allem gegen etwaigen preußischen Widerspruch das feste Versprechen russischen Beistandes forderte. Ja, er redete nicht bloß von der Wahrscheinlichkeit preußischer Tücke und deren Abwehr, sondern rückhaltlos sprach er den innersten Wunsch seines Herzens aus, seinerseits den Angriff gegen Preußen zu eröffnen — einen Wunsch, dessen Erfüllung freilich mit der Fortsetzung des französischen Krieges in geradem Widerspruche stand. Es ist die höchste Zeit, sagte er, daß die Kaiserhöfe gemeinsam gegen die Böswilligkeit und die Habsucht Preußens einschreiten; es wäre ein Glück, wenn eine preußische Feindseligkeit Anlaß böte, diesen gefährlichen Staat auf angemessene Grenzen zurückzuführen. Eben aus diesem Gesichtspunkte warnte er aufs neue vor Ueberstürzung des türkischen

Planes, durch welche Preußen jetzt die Möglichkeit gewinnen würde, in Deutschland und Polen um sich zu greifen. Um so unbedingter aber verhieß er, sobald die rechte Zeit gekommen sei, sich freudig mit Rußland über die beiderseitigen Interessen in der Türkei verständigen zu wollen. Mit diesen Erklärungen dachte er sich des festen Rückhalts in Petersburg versichert und eröffnete gleich am folgenden Tage, dem 28. Februar, dem preußischen Gesandten, Preußen brauche nicht erst den von ihm bezeichneten Termin des 15. März zu erwarten; der Entschluß des Kaisers sei unwiderruflich, Oesterreich sei auf alle Ereignisse gefaßt und begehre von dem Könige nur die 20000 Mann aus dem Februarvertrage. Lucchesini mußte sich schnell überzeugen, welch ein Grad der bittersten Abneigung diesen Beschluß diktierte und befestigte. Als das Gerücht der schneidenden Maßregel die Stadt Wien durchflog und die Gesandten der kleinen Reichsstände, welche im Geiste schon die Preußen entfernt und die Franzosen das wehrlose Reichsgebiet überfluten sahen, ängstlich zu Thugut eilten, tröstete er sie mit einer Erörterung, Preußen würde mit jenem Heere von 100000 Mann nicht die Franzosen, sondern die geistlichen Lande angegriffen haben; die Weigerung des Kaisers habe also das Reich aus dieser Gefahr einstweilen errettet; es sei jetzt nur die Aufstellung eines starken Reichsheeres nötig, um auch für die Zukunft Franzosen und Preußen gleich sehr in Respekt zu halten.

Die Nachricht von der verhängnisvollen Entschließung verbreitete sich dann schleunigst durch Europa und bewegte die Gemüter in sehr verschiedener, überall aber äußerst heftiger Weise. In Berlin verstand es sich von selbst, daß die Truppen den Rhein verlassen müßten, und am 11. März ging an den General Möllendorff, der seit dem Anfang des Jahres an Braunschweigs Stelle getreten war, der Befehl zum Rückmarsche nach Köln und von dort nach Westfalen. Nichtsdestoweniger überstand der Wunsch des Königs, gegen die Revolution fortzukämpfen, auch diesen Stoß. Er hatte gleich bei der Ankunft der Wiener Depesche von jedem seiner

Kabinettsminister ein Gutachten über die jetzt einzuhaltende Politik verlangt und darauf sehr abweichende Ansichten vernommen. Graf Alvensleben, der von jeher eine stärkere Abneigung gegen Oesterreich als gegen die Franzosen bekundet hatte, stimmte für Abberufung des ganzen Heeres, Gewinnung der russischen Gunst durch Preisgeben der Türkei und möglichst raschen Frieden mit der französischen Republik. Dagegen erörterte Graf Haugwitz, da der König sich immer noch der gemeinen Sache Europas verbunden betrachte, so möge er nach der Ablehnung Oesterreichs sich jetzt mit England und Holland allein in Vernehmen setzen; während die von Oesterreich reklamierten 20 000 Mann am Oberrheine blieben, würde man gegen eine angemessene Subsidie den Seemächten 50 000 Mann bei Wesel zur Verfügung stellen, um Westfalen und Holland zu verteidigen und vielleicht auf den Krieg in Belgien entscheidend einzuwirken. Zwischen diesen beiden Ansichten besann sich der König keinen Augenblick. Auf der Stelle beauftragte er den Grafen Haugwitz, nach seinem Systeme eine neue Unterhandlung mit Malmesbury zu eröffnen: schon am 7. März hatten die beiden Staatsmänner ihre erste Konferenz darüber, und Malmesbury, obgleich ohne Vollmacht für einen solchen Fall, eröffnete doch so günstige Aussichten, daß der König am 14. dem Feldmarschall Möllendorff eine neue Ordre sandte, die Truppen, außer jenen 20 000 Mann, allerdings nach Köln zu führen, dort aber stehen zu bleiben, da höchst wahrscheinlich von dort der König persönlich einen neuen Feldzug nach Belgien unternehmen würde.

Von diesen Plänen konnte nun der Natur der Sache nach vor dem endgültigen Abschlusse des englischen Vertrags keine Mitteilung an irgend einen Dritten geschehen. So blieb und wuchs die Aufregung und der Schrecken in den Reichslanden am Oberrheine, als die preußischen Regimenter ihre Quartiere aufschlugen und sich zum Abmarsch zu rüsten begannen. Von dem breit angekündigten Reichsheere war fürs erste nichts zu sehen, die österreichischen Scharen, an deren Spitze jetzt an Wurmsers Stelle General

Browne getreten, erholten sich äußerst langsam von den Schlägen des Dezember, alles Volk sah bereits mit Entsetzen die Verheerung der Pfalz über den Rheinstrom sich tief nach Deutschland hinüberwälzen. Das Koburgsche Hauptquartier in Belgien teilte diese Gefühle. Schon im Jahre 1793 hatte man dort das höchste Gewicht auf eine preußische Operation von der Pfalz aus gegen die Saar und obere Maas als die wirksamste Erleichterung des belgischen Krieges gelegt: statt dessen sah man jetzt voraus, daß ein Teil des französischen Moselheeres gegen die untere Maas und die östliche Flanke des verbündeten Heeres in Belgien wirken würde, während das Rheinheer Custines Rolle von 1792 in größerem Maßstabe wieder aufnehmen, Mainz bewältigen, von dort das Rheinland bis Köln überschwemmen und die Umzingelung des belgischen Heeres vollenden könnte. Koburg hatte gleich auf das kaiserliche Schreiben über Bildung eines Reichsheeres mit Vorstellungen dieses Inhalts geantwortet, der Kaiser aber darauf entgegnet: das Schreiben des Prinzen dient zur Nachricht, und werden mich seine Anstände nie von dem Beschlusse einer abgesondert agierenden Reichsarmee abbringen. Ganz nach dem Sinne des Fürsten Colloredo wurde der Prinz auch über den Mackschen Feldzugsplan dahin beschieden, daß derselbe in seinen Voraussetzungen an vielfachen Täuschungen leide, welche man im Interesse der Sache dem Prinzen benehmen müsse: der Kaiser könne aus seinen Erblanden keine weiteren Verstärkungen senden, und jeder Antrag darauf, der nur zu seiner Bekümmerung dienen würde, sei demnach zu unterlassen; wenn hiernach ein Angriff auf Frankreich unmöglich würde, so sei dies freilich sehr betrübend, aber als eine unvermeidliche Schickung mit Ergebenheit zu tragen und der Kampf auf die Defensive einzuschränken; übrigens habe der Prinz die verbündeten Seemächte mit Nachdruck zu verstärkter Hülfsleistung aufzufordern, da Oesterreich bereits alle menschenmögliche Kraft aufwende und zur höchsten Erweisung seines Eifers der Kaiser selbst Ende März in Belgien anlangen und den Oberbefehl übernehmen würde.

Der Prinz von Koburg war nun bei aller reichsfürstlichen Abstammung ein durch und durch österreichisches Herz, stets bereit, das Wort seines Kaisers für erleuchtete Wahrheit zu nehmen und jeden Bescheid des Kabinetts in treu gehorsamster Durchdrungenheit zu verehren. Dieses Mal aber war er doch auf das tiefste erschüttert, in voller Verzweiflung. Er verfügte im ganzen etwa über 160 000 Mann [1], eine höchst ansehnliche Macht also von durchgängig vortrefflichen Truppen, mit welcher ein Feldherr napoleonischen Schlages sich vielleicht unter allen Umständen für unüberwindlich gehalten hätte. Ihm fehlte es nicht an schlichtem Soldatenmut, vielmehr hatte er oft genug mit gleichmütiger Ruhe in dichtem Kugelregen gehalten: aber er erlag der drückenden Wucht der Verantwortung, der er sich weder durch Leichtsinn noch durch schöpferische Kraft zu entziehen wußte. Er sah überall nur den eigenen Mangel und die emporwachsende Gefahr, die lange Grenze von Luxemburg bis Ostende, die er gegen eine vielleicht doppelte Uebermacht decken sollte, die Ueberflutung der Rheinlinie in Flanke und Rücken nach dem Abzuge der Preußen: er war völlig ratlos, und seine Umgebung wie der Stab des rechtschaffenen und schwachbegabten Herzogs von York war ebenso niedergeschlagen wie er selbst. Bei einem neuen Kriegsrate in Brüssel wurde endlich beschlossen, von Valenciennes aus, also im Zentrum der Gesamtstellung, den Feldzug mit einem Angriff auf die benachbarte Festung Landrecies zu eröffnen, während Clerfait rechts davon Flandern und Kaunitz links die Sambre decken sollte. Geruhen Ew. Majestät zu bedenken, schrieb Koburg darauf an den Kaiser, was es sei, sich jetzt zur Belagerung von Landrecies nur deshalb entschließen zu müssen, weil, wenn man unthätig bliebe, die Lage bald noch weit unglücklicher würde — was es sei, sich sagen zu müssen, daß ein glücklicher Erfolg fast unmöglich ist, weil der Feind äußerst überwiegende Kräfte

[1] 114 000 Oesterreicher, 50 000 Verbündete, wovon jedoch 17 000 Mann für Garnisonen abgingen. Militärische Denkwürdigkeiten I. 285. Witzleben III, 26 ff.

hat — ich wünsche, daß diejenigen, die Ew. Majestät in Wien hierüber Rat gegeben und alles vereitelt haben, solches vor Gott, Ew. Majestät und der Welt verantworten können, aber sehr zweifle ich, daß es jemals verantwortlich sein sollte. Mit gleich starken Klagen wandte er sich an Möllendorff, an die holländische Regierung, an Malmesbury, um wenigstens einen Aufschub für den Abmarsch der Preußen von Mainz zu erwirken; ja auf sein Betreiben entschloß sich der Erzherzog Karl zu dem auffallenden Schritte, eigenmächtig nach Wien zu reisen, um dort persönlich einen letzten Versuch zur Aenderung des herrschenden Systems zu machen. Koburg hatte schon zweimal ein Schreiben an den Kaiser aufgesetzt, in welchem er seine Entlassung einreichte. Immer aber fehlte ihm im letzten Augenblicke die selbständige oder selbstsüchtige Kraft, im Augenblicke der Gefahr seinem Kaiser und seinen Truppen den Rücken zu kehren; er blieb endlich in stummer und treuer Soldatenpflicht auf dem Posten, wo er nur Demütigung für sich selbst und Niederlagen für sein Heer erwartete.

Unterdessen hatten die Dinge in Wien, einmal auf die abschüssige Bahn gebracht, sich durch ihre natürliche Schwere weiterbewegt. In politischer Beziehung mußte nach der Ablehnung des letzten Berliner Antrags der Gegensatz gegen Preußen mit jedem Augenblicke den Eifer zum französischen Kriege weiter in den Hintergrund drängen: in militärischer ergab sich von selbst daraus die Folge, daß alle Klagen Koburgs nur dazu dienten, ihn als lästig und seiner Lage nicht entsprechend darzustellen. Als nun höchst unvermutet der Erzherzog Karl in Wien eintraf, war der Kaiser wohl bei der ersten Meldung entsetzt und vermutete irgend ein außerordentliches Unheil: nachdem er jedoch erfahren, worum es sich handelte, zeigte er nur eine merkliche Ungnade, verbat sich jede Einmischung in seine Politik und ersuchte den Bruder, nach drei Tagen ruhig mit ihm nach Belgien zurückzukehren. Am 30. März brachen die Herrschaften auf: am folgenden Tage wurde Wien durch die Kunde überrascht, der Kaiser habe von Linz aus den Fürsten von

Waldeck, der zu einem Kommando nach Italien bestimmt gewesen, plötzlich in sein belgisches Hauptquartier berufen. Waldeck war ein tapferer Offizier, der im französischen Kriege einen Arm verloren hatte, ein Mensch von entschlossenem und verstecktem Wesen, von starker Parteileidenschaft und gewissenlosem Ehrgeize, seinen Freunden wenig zuverlässig, seinen Gegnern überall gefährlich. Er hatte aus seiner Feindschaft gegen Koburg und Mack niemals ein Hehl gemacht: seine Berufung in diesem wichtigen Momente zeigte, daß die amtlichen Lenker der Kriegsführung das Vertrauen der regierenden Machthaber vollständig verloren hatten. In seinen vertrauten Briefen an den Grafen Colloredo trug Thugut kein Bedenken, die belgischen Generale wegen ihrer preußischen Korrespondenz beinahe als Landesverräter zu bezeichnen.

Während also für den Kampf gegen Frankreich nichts als innerer Hader, Zerrüttung und Zerklüftung zu finden war, zogen sich im fernen Osten die Wolken eines neuen Kriegswetters immer dunkler und dichter zusammen. Ein russisches Regiment nach dem anderen rückte aus Polen nach Volhynien hinweg; schon galt es für sicher, daß das Reserveheer hinter Dolgorukis und Suworows Scharen auf eine Stärke von 70 000 Mann gebracht werden sollte. Die Unterhandlung mit England über einen definitiven Bundesvertrag ging daneben ihren Gang, stockte aber stets an demselben Punkte, an dem englischen Begehren eines Truppencorps zum französischen Kriege. Katharina blieb hier fest in dem bisherigen Systeme, die Franzosen durch ihre Diplomatie, aber durch keine thätige Anstrengung zu bekämpfen. Und selbst dieses System mußte sich der veränderten Lage anpassen. Wohl drängte und trieb man Preußen unaufhörlich zum Streite gegen die Revolution, war aber bei Oesterreich mit dem entgegengesetzten Entschlusse höchst einverstanden. Ja man zürnte, als England seinen Versuch machte, die beiden deutschen Mächte im Bunde gegen Frankreich festzuhalten, als Malmesbury das preußische Heer dem Kaiser für jene geringe Subsidie zur Verfügung stellte. Als die

Nachricht davon in Petersburg eintraf, rief Markow, daß man Oesterreich keine solche Zumutung stellen dürfe, und bemerkte, daß Malmesbury stets das Talent gehabt habe, die besten Verhältnisse zu verderben. Er stimmte durchaus mit Thuguts Ansicht überein, daß ein kleines preußisches Hülfscorps unter kaiserlichem Oberbefehle ganz erwünscht, das selbständige Auftreten aber eines großen preußischen Heeres eine bedenkliche Gefahr sein würde. In denselben Tagen, in welchen Kaiser Franz seine Ablehnung der englischen Vorschläge aussprach, fand dann in Petersburg ein großer Ministerrat über die Frage, ob Krieg, ob Frieden mit den Türken, statt. Der Vizekanzler Ostermann und Graf Besborodko erklärten den Ausbruch der Feindseligkeiten für das größte Unheil, welches Rußland in seinem dermaligen Zustande treffen könnte: Subow dagegen und Markow sprachen gerade die entgegengesetzte Ansicht aus und vertraten sie mit einer der kaiserlichen Zustimmung gewissen Entschiedenheit. In der That nahm Besborodko bald nachher, um die Mitte des März, einen mehrwöchentlichen Urlaub, und Ostermann zog sich mit vielfachen Klagen aus aller thätigen Geschäftsführung zurück. Der von der Kaiserin genehmigte, von Markow für unfehlbar erklärte Plan ging dahin, die Landesgrenze zunächst in verteidigender Haltung mit großen Heeresmassen zu besetzen und gleichzeitig durch die Flotte den entscheidenden Streich gegen Konstantinopel selbst zu führen. Hier das Herz des Osmanenreiches getroffen, hoffte man der zerstückelten Glieder leicht Herr zu werden.

In diesem Augenblicke aber trat, von Tausenden vorausgesehen, jedoch die Machthaber vollkommen überraschend, eine Katastrophe ein, welche mit einem Schlage alle bisherigen Entwürfe durchkreuzte und die Gedanken von Freund und Feind in neue Bahnen warf.

Drittes Kapitel.

Aufstand Polens.

Der polnische Reichstag saß zu Grodno, nachdem er das Unterwerfungsbündnis mit Rußland gezeichnet hatte, noch ungefähr vier Wochen lang in großer offizieller Thätigkeit. Unter der stets fortdauernden, vormundschaftlich weisen Leitung des russischen Gesandten wurde eine neue Verfassung entworfen, eine neue Umschreibung der Provinzen beliebt, Verwaltung, Gericht und Finanzen in neue Formen gegossen: kurz, wenn man Sievers hörte, schien ein ganz neues Zeitalter glücklichen Wohlstandes für die Republik beginnen zu sollen. Freilich stand dies friedfertige Stillleben auf morschem Boden, und Sievers selbst führte aus bester Absicht neue Erschütterungen herbei. Er kannte und verachtete seine bisherigen Schützlinge, die Konföderierten von Targowice; er sah, wie sie allerorten im Lande zu Haß und Aergernis gereichten, und kam auf den Gedanken, den russischen Einfluß zu stärken, indem er sich weniger anstößige Werkzeuge suchte. Kaum war diese Sinneswendung des großen Protektors fühlbar geworden, so machte sich inmitten des Reichstages selbst der nationale Ingrimm gegen die Männer von Targowice unaufhaltsam Luft, und noch in ihrer letzten Sitzung hob die Versammlung alle Beschlüsse der Konföderation mit einem Schlage auf. Unglücklicherweise befand sich unter jenen Dekreten auch eins, welches das Tragen der militärischen, in dem letzten Kampfe gegen die Russen erworbenen Verdienstkreuze verbot: mit dem Gesetze des Reichstages fiel dies Dekret wie alle anderen Beschlüsse der Konföderation hinweg, und sogleich kamen bei den patriotisch gesinnten Polen die Verdienstkreuze wieder zum Vorschein. Bei den russischen Generalen erweckte es lebhaften Anstoß, und auf ihren Bericht beschloß Katharina, über diese ernste Regung eines unverbesserlichen Nationalgefühls die schärfste Züchtigung zu verhängen. Sie rief

ihren Gesandten, welcher einen solchen Skandal nicht zu verhüten gewußt, mit öffentlicher Ungnade ab und übertrug seine Geschäfte dem hochmütigen und gefürchteten Befehlshaber ihrer in Polen stehenden Truppen, dem General Igelström. Sie forderte dann von der zitternden polnischen Regierung eine ausgezeichnete Genugthuung, deren Ausdehnung sie übrigens der polnischen Bußfertigkeit selbst überließ. Der König und der permanente Rat beeilten sich darauf, mit Ueberschreitung aller ihrer Befugnisse, den Reichstagsschluß zu kassieren, die anstößigen Ordenszeichen aufs neue zu verbieten und durch eine große Deputation die Verzeihung der Kaiserin zu erflehen. Nach dieser Bethätigung einer schrankenlosen Unterwürfigkeit fand sich Katharina wieder zu gnädiger Nachsicht veranlaßt und erklärte ihre Ansprüche befriedigt. Noch einmal hatte sich für die polnische Regierung der Horizont erhellt: sie konnte fortfahren, ihre Fürsorge den inneren Landessachen zuzuwenden.

Allein dieses offizielle Staatswesen war nur noch dem Namen nach die Vertretung der Nation. Es stützte sich auf die russischen Garnisonen, welche zur Zeit des Oktobervertrags ungefähr 40 000 Mann betragen mochten; im eigenen Volke aber war es umgeben entweder von völlig gleichgültigen und stumpfen Bauernhaufen oder von Faktionen, welche kein anderes Gefühl als Haß und Rachedurst im Herzen trugen. In den wenigen größeren Städten, Wilna und Grodno in Litauen, Warschau und Krakau im Königreiche, hatten die Bürger ihre kurze politische Befreiung von 1791 nicht vergessen: je rascher und schmählicher sie zertreten worden war, desto wärmer lebte die Sehnsucht danach in den Herzen fort. Auf dem platten Lande stand allerdings die Mehrzahl der Magnaten in russischem Schutze und Solde; allein neben ihnen bewegte sich die Masse des kleinen Adels, knirschend über die Kriegsschäden, die fortgesetzte Brutalität der Russen, die beispiellose Erniedrigung des polnischen Namens. Das Heer, welches ungefähr noch 30 000 Mann zählte, teilte diese Stimmung vom ersten bis zum letzten Manne. Die Offiziere verfluchten die nationale Schmach,

die Soldaten darbten und verkümmerten; alle sahen ihre gänzliche Auflösung und damit vollständige Nahrungslosigkeit oder, was sie noch mehr erbitterte, die Einverleibung in russische und preußische Regimenter in naher Möglichkeit voraus.

Schon im Sommer 1793 kam es zu einer ersten Verständigung zwischen diesen Elementen. Einer der angesehensten Warschauer Kaufleute, Kapostas, hatte mit dem General Dzialinski seit dem Mai die vorläufigen Abreden begonnen [1]; unter ihrer Leitung veranstaltete eine Anzahl jüngerer Edelleute heimliche Zusammenkünfte mit Offizieren verschiedener Regimenter, welche zu diesem Zwecke von ihren Kameraden in die Hauptstadt gesandt wurden. Die lebhaften und heißblütigen Köpfe waren auf der Stelle im reinen, daß ein Aufstand zu versuchen sei, obwohl man weder Geld noch Kriegsmaterial und für den Augenblick auch keine Verbindung mit den Provinzen oder einer fremden Macht besaß. Die Frage war bei ihnen nur, wer der Führer des heiligen Krieges sein sollte, und auch hierüber entschieden sie sich schnell genug, daß es nur einen Mann gäbe, welcher zugleich die nötigen Fähigkeiten und das Vertrauen der Nation besäße, den Helden von Dubienka, Thaddäus Kosciusko. Ohne Zaudern sandten sie ihm die Meldung, daß er nur zu erscheinen brauche, um ganz Polen in Flammen zu setzen, hinüber nach Leipzig, wo der General sich damals mit seinen Freunden, den Häuptern von 1791, Ignaz Potocki und Hugo Kollontai, aufhielt, das Schicksal des Vaterlandes beklagend und in keiner Weise eines so zeitigen Aufrufs gewärtig. Potocki hielt die Sendung für das Werk einiger unreifen Köpfe und mahnte ab, vor einer allgemeinen Umwandlung der europäischen Politik das Land in noch tieferes Verderben zu stürzen. Kosciusko aber, so besonnen und fest er sonst auch war, schlug doch das Herz so stark, daß er wenigstens mit eigenen Augen sehen wollte.

[1] Ssolowjoff, der Fall Polens S. 323, giebt aus den späteren Verhören Kosciuskos und Kapostas manche bisher unbekannte Einzelheit. Sonst folge ich den Akten des preußischen Staatsarchivs.

Er begab sich zuerst an die krakauische Grenze und bald auch, um mit General Wodzicki zu verhandeln, in das Land hinein, während sein Freund und Vertrauter Zajonczek zu näherer Erkundigung nach Warschau hinüberging. Dessen Berichte klangen dann allerdings nicht ermutigend. Die vermögendere Klasse der Bürgerschaft schreckte bei aller Abneigung gegen die Russen doch vor jedem neuen Kriegslärm zurück; der höhere Adel, auch so weit er patriotischer Gesinnung war, besorgte bei einer Revolution demokratische Regungen seiner Leibeigenen. Im übrigen schien es nicht an Unruhe und Erbitterung, wohl aber an Thatkraft und Opferwilligkeit zu fehlen. Selbst unter den Truppen fand Zajonczek unruhiges Mißvergnügen, aber nur zwei Generale, Madalinski und Dzialinski, in jedem Falle zum Aeußersten bereit. Er meldete Kosciusko, daß unter diesen Umständen im Lande nur auf die Armee, in Warschau einzig auf die Proletarier, in einigen Provinzen auf die ärmere Klasse des Adels, nirgends aber auf eine Erhebung der Bauern zu rechnen sei. Er mahnte dringend, keinen vorzeitigen und unheilvollen Versuch zu machen.

Unterdessen hatte aber Kosciuskos Erscheinung bereits ihre Frucht getragen. Die Kunde von seiner Anwesenheit durchlief mit Blitzesschnelle die Regimenter und durch deren Verbände die Provinzen von der Ukraine bis Kurland. Die Aufregung unter den Truppen und den Edelleuten wuchs zu einer unbeschreiblichen Höhe; allerorten traten die geheimen Gesellschaften von 1792 wieder in das Leben; in kurzer Zeit zählte man über 700 Vereine mit mehr als 20 000 Mitgliedern, die sich zu einem blinden Gehorsam auf Tod und Leben gegen alle Befehle des großen Vaters, wie sie Kosciusko nannten, verpflichtet hatten. Unter so viel Tausenden fand sich kein Verräter, das Land war plötzlich mit einer tiefen, alle Teile durchzitternden Unruhe erfüllt, die Russen aber, die es wohl bemerkten, hatten schlechterdings keine Handhabe, die Pläne und deren Urheber zu fassen. Im Januar erfuhr man in Warschau die französischen Siege von Toulon und Landau; da brach der Jubel

einen Augenblick durch die festgehaltene Behutsamkeit hindurch, und ein wilder Schrei der Begeisterung ertönte in der ganzen Hauptstadt. Igelström, bereits seit Wochen in sorgenvollem Alarm, ließ darauf eine Menge Menschen verhaften, einige ohne Urteil nach Rußland transportieren, andere mit langer Kriminaluntersuchung peinigen. Aber ebenso plötzlich wie die Aufregung war auch ein gepreßtes Schweigen wieder da, und nicht ein einziger weiterführender Faden wurde ergriffen.

Kosciusko hatte damals übrigens das Land wieder verlassen und, um die Aufmerksamkeit der Feinde einzuschläfern, eine Reise nach Italien angetreten. Er benutzte diese Zeit, um seine auswärtigen Verbindungen zu pflegen, von dem Wohlfahrtsausschusse Geld zu beziehen, Türken und Schweden um Beistand anzugehen. Die Nachrichten aus Polen klangen mit jeder Woche günstiger. Die russischen Bataillone zogen im Februar in langen Kolonnen gegen Osten und Süden; Igelström hatte kaum noch 20 000 Mann, welche er sämtlich in und um Warschau vereinigte, so daß Krakau beinahe frei von fremder Besatzung war und der Adel des Palatinats sich einmütig für sofortiges Losschlagen erklärte. In der Ukraine rührte es sich bei den einst polnischen, seit der Teilung von Katharina übernommenen Regimentern, welche jetzt am Dnjestr zum Türkenkriege aufgehäuft standen und bereits in halb erklärter Meuterei die Dörfer plünderten und die Landstraßen unsicher machten. Im Westen gärte es in der neuen preußischen Provinz, wo der Agitator des vorigen Jahres, Wybinski, die Bürgerschaften von Posen, Gnesen, Kalisch bewegte, der Klerus den Haß gegen den evangelischen Landesherrn in alle Familien trug, die wohlmeinende Pedanterie der königlichen Beamten die Bauern durch unbekannte und schleppende Geschäftsformen reizte. Bis dahin hatten Ignaz Potocki und Kollontai noch nicht an die Möglichkeit des Kampfes glauben wollen, alle diese zusammentreffenden Regungen überwältigten jetzt aber auch ihre Bedenken. Nur Zajonczek blieb bei seinen Warnungen, und Kosciusko, dessen genauen Beobachtungen vertrauend,

beschloß vor allem die Entwickelung der auswärtigen Verhältnisse, des französischen und des türkischen Krieges, abzuwarten und bis dahin seine Vereine immer weiter auch durch das russische und preußische Polen auszudehnen. Erst wenn das Kriegsfeuer an der Donau und an der Schelde aufprasselte, sollte an einem Tage an allen Orten das rachedurstende Volk sich auf die fremden Besatzungen werfen und in derselben Stunde jede Scholle des Vaterlandes durch das strömende Blut der Unterdrücker gesühnt werden.

Allein kaum war diese Weisung an die Vereine abgegangen, so legte Igelström der Warschauer Regierung jenes Gebot der Kaiserin vor, welches die Beschränkung des polnischen Heeres auf 9000, des litauischen auf 6000 Mann und die sofortige Entlassung des weiteren Bestandes forderte. Der permanente Rat erklärte hier wie immer seinen Gehorsam, konnte aber nicht umhin, die Ausführung des Beschlusses mit höchster Vorsicht in die Hand zu nehmen, da man schlechterdings keine Mittel hatte, die entlassenen Soldaten vor dem Hunger zu schützen, und also Tumulte und Räubereien besorgen mußte. Igelström bot zwar Anwerbung für den russischen Dienst, aber kein Mann war zum Uebertritte zu bewegen, und so vergingen einige Wochen, ehe die polnische Regierung mit dem Auflösungsdekrete hervorzutreten wagte. Für Koscinsko war dieser Aufschub von einer alles beherrschenden Wichtigkeit. Das Heer stand für seinen großen Plan in erster Linie; die bevorstehende Vernichtung desselben machte jede weitere Zögerung unmöglich. Waren auch Türken und Franzosen noch nicht im Felde, waren auch mehrere polnische Provinzen noch ungerüstet, Koscinsko mußte es darauf wagen. Zwar mahnte er die Warschauer Hitzköpfe, nicht durch voreilige Erhebung alles zu verderben, sandte aber am 6. März einen seiner Vertrauten, Piramowitz, nach Paris, um dem Wohlfahrtsausschuß Nachricht von der geänderten Sachlage zu geben, um Geld und Offiziere zu bitten, den 24. als den Tag des Losschlagens in Krakau anzukündigen. Er entschuldigte zugleich, daß er nicht gleich mit der reinen Demokratie in

Polen hervortreten könne; er sei hier zu wesentlich an die Hülfe des Adels und Klerus gewiesen und müßte vor allem auf Erhaltung der inneren Eintracht bedacht sein. Der Bote kam glücklich nach Paris hindurch und empfing die Genehmigung des Ausschusses zu allen Anträgen des Generals. Der Ausschuß hatte selbst gegen die Benutzung aristokratischer Kräfte und die Bewahrung aristokratischer Formen in Polen nicht das mindeste einzuwenden; ihm kam es einzig darauf an, ein neues Kriegsmittel gegen die deutschen Mächte zu gewinnen, und wie wohl berechnet in dieser Hinsicht die Unterstützung Polens war, zeigte sich, noch ehe an der belgischen Grenze ein Kanonenschuß gefallen war.

Denn wie das Mißtrauen gegen Preußen die österreichischen Staatsmänner gegen den französischen Krieg gleichgültig machte, so entschied die erste Regung Polens die langen Schwankungen der preußischen Politik in gleichem Sinne. Es erschien somit für Frankreich der beispiellose Glücksfall, daß in demselben Augenblicke, in dem seine Heere den Kriegsschauplatz erst betraten, die großen Gegner mit wetteifernder Hast von demselben hinwegdrängten.

Wir bemerkten schon, daß in Berlin der König äußerst kampflustig gegen die Jakobiner war, aber unter seiner ganzen Umgebung mit dieser Gesinnung ziemlich einsam stand. Im Ministerium war Haugwitz der einzige, welcher sie nicht gerade verurteilte, während Finckenstein, Alvensleben und der Kriegsminister Geusau mit wahrer Trostlosigkeit den König sich im Ausmalen des nächsten rheinischen oder belgischen Feldzugs ergehen hörten. Wichtiger war, daß unter den persönlichen Vertrauten des Monarchen Lucchesini und Manstein die Meinung der Minister in vollem Maße teilten. Ihnen erschien der Eifer des Monarchen ungefähr als eine romantische Schwärmerei, welche vor dem Ernste der wirklichen Dinge unmöglich standhalten könne. In der That befand man sich hier den Augenblick in einer durchaus unklaren und unhaltbaren Stellung. Den Krieg gegen Frankreich fortsetzen und zu gleicher Zeit in der bisherigen Spannung gegen Oesterreich verharren, war ein

Widerspruch in sich selbst, dessen verderbliche Folgen zu ertragen Preußen bei weitem nicht stark genug war. Es gab offenbar hier nur eine Wahl. Entweder mußte der König auf seine französischen Lorbeeren verzichten oder der Herstellung der österreichischen Allianz jedes irgend erträgliche Opfer bringen. Leider fehlte dem Könige die geistige Kraft, sich zu einer solchen Resignation zu entschließen oder auch nur zu der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit zu erheben. Er fühlte sich Oesterreich gegenüber in allen Stücken in seinem guten Rechte, er wollte nach Thuguts feindseligem Auftreten ihm weder Bayern noch Polen überlassen; er wollte aber ebensowenig begreifen, daß dann auf kein echtes Verständnis zu hoffen und die Fortsetzung des französischen Krieges eine Thorheit war. Solange er in dieser Stimmung blieb, war Mansteins nüchterne und schonungslose Verständigkeit ihm entschieden überlegen. Nach dem Bruche mit Oesterreich redeten alle nächsten und praktischen Interessen der Monarchie zweifellos für Frieden; im Innern hatte man die Erschöpfung der Finanzen und die Abspannung der Provinzen, draußen die Unzuverlässigkeit Katharinas und die unverhehlte Feindseligkeit Thuguts vor Augen: das war offenbar keine Lage, in der man solchen Genossen zuliebe den letzten Atemzug an einen aussichtslosen Kampf gegen Frankreich setzen durfte. Wohl gab es noch einen Standpunkt, von welchem herab eine andere Ansicht der Dinge sich einem weiter blickenden Auge eröffnen mochte: wohl hätten die Rüstungen des Wohlfahrtsausschusses einem echten Staatsmanne die unermeßliche Gefahr schon damals verraten können, welche das entstehende Soldatenkaisertum dem ganzen Weltteile bereitete. Dies einmal begriffen, wäre Weisheit geworden, was unter gewöhnlichen Verhältnissen wahnwitzig erschienen wäre: um Jena und Tilsit zu vermeiden, hätte man Oesterreich mehr als eine noch so bittere Zumutung bewilligen mögen. Allein eine solche Erwägung kam wohl bei einigen englischen Staatsmännern, bei einigen französischen Emigranten vor; in Preußen dagegen und Oesterreich finde ich keine Spur derselben bei

irgend einem der leitenden Machthaber. „Gewiß wäre unsere Mitwirkung gegen die Franzosen wünschenswert," schrieb Manstein damals an Tauentzien, „nur kann sie nicht auf unsere Kosten geschehen, denn das hieße sich für das allgemeine Beste sakrifizieren und wäre Unsinn." Daß man über die Erlangung von Subsidien unterhandelte, war ihm immerhin genehm, da man ganz sicher in Paris einen desto besseren Frieden für Preußen und Deutschland errang, je stärker man gewappnet blieb. Er meinte, und General Möllendorff war damit höchlich einverstanden, das Geld einmal erlangt, sollte das Heer am Rheine bleiben, in starker Defensive das Deutsche Reich decken, der König aber, womöglich in Gemeinschaft mit England und Deutschland, im stillen anhören, was Frankreich etwa zur Erlangung des Friedens bieten würde. Um einen Kanal zur Aufnahme solcher Eröffnungen zu haben, war schon im Januar ein früher in Paris verwendeter Agent, Namens Cetto, dorthin abgereist [1].

Bei dieser Stimmung konnte Manstein der Ungeduld seines Fürsten, worin dieser die neue Unterhandlung mit Malmesbury eröffnete, nicht geradezu widersprechen; aber nach seinem Herzen war der volle und rasche Kriegseifer des Königs doch ganz und gar nicht. Er wirkte also bei jedem Schritte der Verhandlung hemmend und aufhaltend, wurde jedoch für den Augenblick durch einen gewandten Zug des englischen Diplomaten plötzlich weit aus dem Felde geworfen. Malmesbury, ein großer Virtuose in der Behandlung persönlicher Stimmungen, ein geistreicher, kecker und stolzer Spieler in der mit oft so kleinen Mitteln wirkenden Kunst der großen Geschäfte, wußte Haugwitz' Eifersucht gegen seine Kollegen zu benutzen und bei dem preußischen Staatsmanne den Gedanken entstehen zu lassen, die ganze Verhandlung nach dem Haag zu verlegen und zu diesem Zwecke persönlich mit ihm nach Holland hinüberzureisen.

[1]) Manstein an Möllendorff, 24. Februar (Möllendorffs Korrespondenz). Posch an Vieregg, 18. Januar (Münchener Staatsarchiv).

Der König war mit allem einverstanden, was ihm die Mittel zu einem neuen Feldzuge verschaffen konnte, versicherte dem Lord wiederholt seinen Wunsch, selbst das Kommando in Belgien zu übernehmen, und sandte, wie wir gesehen haben, an Möllendorff bereits den Befehl, die Truppen wohl von Mainz hinweg, aber nicht weiter als bis Köln zu bringen, wo der König wahrscheinlich selbst zu ihm stoßen und das Heer nach Belgien hinüberführen würde.

Vielleicht hätte, wenn diese Weisung sofort zur Ausführung gelangt wäre, kein Hindernis irgend einer Art den König irre machen können. Aber unglücklicherweise war seit der österreichischen Ablehnung Lord Malmesbury ohne Instruktion von seiner Regierung und hatte die neue Verhandlung auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit eröffnet. Im allgemeinen war er der Zustimmung seiner Minister sicher, wenn es ihm gelang, Preußen bei der Koalition festzuhalten: dagegen wußte er durchaus nicht, wie Pitt über das einzelne der Kriegführung dachte, und wie er das preußische Heer nach geschlossenem Bunde verwenden würde. Auf der Reise nach dem Haag kamen nun die Klagen Koburgs an ihn, die holländische Regierung selbst stimmte ein, alle beschworen ihn, seinen Einfluß für die Deckung der Rheinlinie in die Wagschale zu werfen. Er selbst mußte sich sagen, daß durch seine Unterhandlung wohl der Rücktritt Preußens aufgehalten, aber der Abzug Möllendorffs von Mainz nur beschleunigt wurde: in seinem lebhaften Geiste malte sich die Möglichkeit, daß Pitt ebenso wie Koburg und die Holländer denken möchte, und so erklärte er plötzlich dem Grafen Haugwitz, daß er gänzlich abbrechen würde, wenn nicht bis zur Ankunft einer Antwort aus London am Rheine alles im bisherigen Stande verbleibe [1]). Haugwitz hatte

[1]) Diesen wichtigen Punkt erwähnt der Herausgeber von Malmesburys Papieren nur beiläufig in einer Note. Das Buch, so viel schätzbaren Stoff es enthält, ist überhaupt einseitig und unvollständig; viele Depeschen sind ohne erkennbaren Grund weggelassen oder abgekürzt, das Urteil überall von scharf bestimmter Einseitigkeit. Im vorliegenden Falle paßte die Notiz, daß Mal-

seinerseits Briefe von Möllendorff, worin der General die höchste Abneigung gegen einen belgischen Ritterzug aussprach; er entschloß sich, nach Malmesburys Wunsch den verhängnisvollen Befehl auszufertigen, und der Marsch des preußischen Heeres wurde gehemmt. Malmesbury sollte bald genug seine Aufwallung bereuen. Kaum hatte die definitive Unterhandlung im Haag begonnen, so kam der Bescheid aus London, daß England das Abrücken der Preußen nach Belgien nicht bloß billige, sondern zur Bedingung des Subsidienvertrages mache. Dagegen meldete Manstein an Haugwitz, der König wünsche noch immer persönlich zum Heere abzugehen, ziehe jetzt aber, vornehmlich wegen der Anwesenheit des Kaisers in Belgien, den rheinischen Kriegsschauplatz vor, werde dort mit 85 000 Mann auftreten, dagegen für Belgien, wenn England hierauf bestehe, nur 50 000 Mann bewilligen. Was hätte Malmesbury dafür gegeben, wenn er seinen früheren Protest gegen den Marsch nach Köln hätte ungeschehen machen können! Allein es war zu spät: Haugwitz wollte von einer ausdrücklichen Verpflichtung zu einem belgischen Kriege nicht mehr hören. Da er sonst aber in allen Punkten das bereitwilligste Entgegenkommen zeigte, so entschloß sich Malmesbury, ein vermittelndes Abkommen aufzusuchen. Haugwitz verhieß gegen eine monatlich zu zahlende Subsidie von 149 840 und ein Mobilisierungsgeld von 300 000 Pfund Sterling ein Heer von 62 400 Mann, wovon 50 000 Kombattanten [1]), welches vier Wochen nach dem Eintreffen der ersten Rüstungsgelder, hoffentlich bis zum 24. Mai, feldbereit sein sollte; die Eroberungen desselben würden zur Verfügung der Seemächte stehen, die Verwendung der Truppen aber nach einer militärischen Abrede zwischen den drei Staaten dort stattfinden, wo es den Interessen der Seemächte am förderlichsten erscheinen würde.

---

mesbury selbst das preußische Heer am Rheine festgehalten, dem Herausgeber nicht zu seinem sonstigen Urteil, daß das spätere Verbleiben der Preußen bei Mainz eine verräterische Treulosigkeit gewesen, und so schlüpfte er kurz darüber weg.

[1]) Vgl. historische Zeitschrift, 15, 95.

Der letzte Zweck also war nach dem Sinne der Engländer bestimmt, die Art aber der Erreichung und die Wahl des Kriegsschauplatzes einer künftigen Vereinbarung zwischen den Generalen vorbehalten. Malmesbury seinerseits hielt nach dem Zusammenhange des Ganzen Belgien für unzweifelhaft; der König von Preußen dagegen jubelte in dem Gedanken, jetzt endlich nach dem Rheine abgehen zu können [1]). Schon diese innere Differenz inmitten des scheinbaren Einverständnisses mußte, sobald es zum Handeln kam, bedenkliche Folgen entwickeln: noch übler aber war, daß Manstein fortfuhr, im allgemeinen auf die Kampflust des Königs abkühlend zu wirken, und mit jedem Tage aus dem Osten stärkendes Material für seine Erörterungen empfing. Schon am 6. April schrieb er an Haugwitz, der König wolle jeden Tag zur Armee abreisen und habe sich nur mit Ungeduld zu einem achttägigen Aufschub bestimmen lassen; er jedoch, Manstein, halte den Entschluß doch noch keineswegs für sicher; die Entfernung des Königs von Berlin scheine ihm besonders mit Rücksicht auf Polen äußerst mißlich, und auch die Minister seien ganz derselben Ansicht. Noch ausführlicher entwickelte er seine Auffassung der Lage in einem Schreiben vom 10. April. Er beklagte es, daß Haugwitz 62 000 Mann ohne die ausdrückliche Bedingung des rheinischen Kriegstheaters bewilligt habe; allerdings sei es billig und natürlich, daß, wenn die Seemächte die Geldmittel gäben, sie auch den Ort des Kampfes bestimmten; nur sei nicht abzusehen, wie das Heer vom Rheine fortkommen, und wer es dort ablösen sollte. Aber auch an den Rhein dürfe der

[1]) Diese genaue, aus den beiderseitigen Akten geschöpfte Darstellung zeigt, wie ich glaube, zweifellos, daß es ungerecht ist, Haugwitz bei dieser Angelegenheit einer Duplicität zu zeihen, wenn er im Haag die Möglichkeit eines belgischen Krieges dem englischen Unterhändler einräumte und später dem Marschall Möllendorff versicherte, daß die Wahl des Kriegsschauplatzes noch offen sei. Es liegt ein Schreiben von ihm an Malmesbury aus dem Juni vor, worin er diesem den Verlauf der Unterhandlung in der angegebenen Weise schildert, ohne daß der Lord darauf eine verneinende Antwort hätte geben können.

König selbst nicht abgehen. „Der Grund,“ sagte er, „ist die polnische Sache. Igelström bittet dringend um unsere Hülfe. Wenn es dazu kommt, so kann nur der König, und auch er nur von Berlin aus, das einzelne anordnen. Er aber hat keinen anderen Gedanken als den französischen Krieg; ich fürchte, er nimmt darüber die polnische Sache, die an sich keine ernstlichen Folgen haben könnte, zu leicht.“ Inmitten dieser bedächtigen und beängstigenden Erwägungen tröstete sich der staatskluge Offizier mit höherer Hülfe. „Der Herr sei mit Ihnen, bester Haugwitz,“ schloß er, „und leite Sie in allem, und dies wird er thun, lassen Sie uns nur treu sein und an ihm mit ganzer Seele hangen; weiter bedarf es nichts, es sehe aus, so bunt es wolle.“

Als er diese Worte schrieb, hatten sich die Dinge in Polen bereits weit über seine Besorgnisse hinaus entwickelt. Der Ausbruch war vorhanden und griff mit einer alle Erwartungen übertreffenden Schnelligkeit um sich.

In den ersten Wochen des März sollte die Entlassung der polnischen Soldaten beginnen. Sie erfolgte bei einigen Regimentern ohne Schwierigkeit, die Mannschaft zerstreute sich mit Klagen und Drohungen; die meisten wandten sich nach Warschau und gelangten in die Stadt, obgleich die Russen einen dreifachen Kordon um dieselbe umher gegen die unerwünschten Gäste gezogen hatten. Als aber der Befehl an den Brigadier Madalinski gelangte, der mit zehn Schwadronen Reiterei zu Pultusk in Garnison lag, verweigerte dieser offen den Gehorsam, nahm seine Truppen zusammen und warf sich mit ihnen in die sumpfigen Niederungen am Narew bei Ostrolenka. Der kleine Adel der Umgegend strömte ihm zu und verstärkte seine Schar bis auf ungefähr 2000 Mann. Das Aufsehen, welches dieser Schritt im Lande und vor allem in Warschau hervorrief, war gewaltig, die Entlassung stockte plötzlich allerorten, die Warschauer Regimenter verabschiedeten sechzehn Menschen und erklärten dann dem General Igelström, sie hätten der Vorschrift genügt. Dieser erhielt zu gleicher Zeit aus Litauen die ersten genauen Enthüllungen über die Zahl und die

Pläne der Kosciuskoschen Vereine; er sah sich mit einem Schlage einer das ganze Reich umfassenden Gefahr gegenüber und verlor den Kopf in dieser Klemme ebenso vollständig, wie er im Glücke hochfahrend und eigenwillig gewesen war. Zu großer Ermutigung der Polen ließ er vor allem seine Mobilien packen und sandte seine Maitresse nach Rußland hinweg. Die russische Garnison in Warschau hielt er bei Tag und Nacht unter den Waffen, ermüdete die Truppen, griff täglich nach neuen Plänen zur Erdrückung des Aufstandes. Nach langer Unentschlossenheit wurden endlich zwei kleine Kolonnen gegen Madalinski ausgesandt, waren aber nicht mehr im stande, den kecken Reiterführer einzuholen, welcher sich zuerst ostwärts gegen die neue preußische Provinz gewandt hatte, dort die kleinen Husarenposten der Grenzbesatzung sprengte, einige Bezirkskassen plünderte und dann mit plötzlicher Schwenkung gegen Süden die Weichsel überschritt, an Warschau vorüberzog und mit raschem Marsche sich den Krakauer Bezirken annäherte. Igelström griff in völliger Ratlosigkeit nach allen Seiten um Beistand und konnte sich doch zur Befolgung keines Ratschlages entschließen. Sein Generalquartiermeister Pistor, ein fähiger und kräftiger Offizier, forderte ihn auf, die polnischen Regimenter in Warschau zu entwaffnen; er seufzte, das würde entsetzlich Blut kosten und die Empörung allgemein machen. Der preußische Gesandte, Buchholz, wies auf die Wichtigkeit des Warschauer Arsenals, des einzigen größeren Waffenvorrates in ganz Polen, und bat ihn, um jeden Preis das Gebäude mit russischen Truppen zu besetzen; er antwortete nur mit dem dringenden Gesuche, Preußen möge einschreiten, alles Land bis zur Weichsel, Krakau und Warschau mit einbegriffen, besetzen. Auf die Kunde von Madalinskis Märschen war sein erster Gedanke, Warschau, wo er zwischen der polnischen Garnison und der gärenden Bürgerschaft in höchster Gefahr schwebe, ganz zu verlassen und mit allen Streitkräften dem polnischen Generale nachzueilen: indes hielt ihn die wachsende Gärung der Hauptstadt fest, wo die Wirtshäuser von vermögenslosen Edelleuten, entlassenen

Soldaten und Abenteurern aller Art wimmelten und ganz öffentlich der 25. März als der Tag der Schilderhebung bezeichnet wurde, während man vom Lande vernahm, daß die großen Gutsbesitzer sich bei Madalinskis Durchmarsch sehr lau benommen und ihre Mitwirkung von der Hülfe irgend einer auswärtigen Macht abhängig gemacht hatten. Indes ging in Warschau der 25. ohne Störung vorüber, und Igelström sandte darauf endlich die Generale Denissow und Tormassow mit 7000 Mann gegen Madalinski aus, stellte drei Bataillone und zehn Schwadronen einige Meilen südlich von Warschau auf und bestimmte die Hauptmasse seiner Streitkräfte, etwa 8000 Mann, zur Zügelung der Stadt selbst.

In eben diesem Augenblicke war es, daß zu Krakau die Militärrevolte ihren wahren Charakter erklärte und sich als nationale Revolution konstituierte. Auf die Kunde von Madalinskis That eilte Kosciusko von Dresden hinüber; am 23. März trieb ein polnisches Bataillon die wenigen russischen Compagnien, welche noch in Krakau lagerten, aus der Stadt; einige Stunden nachher langte Kosciusko an und ergriff sofort die Führung der Bewegung. Den 24. leisteten ihm die Truppen und die Einwohner den Eid auf unbedingten Gehorsam; in einem ernst und feierlich gehaltenen Manifeste schilderte er die schmähliche Unterjochung des Landes durch die Russen und die Preußen, erklärte den Entschluß der Nation, für die Freiheit zu siegen oder zu sterben, und sprach die Suspension aller bisherigen dem Landesfeinde unterwürfigen Behörden aus. Bis zur Befreiung des Landes würde er die Diktatur handhaben, die Regierung im Innern durch einen von ihm zu ernennenden Nationalrat geführt werden. Mit rastloser Thätigkeit ordnete er dann die Verwaltung Krakaus, setzte neue Beamte ein, suchte sich Geld und Lebensmittel zu verschaffen und sandte den Befehl zu einem Aufgebot aller waffenfähigen Männer in die Umgegend. Sechs Tage nachher verließ er die Stadt, auf die Nachricht, daß Madalinski, durch die Russen gedrängt, in Eilmärschen herankomme. Er führte ihm etwas

über 2000 Mann Verstärkung entgegen, zog unterwegs noch einige hundert mit Sensen bewaffnete Bauern an sich und traf, mit Madalinski vereinigt, am 4. April nicht weit von Raclawice auf die ersten Vortruppen des Feindes.

Es war General Tormassow mit ungefähr 4000 Mann, also einer der polnischen an Köpfen ziemlich gleichen, an Geschütz aber weit überlegenen Stärke. Zum Glücke der Polen hatte er sich von Denissow, dem er als einem bloßen Kosakengeneral nicht gehorchen wollte, einige Tage früher getrennt und schritt wieder aus Eifersucht gegen den Kollegen zu eiligem Angriff, um den Ruhm der Besiegung der Rebellen für sich allein zu ernten. Er teilte seinen Haufen in drei Kolonnen, welche, durch Waldschluchten und Hügel voneinander getrennt, ohne Zusammenhang und Reserven gegen die Polen einzeln vorgingen. Gleich im Beginn des Gefechts warf Kosciusko die mittlere derselben durch einen kühnen Bajonettangriff zusammen, bei welchem die Sensenträger sich auf die russischen Geschütze stürzten und die Kanoniere auf den Stücken niedermetzelten. Die feindlichen Flügel waren dadurch voneinander getrennt, indes wies der rechte einen Angriff des berittenen Adelsaufgebotes zurück, und erst Kosciuskos persönliches Einschreiten entschied auch hier den Sieg, worauf dann die letzte feindliche Kolonne ohne weiteren Kampf das Schlachtfeld räumte. Die Russen verloren etwa 400 Tote, 800 Versprengte, 12 Geschütze; jedoch waren die Sieger trotz ihrer geringen Einbuße in solcher Verwirrung und Auflösung, daß Kosciusko sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückzog. Die flüchtigen Reiter hatten das Land bis Krakau hin mit dem Gerüchte einer Niederlage erfüllt: Kosciusko war über ihre Feigheit so entrüstet, daß er seine adlige Tracht mit einem Bauernkittel vertauschte und diesen zu tragen schwor, bis der Adel die schmähliche Scharte ausgewetzt habe.

Die Nachricht von diesem Treffen war für Igelström ein Donnerschlag. Es war nicht möglich, sie in Warschau zu verheimlichen; sie lief von Mund zu Mund und war für alle Teile das Signal zu der entscheidenden Katastrophe. Die Lage

des russischen Feldherrn war um so peinlicher, als Tormassow nach seiner Niederlage seitwärts hin ausgewichen war und dem siegreichen polnischen Feldherrn die Straße nach Warschau hin offen gelassen hatte. Er selbst drängte jammernd und klagend um Verstärkung, und so sandte ihm Igelström die bei Lublin aufgestellte Abteilung, hatte dann aber schlechterdings keine Mittel weiter, die Hauptstadt zu isolieren und von außen her im Schach zu halten. Pistor trat darauf mit der polnischen Regierung in eine Verhandlung über die zur Sicherung Warschaus erforderlichen Maßregeln. Die leitenden Männer, die sich noch mehr als die Russen von den Patrioten gehaßt wußten, waren sehr bereit, den Kampf gegen die Revolution zu unterstützen, und gingen gern auf die Vorschläge des russischen Offiziers ein: die Verschwörung aber hatte ihre Verbindungen bis in die höchsten Behörden erstreckt und wurde gerade auf diesem Wege von allen Plänen und Vorkehrungen der Russen unterrichtet. So erfuhr sie, daß Igelström weder die Besetzung des Arsenals durch russische Truppen noch die Entwaffnung der polnischen Regimenter zu fordern wagte [1]): man beeilte sich um so mehr, die Arbeiten im Arsenal zu vollenden und die Vorräte desselben an Truppen und Bürger zu verteilen. Man wollte um jeden Preis den günstigen Augenblick benutzen und so schnell wie möglich losschlagen. Die Truppen wurden von den Generalen Ozarowski und Mokranowski, die Handwerker von einem Schuster Kilinski bearbeitet: zugleich ging die Losung hinüber nach Grodno, in demselben Augenblicke wie in Warschau, am 17. April, auch in Litauen den Aufstand zu beginnen. Aeußerlich war die Hauptstadt ruhiger als je; im stillen aber entwickelte man die höchste Thätigkeit und verteilte z. B. an dem einen Tage des

---

[1]) Es war nachher nur ein Kunstgriff zur Aufregung der Bürger, wenn der Schuster Kilinski am 15. aussprengte, die Russen wollten, in polnische Uniformen verkleidet, das Arsenal besetzen; so habe es ihm sein Nachbar, der Schneider, gemeldet, der die Uniformen anzufertigen habe.

15. über 50000 Patronen an die Bevölkerung. Igelström drängte unterdessen den preußischen General Schwerin wiederholt um Hülfe; in Berlin aber sträubte man sich, an die Größe der Gefahr zu glauben, und besonders der König, mit allen Gedanken dem französischen Kriege zugewandt, wollte seine Kräfte nicht zersplittern. Jene Aufforderung Igelströms, alles polnische Land bis zur Weichsel von Krakau bis Warschau zu besetzen, wies er also unbedingt zurück; er wolle, sagte er, Krakau schon wegen der reizbaren Eifersucht Oesterreichs nicht berühren. Die Verletzung Südpreußens durch Madalinskis Marsch regte höchstens den Gedanken bei ihm an, jene Grenzstadt Zakroczyn in der Nähe von Warschau, deren Erwerbung ihm Sievers bei der letzten Teilung verhindert hatte, jetzt mit dem preußischen Gebiete zu verbinden, und so besetzte General Wolki mit einigen Schwadronen Reiterei und zwei Bataillonen Fußvolk den Ort und stellte sich von dort aus dem russischen Befehlshaber für den Notfall zur Verfügung. Allein für eine wirksame Beihülfe war er bei weitem zu schwach, und das Erscheinen seiner Ordonnanzen in Warschau diente nur dazu, die Erbitterung der Polen auf den höchsten Grad zu steigern. Igelström sah sich mit stets wachsender Verzweiflung allein auf seine eigenen, wie er meinte, völlig unzulänglichen Mittel angewiesen.

Für den Augenblick war diese gepreßte Stimmung des Russen sein gefährlichster Feind. Denn noch hatte das Land in seiner Masse sich nicht erhoben, der Sieg von Raclawice hatte Kosciusko nur einige Banden aus Lublin und Chelm zugeführt, die übrigen Provinzen warteten erst auf das Beispiel der Hauptstadt. In Warschau nun konnte die patriotische Partei zunächst auf die polnischen Truppen zählen: vier Bataillone Fußvolk, zehn Compagnien Artillerie und Pioniere, neun Schwadronen Reiterei, im ganzen kaum 4000 Mann; eine Streitmacht also, welche nur durch einen hinzutretenden Aufstand der Bevölkerung furchtbar werden konnte, da Igelström über den doppelten Betrag russischer Truppen, neun Bataillone Fußvolk und acht Schwadronen

Reiter, verfügte[1]). Allein er selbst und nach seinem Beispiele die meisten seiner Offiziere waren durch maßlose Vorstellungen über ihre Gefahr völlig gelähmt; ich habe niemals, schrieb Buchholz, Leute in so gründlicher Furcht gesehen. Was ihm der stets kaltblütige und feste Pistor auch vorschlagen mochte, dünkte ihm gleich gefährlich und verwerflich; er war nicht dahin zu bringen, sein Hauptquartier aus dem zwischen engen und winkligen Gassen gelegenen Palaste der russischen Gesandtschaft in einen freieren Stadtteil zu verlegen; er blieb, wie durch einen dämonischen Bann gefesselt, in dumpfer Unthätigkeit am Platze und ließ sich endlich nur mit Mühe die Zustimmung zu einem definitiven Verteidigungsplane entreißen. Pistor hatte bei dessen Entwerfung vor allem die Sicherung des Hauptquartiers und die Isolierung der polnischen Regimenter im Auge: da die Kasernen der letzteren an den entgegengesetzten Enden der Stadt lagen, so waren russische Bataillone nach jeder dieser Seiten vorgeschoben, mit der Weisung, den Einbruch jener Truppen in die innere Stadt zu verhüten, im Notfalle sich aber auf das Hauptquartier zurückzuziehen und dann hier eine imposante Machtvereinigung zu bilden. Die mißliche Seite dieses Planes war offenbar die weite Entfernung der besetzten Stadtteile und dadurch der einzelnen Truppenteile voneinander: alles hing davon ab, ob es gelingen würde, im Fall eines Kampfes Einheit und Zusammenwirken zu erhalten.

Am 16. April war die Stadt so ruhig wie niemals früher; die Insurgenten hatten eben ihre Vorbereitungen beendigt. Am 17. morgens gegen 4 Uhr brach ein Trupp berittener Garden aus seiner Kaserne und griff eine russische Wache in der Nähe des königlichen Palastes an; auf das Musketenfeuer, mit dem sich diese zur Wehr setzte, fielen vom Arsenale her mehrere Kanonenschüsse als Signal für die polnischen Truppen und die aufständischen Volkshaufen;

---

[1]) Ausrückender Stand 7943 Mann, Polit. Journal 1794, I, 620. Treskow S. 41 schätzt sie auf 8400 Mann.

die Krongarden eilten darauf in Masse zum Arsenal, und verschiedene Compagnien setzten in Booten von Praga herüber in die Stadt. Das Regiment Dzialinski, in der Krakauer Vorstadt kaserniert, schickte sich gleichzeitig an, den Eingang in die Altstadt zu erzwingen, und in allen Straßen bildeten sich bewaffnete Volkshaufen, die mit unendlicher Wut über die einzelnen Russen herfielen; mehrere hundert Soldaten, die zu ihren Truppenteilen eilten, Ordonnanzen und Adjutanten, welche Befehle des Hauptquartiers an die vorgeschobenen Posten brachten, wurden gleich in den ersten Stunden auf diese Art, zum Teil unter grausamer Mißhandlung, erschlagen und die Verbindung zwischen Igelström und den meisten seiner Bataillone vollständig unterbrochen. Es dauerte nicht lange, so wogte aus den Gassen der Altstadt ein Schwarm von einigen hundert Arbeitern und Soldaten gegen das Hauptquartier heran, wurde aber von den dort aufgestellten anderthalb Bataillonen blutig abgewiesen. Ein zweiter und dritter Versuch hatte keinen besseren Erfolg, so daß gegen zehn Uhr das Volk seine Angriffe einstellte und sich mit einer engen, durch stetes Flintenfeuer begleiteten Blockade des Palastes begnügte. Die Jagd auf einzelne Russen ging indessen unaufhörlich fort; eine Rotte traf auf zwei Compagnien, welche gerade an dem Tage zum Abendmahle gehen sollten und deshalb in der Morgenfrühe waffenlos zum Gottesdienste versammelt worden waren: sie wurden sämtlich ohne Erbarmen niedergemacht. Ebenso heftig entbrannte der Kampf an der Krakauer Vorstadt mit dem Regimente Dzialinski. Zwei russische Bataillone, durch einige Reiterei verstärkt, hatten, in mehrere Abteilungen aufgelöst, die verschiedenen Straßeneingänge besetzt; sie hatten Befehl, die Polen nicht durchzulassen, aber keine Feindseligkeit zu beginnen, und die Abteilungsführer, von den Polen zuerst als Freunde angeredet und im Namen des mit Rußland verbündeten Königs um Durchlaß ersucht, schwankten in grausamer Ungewißheit. Ein Versuch, von Igelström neue Weisungen zu erlangen, schlug fehl; Dzialinski griff darüber einen der russischen Posten mit seiner ganzen Stärke

an, und da die übrigen in ihrer Betäubung am Buchstaben ihrer Befehle festhielten und jeder an seinem Flecke unbeweglich blieb, so wurde der Posten rasch überwältigt, beinahe zwei Compagnien zusammengehauen und die russische Aufstellungslinie blutig durchbrochen. Um diese Zeit hatte das Feuer beim Hauptquartiere bereits nachgelassen, die russischen Offiziere draußen glaubten es überwältigt und alles verloren, und so zogen die einzelnen Abteilungen des südlichen Stadtteils nicht ihrer Ordre gemäß zu Igelström zurück, sondern dem nächsten Thore zu, um für sich selbst dem Verderben zu entrinnen und zugleich den großen Geschützpark, welchen man in einem nahen Dorfe aufgestellt hatte, zu retten. Es waren die Reste von fünf Bataillonen, mehr als die Hälfte der russischen Streitmacht, welche dort sich allmählich sammelten und eine verwirrte Beratung eröffneten, was nun weiter zu thun sei. Ihr Führer, General Nowitzki, sah überall nur Gefahr und Unheil und meinte, keine andere Wahl als die zwischen Schande und Verderben zu haben; einige Stunden vergingen in unthätiger Verzweiflung; da langte aus dem Hauptquartier ein Chirurg an, der sich durch die polnischen Volkshaufen durchgeschlichen hatte und einen neuen Befehl Igelströms brachte, sich um jeden Preis mit ihm zu vereinigen. So raffte man bald nach Mittag sich noch einmal zu einem Angriff auf die rebellischen Städter auf. Nowitzki bestimmte etwa zwei Drittel seiner Mannschaft unter Oberst Klugen zu der Expedition, die sich dann in langer Kolonne vorwärts bewegte und anfangs ohne Widerstand durch die dünner bewohnten Straßen der Vorstadt dahinzog. Allmählich aber, wie man sich dem Innern näherte, empfing man feindliches Feuer; es war ein Trupp von vielleicht sechzig Polen, die sich mit einem einzigen Geschütze der feindlichen Uebermacht keck in den Weg stellten und die Spitze der russischen Kolonne mit Kartätschen begrüßten. Oberst Klugen machte auf der Stelle Halt, seine Soldaten murrten, wollten nicht vorwärts, weigerten selbst, Feuer zu geben; so stand der verzweifelnde Offizier drei Stunden lang, hörte aus der Ferne den Ka-

nonendonner vom Hauptquartier herüberdröhnen und war nicht im stande, einen Schritt vorwärts zu thun. Gegen Abend zog er zu Nowitzki zurück, und beide marschierten planlos und ratlos in das hereinbrechende Dunkel hinein, mit dem einzigen Gedanken, bei dem nächsten preußischen oder russischen Heeresteil Rettung zu suchen. Warschaus Schicksal war damit entschieden. Um Igelström vereinigten sich gegen Abend noch die Trümmer einiger in dem nördlichen Stadtteile aufgestellten Bataillone; alle aber hatten stark gelitten, die Soldaten waren zum Teile hoffnungslos und stumpf und zum Teile nicht vom Durchplündern der nächsten Häuser abzuhalten, wo sie zerstreut und berauscht den Polen bald wehrlos in die Hände fielen. Zum Glücke des russischen Feldherrn sah es auf der feindlichen Seite nicht besser aus; Mokranowski, der den Oberbefehl übernommen hatte, war nicht im stande, gegen Abend eine stärkere Masse zum entscheidenden Angriff zusammenzubringen. So verging die Nacht ziemlich ruhig, und am 18. April brach Igelström, aus langer Unentschlossenheit durch Pistor fortgerissen, mit etwa 700 Mann durch die polnischen Straßenkämpfer hindurch, hart gedrängt und mehr als einmal in Gefahr, zu unterliegen, bis er endlich das Thor erreichte und dort von den heraneilenden Preußen des Generals Wolki aufgenommen wurde. Warschau war im Besitze der Revolution, nach zweitägigem Kampfe, an dem, wie sich später herausstellte, polnischerseits kaum 2500 Streiter Anteil genommen [1]), der aber den Russen durch die Ohnmacht ihrer Führung und den Mangel an Selbstvertrauen und Zucht fast zwei Drittel ihrer Mannschaft [2]), elf Geschütze und auf lange hin den Ruf ihrer soldatischen Ueberlegenheit gekostet hatte.

In der Stadt tobte ein anarchisches und kriegerisches Getümmel auch nach dem Abzuge Igelströms den ganzen

[1]) Pistor beweist dies in genauer Erörterung. Der Verlust der Polen belief sich auf 209 Tote und 147 Verwundete.

[2]) 122 Mann verwundet, 2265 getötet, über 2000 gefangen. Politisches Journal l. c.

Tag hindurch fort. Kleine russische Detachements, vergessene oder abgeschnittene Posten, Nachzügler oder Plünderer wurden von den Volkshaufen aufgerieben, angefallen und meistens niedergemacht. Gefangene Abteilungen wurden aus einem Gewahrsam in den anderen geschleppt und nur zu häufig bei solchen Umzügen das Opfer des entfesselten Hasses. Mit Mühe schützten die revolutionären Führer das Beamtenpersonal der russischen Gesandtschaft; vergeblich strebten sie, die Häuser russisch gesinnter Magnaten vor Plünderung und Zerstörung zu bewahren. Mehrere Mitglieder des letzten Reichstages, Ankwitz, der Bischof Kossakowski, der Hetman Ozarowski und der General Zabiello, wurden von den wütenden Volkshaufen verhaftet und ein Revolutionsgericht zur Untersuchung ihrer Verrätereien niedergesetzt. Ueberhaupt hatten für den Augenblick die bewaffneten Arbeiter und Vagabunden das Heft vollständig in der Hand; durch ihren Zuruf wurde Mokranowski als oberster Feldherr bestätigt und Zakrzewski an die Spitze der bürgerlichen Verwaltung gestellt, im übrigen aber ein provisorischer Ausschuß zur Regierung berufen, in welchem Kapostas und Kilinski lärmend genug die Hauptrolle spielten. Die besitzenden Bürger wurden durch diese Ausschweifungen gleich am ersten Tage der neuen Freiheit gründlich abgekühlt, sahen ihr Eigentum in naher Gefahr durch den bandenlosen Pöbel und zitterten vor der ferne herandrohenden Rache der großen Mächte. König Stanislaus betrachtete das Verderben Polens als besiegelt durch diese Gewaltthaten, gab aber bereitwillig die Erklärung ab, daß er mit der Nation gemeine Sache mache, freilich ohne dadurch irgend wem Zutrauen einzuflößen.

Ganz ähnliche Katastrophen wie in Warschau erfolgten in denselben Tagen in Samogitien und Litauen. In Wilna hatte der unermüdliche Verschwörer Jasinski etwa 200 Männer für den Aufstand gewonnen, Studenten und Geistliche, Offiziere und Juden; außerdem konnte er noch auf zwei Compagnien polnischen Fußvolks von der dortigen Garnison rechnen. Den russischen General Arseniew wußte er durch biedere Offenherzigkeit in vollständige Sicherheit

einzuwiegen, so daß dieser, mehrfach gewarnt, ihn auf einem Balle selbst zur Rede stellte, ob es möglich sei, daß er komplottiere. Jasinski sagte mit unerschütterlicher Heiterkeit, es sei auf der Welt nichts unmöglich, und als der General, auf den Scherz eingehend, weiter fragte, wie er denn ihn und seine 2000 Russen überwältigen würde, erörterte Jasinski zum Schrecken der atemlos lauschenden Genossen höchst kaltblütig: nun, er werde z. B. ihn in seiner Wohnung spät abends überfallen und verhaften und dann mit den führerlosen und in der Stadt zerstreuten Soldaten leicht fertig werden. Der General lachte und war gänzlich über Jasinskis Unschuld beruhigt. Am Abend aber des 23. April geschah, was ihm erörtert worden war, mit vollständigem Erfolg. Arseniew zuerst und dann im Laufe der Nacht 1500 der Seinigen wurden mit plötzlichem Anfall gefangen und der schwache Rest blutig aus der Stadt hinausgeschlagen. Oberst Sicianow zog darauf, seiner Macht mißtrauend, auch aus Grodno ab, und ganz Litauen wurde binnen wenigen Tagen insurgiert. Auch in Wilna fielen die Patrioten mit gleichem Grimme wie in Warschau über ihre russisch gesinnten Landsleute her; General Kossakowski wurde verhaftet und nach vierundzwanzig Stunden als Landesverräter aufgeknüpft. Die Nachricht davon entschied sofort das Schicksal seines Bruders und der übrigen Warschauer Gefangenen; auch sie empfingen am 9. Mai den Tod durch Henkershand nach einem kurzen, völlig tumultuarischen Verfahren. Die gemäßigt Gesinnten ersehnten Kosciuskos Ankunft, weil sie von dessen Ehrenhaftigkeit die Beendigung solcher Schreckensscenen erwarteten; der Zustand aber war bereits so sehr aus allen Fugen, daß drei Wochen vergingen, ehe der General die geringste Nachricht von dem Aufstande Warschaus erhielt. Er machte damals die höchsten Anstrengungen, um in den Palatinaten Krakau und Sendomir die Bewaffnung der Bauern zu bewirken, scheiterte aber gänzlich an dem Stumpfsinn dieser Leibeigenen und der offenen Abneigung der Gutsherren, welche in jedem für das Vaterland fallenden Bauern nur einen Verlust an ihren Renten sahen.

So war Kosciusko lange nicht im stande, den Russen Tormassows aufs neue entgegenzuziehen, bis endlich die Linientruppen der Provinz Lublin ihrerseits die Fahne des Aufstandes erhoben, ihre vorsichtig warnenden Generale verjagten und den eifrig patriotischen Obersten Grochowski an ihre Spitze stellten [1]). Dazu kam fernerer Zuzug aus der Ukraine, von wo einige Truppenteile, welche im vorigen Herbste zu russischem Dienste untergesteckt worden, sich durch die umgebenden Garnisonen durchschlugen und, 6000 Mann stark, mit tollkühnem Mute sich Bahn zu Kosciusko brachen [2]). Von hier an konnte der General sich thatsächlich als den Herrn und Führer des gesamten polnischen Gebietes betrachten, soweit der Boden desselben nicht unmittelbar von den Resten der russischen und den Spitzen der preußischen Kolonnen betreten war.

Diese Ereignisse waren es, welche seit dem 20. April Schlag auf Schlag, mit jeder Stunde eine folgenschwere Entwickelung verkündend, in Berlin bekannt wurden. Es lag auf der Hand, daß hier Möglichkeiten emporwuchsen, für Europa ebenso bedeutend, für das damalige Preußen noch pressender als die Folgen des französischen Krieges. Schon vor dem Ausbruche in Warschau hatte Lucchesini aus Wien eine Denkschrift, vom 7. April, eingesandt, welche in scharfen Zügen die Aenderung der Weltlage durch den polnischen Aufstand zeichnete. Vorbei auf lange sei es mit den russischen Eroberungsplänen gegen die Türkei, vorbei also auch mit den Hoffnungen Oesterreichs, dort für sich einen Anteil an der Beute zu gewinnen. Um so heftiger werde der Zorn Katharinas sich gegen die Urheber der Störung richten; die gänzliche Vernichtung Polens sei ohne Zweifel in dem erregten Gemüte der Kaiserin schon beschlossen. Dies werde denn auch den Kaiser über das Zerrinnen der türkischen Pläne trösten; nichts sei mit größerer Sicherheit zu erwarten als ein österreichischer Antrag auf

[1]) Zajonczek 109.
[2]) Treskow 61. Zajonczek 117.

eine dritte Teilung Polens, welche mit einem Male den alten Gegenstand der kaiserlichen Sehnsucht, eine große Entschädigung für den französischen Krieg, in Aussicht stelle. Wie stehe nun Preußen zu diesen Dingen? Der Brand in Polen bedrohe an sich selbst schon den preußischen Staat in gefährlicher Weise, da die Empörung höchstwahrscheinlich auch das preußische Polen in kurzer Frist ergreifen werde. Preußen müsse also rüsten und müsse um so energischer auftreten, da es seinen Einfluß und vielleicht seine politische Selbständigkeit gegen die Rivalität der beiden Kaiserhöfe zu behaupten haben würde. Wenn es Preußen gelinge, vor dem Erscheinen der beiden Mächte den Aufstand niederzuwerfen, wenn es zunächst Krakau besetze, diese für Kosciusko und für Oesterreich gleich wichtige Stadt mit fester Hand ergreife, dann und dann allein werde es in der polnischen Frage eine würdige und entscheidende Haltung einnehmen können. Aber allerdings, dazu sei eins unumgänglich, freie Verfügung über alle Kräfte der Monarchie. Unmöglich könne man zugleich am Rheine und an der Weichsel großen Krieg führen; das längst Wünschenswerte, der Rückzug Möllendorffs vom französischen Kriegstheater, sei jetzt eine Notwendigkeit geworden.

Die Minister dankten dem Marquis für diese präzise Darlegung des auch ihnen einzig zusagenden Systems: auf den König aber machte die Denkschrift anfangs wenig Eindruck, da sie fast gleichzeitig mit dem Haager Vertrag in Berlin anlangte und der König keinen anderen Sinn als für die dort eröffnete französische Kriegsglorie hatte. Immer wurden schon damals einige Regimenter in Schlesien und Ostpreußen auf den Kriegsfuß gesetzt und gegen Polen vorgeschoben; rechter Ernst kam aber erst in diese Rüstungen nach dem Warschauer und Wilnaer Aufstande, als man Polen völlig in Flammen und damit die Ostgrenze des Staates in ihrer ganzen Ausdehnung bedroht sah. In großer Eile ergingen die Befehle zur Mobilmachung von 64 Bataillonen und 8500 Pferden, im ganzen einer Streitmacht von nahe 50 000 Mann, mit welcher General Favrat zu-

nächst die Trümmer des russischen Heeres — ungefähr 12000 Mann — decken und unterstützen sollte. Hierauf wagte dann Manstein auch die ersten, anfangs leisen, bald immer stärkeren Andeutungen, wie wichtig für Preußen das neue Kriegstheater sei, wie man im französischen Streite sich nur für Oesterreich und England opfere, wie man sich in Polen fast ebenso gegen Oesterreich wie gegen Kosciusko zu decken habe, wie demnach die ganze Lage die persönliche Anwesenheit des Königs nicht am Rheine, sondern an der Weichsel fordere. So weit gelangt, wurde er jedoch durch die entschiedene Ungeduld des Königs unterbrochen, der schlechterdings seinen Gang mit den Jakobinern ausfechten wollte: das einzige, was er erreichte, war ein beschleunigter Befehl an Favrat, so bald wie irgend möglich die polnische Grenze zu überschreiten und den Kampf gegen die Rebellen zu beginnen. Mittlerweile suchte Kosciusko mit Preußen eine Unterhandlung durch das Organ des in Warschau festgehaltenen Gesandten Buchholz zu eröffnen. Er ließ ihm erklären, daß er nur höchst ungern und widerwillig feindselige Maßregeln gegen Preußen ergriffen; er sei bereit zum Frieden und selbst zur Garantie der jetzigen preußischen Grenzen, wenn Preußen keinen russischen Truppen Aufnahme gewähre; ja er wolle sogar auch den Russen den Landgewinn des vorigen Jahres lassen, wenn sie dem Reste der Republik die innere Selbständigkeit nicht zu schmälern suchten. Der König wies nun allerdings eine einseitige Unterhandlung mit Polen entschieden ab und beauftragte Buchholz, jede Eröffnung dieser Art mit wiederholtem Begehr seiner Pässe zu beantworten: auf ihn selbst aber hatte Kosciuskos Anerbieten doch einen tiefen Eindruck gemacht, insofern es ihm die Möglichkeit zeigte, den polnischen Handel bald beizulegen und dann zu dem ersehnten Feldzuge am Rheine zu gelangen. Allein jetzt fand Manstein den Augenblick der Krisis gekommen. Er versicherte sich im stillen der Gesinnung Geusaus und des auswärtigen Ministeriums und erklärte dann am 5. Mai dem Könige alleruntertänigst, aber mit höchster Bestimmtheit, daß vor völliger Beendi-

gung der polnischen Sache Se. Majestät schlechterdings nicht nach dem Rheine gehen dürfe. Der König erwiderte unbefangen, er begreife das nicht; er glaube gewiß, daß diese Sache durch Unterhandlungen erledigt werde, bei denen er in keiner Weise nötig sei. Manstein aber hatte seinen Stoff nach allen Seiten erwogen und für jeden Einwand die Entgegnung bereit. Bis jetzt sei, rief er aus, noch keine Rede von dem Beginn einer ernsthaften Unterhandlung, jeder Tag bringe vielmehr neue Feindseligkeiten der Polen; es sei also kein Zaudern möglich, sondern im Gegenteil eine unaufhaltsame Energie allein am Platze; der König müßte am 12. Mai von Berlin abgehen, am 14. bei seinem Heere eintreffen, am 15. die Operation beginnen, Krakau und Warschau nehmen, den Feind über die Weichsel werfen, dann, wenn es sein sollte, unterhandeln. Oder würden wir etwa, schloß er seine eifrige Rede, einem solchen Aufstande gegenüber entwaffnen? und wenn das nicht, aus welchen Kassen sollten wir 50000 Mann auf dem Kriegsfuße den Sommer hindurch im eigenen Lande unterhalten? Der König wand sich verlegen um eine ausweichende Antwort: können wir, sagte er endlich, bei einem solchen Vorgehen auf den Beistand der Russen rechnen? Ich denke, sagte Manstein, sie werden ihren Affront nicht ungerochen und uns nicht allein in Polen thun lassen, was wir wollen. Im Gegenteil, fuhr er mit gesteigerter Wärme fort, alles treibt uns zur Offensive an der Weichsel und dort allein; sobald der Kampf dort losbricht, müssen wir Oesterreich erklären, daß wir selbst im Falle seien, nach unserer Allianz ein Hülfscorps von 20000 Mann zu bedürfen, und wenn es diese, wie zweifellos, verweigert, rufen wir so viel von unserem Rheinheere ab und können dann alles ruhig mit ansehen, komme, was wolle. Hier aber fuhr der König auf: so werde der französische Krieg niemals ein Ende nehmen, er verbitte sich jeden derartigen Antrag. Manstein blieb unerschütterlich. Majestät, sagte er, mögen bedenken, daß im Grunde doch jeder unserer Herrn Alliierten nur sein eigenes Spiel spielt. Majestät allein haben das allgemeine

Interesse vor Augen und wollen ehrlich zu Werke gehen; da aber alle anderen eigennützig sind, so kommt Preußen dabei zum ärgsten Verluste, wenn es nicht ebenso ausschließlich seine Interessen wahrnimmt. Dies Thema war ebenso unerschöpflich wie die Reihe der Beschwerden gegen die österreichische Politik; der König wehrte sich noch eine Weile, bequemte sich aber am Schlusse der Unterredung den Gründen seines Adjutanten. Mit einem Seufzer genehmigte er den 12. Mai als den Tag seiner Abreise nach Polen und verstattete eine Weisung an Möllendorff, der Marschall solle bei seinen Einrichtungen auf den Fall Rücksicht nehmen, daß die 20000 Mann vom Rheine abberufen würden.

Der wesentliche Schritt war hiermit gethan: der König hatte das Prinzip zugegeben, daß die wesentlichen Interessen des Staates im polnischen und nicht im französischen Kriege zu verfolgen wären. Daran hielt ihn Manstein unerbittlich fest, wie viele Versuche er auch noch machte, in die alten Lieblingswünsche seines Herzens zurückzufallen. Da sollte heute jemand sichere Kunde haben, daß die Russen ganz aus Polen abzögen; da hatte morgen ein anderer berichtet, daß Südpreußen revoltieren würde, sobald die Truppen nach Polen abmarschiert wären; wir dürfen uns also, meinte der König, offenbar nicht in diese leichtsinnige Offensive einlassen. Solche Gegengründe zu beseitigen, war für Manstein nicht schwer; denn man hatte amtliche Nachricht über das Anrücken der russischen Verstärkungen, und was die Gärung in Südpreußen betraf, so gab es natürlich kein wirksameres Mittel dagegen als einen stattlichen Sieg über Kosciusko. Größere Bedenken knüpften sich dagegen an die Frage über die Abberufung der rheinischen Truppen: Manstein fand darin zwar die Unterstützung des Kriegsministers, aber den entschiedensten Widerspruch bei Möllendorff und Haugwitz, welche gegen einen so offenen Bruch des eben geschlossenen Haager Vertrags nachdrückliche Verwahrung erhoben. Der König war mit ganzem Herzen auf ihrer Seite, so daß Manstein bitter stöhnte, kein Mensch ziehe mit ihm an einem Strange, und zur weiteren Stütze seines

Systems bei dem Könige eine Berufung Lucchesinis aus Wien in das Hauptquartier nach Polen beantragte. Zu seiner höchsten Ueberraschung antwortete der König, daß es ja noch ganz unsicher sei, ob und wann er selbst nach Polen abgehen könne. In seiner Sehnsucht nach dem Rheine hatte er wirklich noch einen nicht ganz nichtigen Einwand gegen die polnische Expedition entdeckt und machte ihn auf das ernstlichste geltend. Graf Goltz in Petersburg hatte gleich nach dem Beginne des Aufstandes Befehl erhalten, die Absichten Katharinas über Polen zu sondieren; nach dem Einrücken Wolkis sollte er dann insbesondere über Zakroczyn anfragen, jetzt bei der größeren Rüstung Preußens sich über dessen angemessene Entschädigung erkundigen. Er meldete nun, daß die Warschauer Katastrophe einen furchtbaren Eindruck in ganz Rußland gemacht habe, daß ein einziger Schrei nach Rache und Vernichtung das weite Reich durchtöne, daß Katharina, mit Mühe ihre Fassung behauptend, die schleunigsten Rüstungen befohlen habe. Aber was sonst ihre Pläne seien, davon hatte er nichts erfahren. Man war sehr dankbar für den preußischen Eifer; man schien aber der Dauer desselben nicht völlig zu trauen. Man ging eifrig auf den Vorschlag des Königs ein, Oesterreich aus seiner Neutralität gegen Polen emporzureißen und es zu offenem Auftreten gegen Kosciusko zu bestimmen. Sonst aber vermochte Goltz über das künftige den Polen zugedachte Schicksal nichts zu ermitteln. Zakroczyn, sagte Ostermann, ist ein Punkt von allgemeinstem Interesse, davon wollen wir später noch reden. Man muß über das Fell des Bären, hieß es ein anderes Mal, nicht eher verfügen, als bis er erlegt ist. An dieses Schweigen nun der Russen knüpfte der König an, um dem General Manstein am 9. Mai zu eröffnen, daß er seine Abreise doch aufschieben müsse, bis er einen aufklärenden Kurier aus Petersburg empfangen habe. Es gab einen neuen langen Kampf, der jedoch endigte wie der frühere, mit einer vollständigen Niederlage der königlichen Wünsche. Gottlob, schrieb nachher Manstein an Möllendorff, gottlob, es ist jetzt alles wiederum auf gutem Wege.

Am 14. Mai verließ der König Berlin, um die Anführung seines polnischen Heeres zu übernehmen; Manstein war bei ihm, Lucchesini eilte ihm von Wien entgegen. Es war entschieden, daß Preußen für den französischen Streit nur noch das schlechterdings Unvermeidliche und Unabweisbare leisten würde.

Wir versetzen uns nun auf den großen westlichen Kriegsschauplatz, dessen blutgetränkter Boden nur zu schnell die durch Polens Aufstand ausgestreute Saat zur Reife bringen sollte.

Viertes Kapitel.

Kämpfe um Belgien.

Während Osteuropa durch die russischen Pläne in seinen Tiefen bewegt und durch die polnische Explosion in seinem ganzen Umfange erschüttert wurde, hatte der französische Krieg bereits am Ozean wie am Mittelmeere begonnen, anfangs mit mannigfachem, größtenteils selbstverschuldetem Mißgeschicke der Republikaner.

Wir erinnern uns der weitaussehenden Entwürfe des Wohlfahrtsausschusses. Auf der einen Seite sollten die lange vorbereiteten Aufstände in Neapel, Genua und Turin die Heere Dumerbions und Dumas' über Alpen und Apennin hinüber in den Besitz Italiens einführen. Auf der anderen hoffte man die Westarmee nach rascher Zertretung der letzten Kriegsfunken in der Vendée schon im Beginne des Frühlings gegen die englischen Küsten entsenden und in den Mauern Londons den zähesten Widersacher der Republik erdrücken zu können. Diese gewaltigen Schläge einmal ausgeführt, schien die Ueberwältigung des auf allen Seiten vereinzelten Oesterreich völlig zweifellos und den Waffen der Republik in ganz Europa keine andere Schranke als der eigene Wille ihrer Beherrscher mehr gesetzt zu sein. Mit

dem größten Eifer trieb also die Regierung vor allem die Befehlshaber des Westheeres schon inmitten des Winters zur Eröffnung der Operationen. An die Stelle Rossignols war jetzt General Turreau, früher im Moselheere dienend, getreten; ein Offizier also statt des Pariser Demagogen, leider aber ein Offizier, der sich mit Stolz einen Freund Rossignols nannte und den Bürgerkrieg durchaus im Sinne der Hébertisten zu beendigen meinte. Es war Mitte Januar, als er die Leitung übernahm, mithin die Zeit, in welcher Robespierre mit den Dantonisten aufs neue zerfallen und der Ausschuß durch Collot und St.-Just aufs neue in die Bahnen des Schreckens gedrängt war. Die Regierung stimmte demnach in der Auffassung der Vendée mit ihrem Feldherrn völlig überein; man beschloß, daß jetzt das Dekret des 25. August die längst gewünschte Vollendung erhalten und die Vendée im buchstäblichen Sinne vernichtet werden sollte. Brand aller Ortschaften, Verwüstung aller Aecker, Aushauen der Wälder, Abführung der wenigen Republikaner des Landes, Tod aller neutralen oder feindlichen Einwohner, gleichviel von welchem Alter und Geschlechte, dies waren die gräßlich einfachen Grundlinien in Turreaus Kriegssystem [1]. Er meinte, nach der Vernichtung des großen „königlich-katholischen" Heeres das Werk der Verwüstung sofort beginnen zu können, da in dem Binnenlande der empörten Provinz nur etwa noch drei namhafte Führer mit kleinen Banden das Feld behaupteten und im Küstenstriche der etwas stärkere Charette durch General Haxo in Nantes hinreichend beschäftigt schien. Bei dieser Schwäche der Gegner trug er kein Bedenken, die eigenen Streitkräfte über den ganzen Umfang des Landes zu zerstreuen, um die Verheerung gleichzeitig in alle Bezirke desselben zu tragen. Er teilte demnach seine Truppen in zwölf Kolonnen, welche von verschiedenen Punkten her in das Innere vordringen und Schritt

[1]) Die Akten in Guerre des Vendéens, tome 3e, zeigen die Unwahrheit von Turreaus Behauptung in dessen Memoiren, daß er nur dienendes Werkzeug gewesen.

auf Schritt das Land zur menschenleeren Einöde machen sollten. Ende Januar setzten sich diese Massen in Bewegung. Wohl suchten einige seiner Offiziere den von ihnen selbst verabscheuten Auftrag in der Ausführung zu mildern; wohl warnten manche vor dem politischen Fehler, die halb ermüdeten Rebellen in Verzweiflung und damit zu neuen Anstrengungen zu treiben: allein der Befehl war unerbittlich bestimmt und die meisten der Werkzeuge längst gegen alles Gräßliche abgestumpft. So stieg bald an allen Seiten der Feuerschein der Dörfer zum Himmel auf; die Menschen wurden wie in großem Treibjagen umgebracht, die Frauen entehrt und dann ermordet, Kinder und Säuglinge oft unter Martern verschiedener Art mit rohem Gelächter hingeschlachtet. Anfangs machte man Fortschritte und hatte einige militärische Erfolge. Der ritterliche La Roche-Jaquelin fiel im Laufe des Februar; Chollet, vom vorigen Herbste eine Stätte schreckenvollen Andenkens für die Royalisten, wurde aufs neue besetzt, ein weiter Gürtel des Landes in eine rauchende Einöde verwandelt. Bald aber meldete sich die Vergeltung für alle diese Unthaten. Die Bauern, seit Dezember beinahe hoffnungslos und gegen Schonung ihres Lebens zur Ruhe und Unterwerfung bereit, rotteten sich im Angesichte der erbarmungslosen Metzeleien in wilder Empörung aufs neue zusammen; die alten Führer, Stofflet und Marigny, welche bis dahin nur Verzagtheit und Abspannung bei den Ihrigen erblickt, fanden sich plötzlich wieder von tausend und aber tausend rachedurstigen Männern umringt, und schon im Februar trafen sie mehrere der höllischen Kolonnen, wie sich ihre Gegner selbst genannt hatten, mit zermalmenden Schlägen. Turreau sah plötzlich den ganzen weiten Bezirk in vollem erfrischten Widerstande und mußte mit beschämtem Ingrimm seiner Regierung melden, daß er beträchtlicher Verstärkungen bedürfe, um sich nur am Rande der empörten Provinz zu behaupten. Die Verwendung also des Westheeres zu dem Unternehmen gegen England war, als im Frühling die Zeit der großen Operationen herankam, in völlig unsichere Ferne gerückt.

Nicht viel günstiger hatten sich damals die französischen Aussichten auf dem südlichen Teile des weiten Kriegstheaters, in Italien und dem Mittelmeere, gestaltet. Einen bitteren Verlust führte im Februar die innere Parteiung herbei, indem sie den Engländern die Möglichkeit gab, sich der Insel Korsika zu bemächtigen. Die Entwickelung der Revolution hatte dort ganz ähnliche Wirkungen wie in Lyon oder Toulon hervorgerufen. Anfangs hatte die liberale Begeisterung fast ohne Unterschied der Parteien den ganzen Schauplatz erfüllt: dann hatte sich eine radikale Fraktion emporgehoben und sich bald aufs neue in eine girondistische und eine jakobinische Seite gespalten. Bei dem Siege der Jakobiner in Paris hatten auch in Korsika wie in den übrigen Departements die girondistisch Gesinnten sich durch den Zutritt aller Gemäßigten gestärkt und unter der Führung ihres alten Nationalhelden, des einstigen Feldherrn gegen die Genuesen, des Generals Paoli, offenen Widerstand gegen den Wohlfahrtsausschuß versucht. Diese allgemeinen Momente erhielten jedoch in Korsika eine ganz besondere Farbe und Schärfe durch die eigentümlichen Lokalzustände dieser Insel. Hier stritten nicht bloß politische Gegensätze ihren Kampf; es standen auf diesem engen Raume zugleich auch zwei streitende Weltalter, es standen daneben zahllose Familienfehden unter den Waffen. Die französische Regierung, damals kaum seit einem Vierteljahrhundert im Besitze der Insel, hatte mit den Einflüssen moderner Bildung und Politik eigentlich nur die Städte der Küste berührt und durchdrungen. Das Gebirge im Innern behauptete nach wie vor seine altertümlichen, patriarchalischen und rohen Lebensformen. Bauern, Hirten und Jäger lebten, ein jedes Dorf, ja eine jede Familie, auf eigene Hand, unbekümmert um die Staatsgewalt und in offenem Hasse gegen die Städter, schützten sich gegen den übelwollenden Nachbarn die Waffe in der Faust und verfolgten jede Beleidigung mit rascher, blutiger Rache. So wurde der Streit der politischen Parteien durchsetzt auf der einen Seite durch den Gegensatz der Städter und der Gebirgsleute, auf der anderen durch die ererbten

Zwistigkeiten feindseliger Geschlechter. Als die Jakobiner in den Städten das Uebergewicht gewannen, verstand es sich beinahe von selbst, daß die ihnen feindselige Partei den größten Teil des Gebirges nach sich zog. Nachdem dann hier General Paoli die Führung übernommen hatte, war es ebenso sicher, daß einzelne Geschlechter, die von ihm durch alten Familienhaß oder neues Zerwürfnis getrennt waren, die Arena z. B., Ceracchi, Bonaparte, sich jakobinisch hielten. Aber im Innern waren sie bei weitem zu schwach. Nach kurzem Streite wurden sie und mit ihnen die Kommissare des Konvents und die schwachen Garnisonen genötigt, sich in die Küstenplätze zu werfen, wo sie sofort durch die Insurgenten zu Lande und die englische Marine zur See blockiert wurden. In dieser gepreßten Lage hielten sie standhaft aus, bis im Februar 1794 ein englisches Truppencorps landete und den Insurgenten alle Hülfsmittel des regelmäßigen Krieges in reichem Maße zuführte. Binnen weniger Monate wurden hierauf die Städte zur Kapitulation gezwungen und die ganze Insel von den Engländern besetzt.

Es war für Frankreich ein nicht eben gefährlicher, immer aber ärgerlicher Verlust, ein empfindlicher Schlag für die maritime Stellung und den politischen Einfluß im ganzen Mittelmeer. Zwar sahen die Uferstaaten die Festsetzung der Engländer auf Korsika keineswegs mit Freude; im Gegenteil, überall regte sich die stärkste Eifersucht, so daß z. B. im Madrider Staatsrat der frühere Minister Aranda geradezu auf Frieden und Bündnis mit Frankreich antrug, damit Spanien nicht durch die englische Seemacht erdrückt werde — die Königin exilierte ihn freilich darauf in eine Provinzialstadt [1]); seine Gesinnung blieb aber vorwiegend in den amtlichen Kreisen, und in Wien selbst erklärte der spanische Gesandte öffentlich, Spaniens Seemacht bedürfe dringend des Bundes mit Frankreich, gleichviel, ob letzteres Monarchie oder Republik sei. Allein für den Augenblick blieb diese Stimmung ohne thatsächliche Folge, da die Ein-

[1]) Bericht des holländischen Gesandten van der Goes.

nahme Korsikas mit der Abneigung auch die Furcht vor der englischen Macht gewaltig steigerte. Unter dem Eindrucke des Ereignisses verhieß Neapel 8000 Mann zu Garnisonen auf Korsika und 12000 zur Verstärkung des verbündeten Heeres in der Lombardei. Der Großherzog von Toskana wurde bestimmt, seinem allmächtigen Günstling, dem französisch gesinnten Manfredini, einen längeren Urlaub zu geben, den er außerhalb des Landes zubringen sollte. In Genua hatte soeben die demokratische Partei ihre Schilderhebung durch einen Antrag auf Revision der Verfassung begonnen; der Senat aber fühlte sich jetzt stark genug, um alle Bemühungen der Gegner zu vereiteln, die Neutralität festzuhalten und die Umtriebe des französischen Geschäftsträgers zu ersticken. So blieb von allen französischen Hoffnungen in Italien nur die Verschwörung in Turin einstweilen aufrecht, und auch diese bedurfte, um ihr Banner offen zu entfalten, eines ersten Sieges der französischen Armee, welcher dieselbe in die Nähe der piemontesischen Hauptstadt führen würde. So war es für die französische Sache fast ein günstiges Ereignis, daß gegen Ende des März die neapolitanische Polizei den dortigen Demokraten auf die Spur kam und durch zahlreiche Verhaftungen den Ausbruch ihres Komplottes verhütete. Denn der Schrecken darüber war bei dem haltungslosen Hofe so groß, daß der König nicht einen Mann seiner Truppen mehr aus dem Lande lassen wollte und somit das verbündete Heer in Oberitalien einer ansehnlichen und heiß ersehnten Verstärkung beraubte. Die Stimmung war seitdem in Mailand wie in Turin eine äußerst trübe. Oesterreich hatte nach allen Schwankungen und Spaltungen seines Ministeriums bei einer angeblichen Stärke von 32000 in Wahrheit nicht 20000 Mann in der Lombardei; das sardinische Heer zählte etwa 25000 Mann, war aber infolge der vorigjährigen Unfälle, des tiefen Geldmangels und des steten Haders mit Oesterreich in vollständiger Zerrüttung und vor dem Beginn des Feldzugs bereits auf den schlimmsten Ausgang gefaßt.

So lagen hier die Verhältnisse, als in den ersten Tagen

des April General Dumerbion sich zu dem Angriffe auf die Stellung der Verbündeten in den ligurischen Gebirgen anschickte [1]). Er selbst war hochbejahrt und gichtbrüchig und erteilte seine Befehle meistens aus dem Bette heraus, hatte jedoch ein paar befähigte Adjutanten zur Seite, einige tüchtige Generale, vor allem den robusten und feurigen Masséna in seinem Stabe, und drei Konventskommissare über sich — Salicetti, Ricord und den jüngeren Robespierre — welche bei jedem Schritte sich durch den zum Brigadegeneral gestiegenen Bonaparte beraten ließen. Die erste Aufgabe bestand darin, aus dem schmalen Küstenstriche der Grafschaft Nizza nordwärts den Kamm der Apenninen zu ersteigen, dort die nächstgelegene Paßhöhe, den Col di Tenda, einzunehmen und von derselben hinunterstürzend durch Südpiemont hindurch auf Turin loszugehen, während gleichzeitig General Dumas mit dem Alpenheer von Westen her aus Savoyen einen entsprechenden Angriff auf die Seealpen und den Mont Cenis unternähme. Zur Deckung des Col di Tenda hatten die Verbündeten einige Stunden südlich von demselben die feste Stellung von Saorgio besetzt, welche in der Fronte anzugreifen dem General Bonaparte gefährlich erschien. Es gab ein einfaches Mittel, sie zu umgehen, indem man an der Seeküste einige Meilen nach Osten, etwa bis Oneglia, vorwärtsdrang; man konnte dann Saorgio im Rücken fassen und von allen Seiten her gleichzeitig bedrängen. Nur ein Hindernis stand dem im Wege: die Küste dort war genuesisches, also neutrales und den Franzosen verschlossenes Gebiet. Allein eine solche Rechtsschranke war, wie wir schon bemerkten, nicht dazu gemacht, den Wohlfahrtsausschuß aufzuhalten, wo es einen greifbaren und vielleicht folgenreichen Vorteil galt. Schon im Februar genehmigte er den Antrag der Kommissare auf die Besetzung von Oneglia, und am 4. April führte Bonaparte eine starke Kolonne dorthin, welche nach geringem Widerstande den Ort einnahm und gründlich ausplünderte, während Masséna

[1]) Aus den Akten im ersten Bande von Massénas Memoiren.

die Hauptmasse der Piemontesen durch einen sonst erfolglosen Angriff auf Saorgio beschäftigte. Es wurde darauf der Küstenstrich bis Finale von den Franzosen besetzt, der Südabhang des Apennin bis Ormea von dem Feinde gereinigt und dann am 27. Saorgio zugleich von Osten und Westen her mit solchem Nachdruck angegriffen, daß General Colli unter starkem Verluste und noch stärkerer Entmutigung seine Bergredouten sämtlich räumte und seine Truppen auf die Höhen des Col di Tenda zurückzog. Vergebens bat er von dort den kaiserlichen General de Vins, welcher das österreichische Hülfscorps in Piemont befehligte, um Hülfe; vergebens rief dieser den Erzherzog Ferdinand in Mailand um Verstärkung an; es fehlte ein für allemal in diesem zerrütteten Lager an Eifer, Einheit und Thätigkeit, und de Vins hatte schließlich keinen anderen Trost, als daß an den elenden Bergschluchten doch nichts gelegen sei, in der Ebene aber wolle er den Feind, wenn er sich hinunterwage, treffen. So gelang es am 10. Mai den Franzosen, mit einem wohl überlegten Flankenmarsche die Paßhöhe zu erstürmen und damit auf dem Kamme des Gebirges, zu weiterer Offensive bereit, feste Stellung zu nehmen. Sie erwarteten jetzt noch das Erscheinen des Generals Dumas auf der Höhe des Mont Cenis, um dann den Turiner Verschworenen das ungeduldig erharrte Signal zu geben und mit einer großen Explosion das Königreich Sardinien auseinanderzusprengen.

Gern würde die französische Regierung die bestimmtere Entwickelung dieser Dinge abgewartet haben, ehe sie den Kampf gegen die Oesterreicher in Belgien eröffnet hätte. Aber auf diesem wichtigsten Teile des Kriegsschauplatzes mußte sie, inmitten ihrer unausgesetzten, nach allen Seiten hin angestrengten Rüstungen, doch erleben, daß ihr der Gegner mit dem Beginne der Offensive zuvorkam. So ruhelos Carnot sich abmühte, so regsam in allen Lagern an der Ausbildung der Truppen gearbeitet wurde, immer war noch vielfacher Rückstand vorhanden, als am 9. April Kaiser Franz, begleitet von seinen Brüdern Karl und Joseph und von seinen Adjutanten Rollin und Waldeck, in Brüssel an-

langte, sofort den Oberbefehl des verbündeten Heeres selbst übernahm und den Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten gab. Während in Brüssel die Stadt von den gewöhnlichen Freudenbezeigungen wiedertönte, Ergebenheitsadressen, Deputationen und Festschmäuse sich drängten, rückten die Truppen in engere Kantonierungen, um sich zum Beginne der Operationen zu ordnen. Den rechten Flügel bildete in Flandern, 28 000 Mann stark, Graf Clerfait, mit zwei kleinen Verbindungsorcps gegen das Zentrum bei Orchies und Denain, 10 000 Mann. Das Hauptheer, unter Koburg, York und Oranien dehnte sich dann, 67 000 Mann [1]), von Valenciennes bis Bavay aus; hier nahm auch der Kaiser sein Hauptquartier, um persönlich den beabsichtigten Angriff auf Landrecies zu leiten. Endlich bewachte auf dem linken Flügel Kaunitz mit 27 000 Mann den Lauf der Sambre und hatte noch weiter gegen Osten 8000 Mann unter General Beaulieu zur Deckung Luxemburgs vorgeschoben. Am 14. April langte der Kaiser in Koburgs Hauptquartier an, wo er zwei Tage später mit einer großen Parade des gesamten Zentrums erfreut wurde. Es war prachtvolles Sommerwetter, die Truppen in Putz und Glanz, bei den Soldaten ein ununterbrochener Jubel, daß es nach den lästigen und engen Winterquartieren jetzt ernstlich an den Feind gehe. Der Kaiser atmete mit vollen Zügen die frische Kriegsluft ein und schien erregt, aus sich herausgehend, allen Zweifeln entrissen, wie nie in seinem Leben. Die mißtrauischen Sorgen seiner gewohnten Existenz waren vergessen; er hatte in diesem Augenblicke keinen Gedanken, als seine trefflichen Scharen so rasch wie möglich zu Ruhm und Erfolg zu führen. Am 17. April teilte sich dann das Heer in acht Kolonnen, welche von Cateau als Mittelpunkt strahlenförmig, also mit jedem Schritte sich voneinander entfernend, vorwärtsgingen, die einen linkshin gegen das

---

[1]) Die Oesterr. militär. Zeitschrift 1818, II, 80 ff. zählt 73 000 Mann, doch ist hier die Garnison von Valenciennes eingerechnet. Die Franzosen reden, unrichtig, überall von 90 000 Mann.

benachbarte Landrecies, die anderen westlich, um die Umgegend bis Cambray von dem Feinde zu säubern.

Es war eine verkehrte Zersplitterung der Kräfte, welche bei einem anderen Gegner leicht hätte verderblich werden können. Allein nach Carnots großem Plane, seine Hauptmassen auf die Flanken zu werfen, war hier im Zentrum die französische Macht auf vier Divisionen beschränkt, welche allerdings nicht viel schwächer als die Gegner, aber auch, wie diese, in einem lockeren Gürtel von Avesnes bis Cambray verzettelt waren. Der Angriff der Verbündeten kam ihnen völlig überraschend; überall wichen ihre Posten nach kurzem Gefechte, und die einzige Kolonne, welche einen ernsteren Widerstand fand, jene des Herzogs von York, warf den Feind in stürmendem Anfall bis nach Guise zurück. Eine kräftige und massive Verfolgung hätte die bedeutendsten Ergebnisse liefern können: man hatte die gänzliche Zersprengung des feindlichen Zentrums und die ernstlichste Gefährdung seines dann isolierten rechten Flügels an der Sambre in der Hand. Allein so weit ging der Blick weder des Kaisers noch Koburgs. Man blieb bei der bescheideneren Aufgabe, bei der Berennung von Landrecies. Die siegreichen Kolonnen machten am Abend Halt oder kehrten um und verteilten sich am 18. April so, daß der Prinz von Oranien die unmittelbare Einschließung des Platzes übernahm, die übrigen Truppen aber ein Deckungsheer bildeten, welches sich in weitem Bogen rechts und links der Sambre über eine Strecke von fünf Meilen weithin ausdehnte.

Unbelehrt also durch die Erfahrungen des letzten Herbstes ging man in derselben Weise vorwärts, welche damals die bitteren Früchte von Hondschooten und Wattignies getragen hatte. Mangel eines großen Zielpunkts, Zersplitterung der Kräfte, Belagerungen vor gründlicher Besiegung der feindlichen, Entsatz bereitenden Heere — diese Züge hatten das Bild des vorigjährigen Feldzuges charakterisiert und sollten auch die Signatur des bevorstehenden Kampfes liefern. Die Folgen ließen sich nicht lange erwarten. Die Franzosen, aufgescheucht, aber nicht entmutigt, kamen bald wieder heran.

Anfangs freilich waren sie zu schwach für einen ernstlichen Versuch; am 21. April liefen nach kurzem Streite die jungen Soldaten der Division Goguet in tumultuarischer Verwirrung auseinander [1]), am 22. wurden die Divisionen Balland und Fromentin ebenso nachdrücklich abgewiesen, und am 24. geriet eine von Cambray heranrückende Kolonne unter die Säbel der Husaren von Esterhazy, welche den Feind mit einem glänzenden Anrennen über den Haufen warfen und ihm einen Verlust von 1700 Toten und Gefangenen beibrachten. Jetzt aber wurde der französische Oberbefehlshaber, bisher nach Carnots Verfügung fast ausschließlich mit Flandern beschäftigt, aufmerksam auf die Gefährdung seines Zentrums und sandte mit 10 000 Mann Verstärkung den greisen und bewährten General Ferrand zum Entsatze Landrecies'. Er hätte sehr viel gründlicher helfen, hätte vielleicht das verbündete, tief in das Innere vorgedrungene Heer vernichten können, wenn er nicht 10, sondern 30 000 Mann aus Flandern nach Cambray geschickt, wenn er eine gleiche Masse von der unteren Sambre her auf die Belagerer losgelassen hätte. Diese, durch Ferrand in der Fronte festgehalten, würden dann, von rechts und links her mit zermalmenden Streichen angefallen, schwerlich einer Katastrophe entgangen sein. Allein mochte nun Pichegru so viel Anstrengung nicht für nötig halten oder durch Carnots Befehle gebunden sein, auch er blieb bei dem Systeme, nicht mit gesammelten Kräften, sondern durch weit auseinanderliegende Angriffe zu wirken. Statt den größeren Teil seiner Truppen auf die bedrohte Stelle des Zentrums zu vereinen, begann er gerade in diesem Augenblicke die von Carnot vorgezeichnete Operation auf beiden Flügeln, hier an der Sambre, dort in Flandern, und gab damit die Möglichkeit aus der Hand, den Feldzug in seiner ersten Stunde zu beendigen. Allerdings konnte auch so, dank den verkehrten Maßregeln der Verbündeten, General Ferrand das Deckungsheer der Feinde allerorten mit Uebermacht angreifen: noch aber war die in-

[1]) Moniteur 12. floréal.

nere Tüchtigkeit der alliierten Truppen den Franzosen so überlegen, daß sie das Mißverhältnis der Zahlen vollständig aufwog. Der Kampf entbrannte am 26. April auf der ganzen Fronte der Verbündeten. Auf dem östlichen Ufer der Sambre rang Ferrand selbst in langem, hartnäckigem Feuergefechte mit Koburgs Oesterreichern, 45 000 Mann gegen nicht ganz 30 000, einen Augenblick siegreich, dann aber durch einen verzweifelten Stoß des Generals Kinsky gänzlich gebrochen und zu eilfertigem Rückzug genötigt. Im Westen der Sambre hielt indes mit 17 Bataillonen und 60 Schwadronen der Herzog von York, auf mehrere rasch aufgeworfene Redouten gestützt, gegen welche von Cambray her General Chapuis zwei Kolonnen, die eine von 26 000, die andere von 4000 Mann, heranführte. Unter dem Schutze eines dicken Morgennebels kamen die Spitzen derselben bis hart an die englische Stellung heran und drängten Yorks Vorposten aus den Dörfern vor den Redouten übermächtig zurück. Als sich hierüber der Nebel zerteilte und dem Herzoge den Ueberblick über die weit ausgedehnte Ebene verstattete, machte ihn der kaiserliche General Otto darauf aufmerksam, daß die langgestreckte Hauptkolonne des Feindes jede Deckung ihrer linken Seite unterlassen hatte, und Fürst Karl Schwarzenberg erhielt den Befehl, mit kaiserlichen Kürassieren und neun englischen Schwadronen hier einen Angriff zu versuchen. Dieser eilte sofort in scharfem Trabe auf den äußersten linken Flügel der englischen Linie und schwenkte von dort aus, sich zum Teile durch Unebenheiten des Bodens deckend, gegen die Franzosen ein, welche eben im Begriffe waren, aus den genommenen Dörfern zum Angriffe auf die englischen Schanzen vorzugehen. Er traf zuerst auf eine kleine Reiterabteilung, welche in einem Augenblicke zerstreut wurde und ihren Führer, den General Chapuis selbst, als Gefangenen in den Händen der Gegner ließ, dann auf eine reitende Batterie, die eine Salve abfeuerte, hierauf aber in eiligem Flüchten umkehrte und ohne Besinnen in die nächsten Bataillone ihres Fußvolkes hineinsprengte. Hier war die Verwirrung auf der Stelle unbeschreiblich,

alles feuerte durcheinander, und die erschütterten Glieder ballten sich zu einem wirren Klumpen zusammen. Da rasselten mit jubelndem Hurra und hellen Fanfaren Schwarzenbergs Reiter heran, und in wenigen Minuten war die französische Kolonne zersprengt, gleich darauf auch die zweite, kleinere Abteilung ereilt und das Feld mit den Tausenden der Flüchtigen, Gefangenen, Toten bedeckt. Nicht ein Bataillon hielt mehr zusammen, vor 2400 waren 30 000 Mann fast ohne Widerstand auseinandergestoben. Der Verlust der Franzosen an dem Tage betrug über 7000 Mann und 41 Geschütze, und der Ausgang der Schlacht entschied sogleich auch über das Schicksal der belagerten Stadt. Während der Donner des Kampfes noch ringsum dröhnte, eröffnete Oranien das Feuer seiner Laufgräben; bald stand ein großer Teil der Häuser in Flammen, und der Kommandant, General Rouland, ohne weitere Hoffnung auf Entsatz, kapitulierte am 30. April. Die Besatzung von 5000 Mann wurde kriegsgefangen. So hatte man eine nicht unbedeutende Festung unter den Augen des fast doppelt übermächtigen Gegners genommen, diesem binnen zehn Tagen eine Einbuße von beinahe 15 000 Mann und 143 Geschützen bereitet und die taktische Ueberlegenheit der Truppen so entschieden wie jemals bewährt. Die erste Aufgabe der Verbündeten war glänzend genug gelöst.

Einem echten Feldherrn, der Einsicht und Thatendrang verbunden hätte, wäre hier zum zweiten Male der Weg zu den größten Erfolgen offen gewesen Es bedurfte nur eines angestrengten und raschen Vorangehens, um das französische Zentrum völlig zu werfen: die Niederlage desselben hätte die ganze feindliche Aufstellung an der Sambre ruiniert und damit alles Land bis Paris den Verbündeten offen gelegt. Auch hatten die Truppen nach dem Treffen von Cateau keinen anderen Gedanken als Nachsetzen und Voranstürmen: sie waren siegesfroh und unermüdlich und unbehelligt von den Sorgen eines angeblich gelehrten Generalstabes. Leider teilte im leitenden Hauptquartier kein Mensch ihre Stimmung als etwa der Kaiser allein, der dann wieder schlecht-

hin unfähig war, sie geltend zu machen, da er selbst gar keinen Begriff von einer großen kriegerischen Operation hatte und Koburgs Generalstab schlechterdings über den hergebrachten kleinen Festungskrieg sich nicht emporschwang. Auf das Andringen des Kaisers, was denn nun gethan werden könne, arbeitete Koburg in langsamer und thatloser Gründlichkeit einen Angriffsplan gegen die nächstgelegenen Festungen Bouchain, Cambrai und Avesnes aus und begnügte sich sonst, kleine Verstärkungen an die vom Feinde bedrohten Punkte zu werfen und so die eigene Haltung nach den Schritten der Gegner einzurichten. Die kaum ergriffene Initiative der Bewegung ging vollständig an die Franzosen über. Diese waren denn auch Ende April auf allen Teilen des Kriegsschauplatzes in Bewegung, um, gleichgültig gegen Landrecies, Carnots große Entwürfe in Vollzug zu setzen und damit das Schicksal Europas zu entscheiden.

Es sollte hiernach, wie wir uns erinnern, eine große Offensivbewegung auf beiden Flügeln stattfinden, während die Mitte sich auf notdürftige Verteidigung beschränkte. Es sollte die Hauptmasse des Nordheeres im Westen auf Flandern fallen, der rechte Flügel aber, vereint mit dem Ardennenheer, einen Angriff auf Kaunitz eröffnen und endlich, noch weiter gegen Osten, eine Abteilung des Moselheeres die Aufmerksamkeit des Gegners durch einen Handstreich gegen Namur zersplittern. Diese Bewegungen, um derentwillen wir den Entsatz von Landrecies versäumen sahen, hatten Ende April auf allen Seiten begonnen, von Anfang an bedrohlich genug für die Verbündeten, wenn auch zunächst nur mit teilweisem Erfolge. Was die östliche Seite betraf, so sandte General Jourdan 20000 Mann des Moselheeres in das Luxemburgische gegen Arlon, welche Stadt der Oesterreicher Beaulieu nach kurzem Widerstande räumte, dann aber, von Kaunitz auf 12000 Mann verstärkt, zurückkam und die Franzosen trotz ihrer Ueberzahl aus dem eben besetzten Orte mit scharfen Streichen wieder hinausjagte. Nicht viel mehr brachten die Franzosen gegen Kaunitz selbst vor sich. General Charbonnier führte am 27. das Ardennenheer gegen

Beaumont, wo sich die Division Desjardins von Maubeuge her mit ihm vereinigte: Kaunitz war ihnen entfernt nicht gewachsen, wich über die Sambre zurück und war zufrieden, die Uebergänge des Flusses bei Charleroi, Thuin und Merbes-le-Chateau möglichst stark zu besetzen. Der Angriff der Franzosen kam denn auch sofort in das Stocken; die Generale stritten mit Carnot über die Stelle, an der sie den Fluß überschreiten sollten — Carnot befahl den Uebergang möglichst nahe beim feindlichen Hauptheer, also weit stromaufwärts, während Charbonnier, eben jene Nähe scheuend, lieber tief im Osten, etwa bei Charleroi, zu operieren wünschte. Es vergingen darüber beinahe vierzehn Tage, bis Carnot den General noch durch zwei weitere Divisionen des Zentrums [1]) verstärkte und seine Streitkräfte dadurch auf 60 000 Mann brachte. Indes hatte auch Koburg seinem Unterfeldherrn ansehnliche Hülfsscharen zugeschickt, mit welchen Kaunitz dem bevorstehenden Anfalle ungefähr 32 000 Mann entgegenstellen konnte. Dieser erfolgte dann am 10. Mai, indem die Franzosen bei Thuin und Merbes-le-Chateau die Sambre überschritten. Der Regen goß in Strömen; in dem durchweichten Waldboden, der sich hier an den Ufern meilenweit hinzieht, blieben die Munitionswagen stecken, und die Franzosen konnten anfangs in dem Bajonettkampfe ihre Ueberzahl in vollem Maße geltend machen. So dehnten sie sich in heißem Gefechte bis in die Nähe von Binche aus, wo Kaunitz seine Hauptmasse endlich eine starke Stellung um das Dörfchen Rouveroy einnehmen ließ. Am 13. mittags zog Desjardins in fünf Kolonnen gegen diese heran [2]); der Kampf dauerte unentschieden bis zum Abend; da fiel Oberst Kienmayer mit acht Schwadronen auf die linke Flanke des Gegners, sprengte dieselbe bei dem ersten Anprall auseinander und jagte die Flüchtigen nach allen Richtungen bis an die Sambre. Hier-

[1]) Despeaux und Fromentin. Charbonnier hatte seitdem fünf Divisionen, zwei vom Ardennen- und drei vom Nordheere.

[2]) 40 000 gegen 22 000 Mann.

durch erschüttert, beeilte sich Desjardins, während des Dunkels der Nacht auf das rechte Ufer zurückzugehen; Charbonnier konnte nicht umhin, zu folgen, und am 14. war kein Franzose mehr im Norden des Flusses befindlich. Dieser erste Versuch auf den östlichen Flügel der Verbündeten war mit einem Verluste von 4000 Mann und 12 Kanonen gescheitert.

Bedenklicher für die Koalition schienen sich in denselben Tagen die Angelegenheiten ihres anderen Flügels in Flandern zu gestalten [1]. Dort hatte der französische Oberfeldherr, General Pichegru, zwischen Lille und Dünkirchen die drei starken Divisionen Moreau, Souham und Michaud, zusammen 61 000 Mann, vereinigt, während Feldzeugmeister Clerfait nicht halb so stark und seine Abteilungen durch ganz Flandern zerstreut waren. Die Franzosen überschritten am 24. April die Grenze, Michaud am weitesten westlich gegen Ypern und Nieuport manövrierend, Moreau und Souham auf beiden Ufern der Lys, jener links, dieser rechts des Flusses vordringend, um sich dann zu der Einschließung der Festung Menin zu vereinigen. Clerfait war im Augenblicke entfernt, bei Denain an der Schelde, wo er die erste Nachricht über die drohende Invasion durch den Prinzen von Koburg, aus den Papieren des bei Cateau gefangenen Generals Chapuis, erhielt und so schnell wie möglich zum Entsatze von Menin zurückeilte. Er traf zunächst auf eine Schar Hannoveraner unter General Oeynhausen, welche die Stellung von Mouscron durch ein blutiges Gefecht den Franzosen entrissen und damit den Weg nach Menin wieder eröffnet hatten. Dort sammelte

---

[1]) Ueber die Kämpfe in Flandern ist bei weitem die beste Arbeit das treffliche Buch von Ditfurth, die Hessen in den Niederlanden 1793 bis 1795, ein Werk, welches viel mehr giebt, als der Titel verspricht, und das gründlichste Studium mit gesundem Urteile verbindet. Weder die französische noch die österreichische Litteratur hat über diese Kämpfe etwas aufzuweisen, was sich ihm an die Seite stellen könnte. (Dazu kommt jetzt Witzlebens musterhafte Biographie des Prinzen von Koburg. A. d. 2. Auflage.)

darauf Clerfait von verschiedenen Seiten her eine Masse von etwa 10000 Mann und erwartete zur Ergreifung der Offensive nur noch einige englische Hülfstruppen von Yorks Abteilung, als er am 29. plötzlich von mehr als 30000 Mann der Divisionen Souham und Moreau in der Fronte und auf beiden Flanken angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande gänzlich geschlagen wurde. Erst an der Schelde, nicht weit von Tournay, konnte er seine aufgelöste Mannschaft unter dem Schutze jener eben anlangenden englischen Regimenter wieder sammeln. Die Franzosen, welche blutige Verluste gehabt hatten, drängten ihn für den Augenblick nicht weiter: allerdings aber war mit seinem Mißgeschick jede Aussicht auf die Rettung Menins verschwunden. Denn der Platz selbst war in kläglichem Zustande und zu längerem Aushalten durchaus unfähig. Mit der Schlaffheit, welche die damalige Verwaltung Oesterreichs charakterisierte, war während des Winters fast nichts für die Ausbesserung der Werke, Beschaffung von Schießbedarf, Einführung von Lebensmitteln geschehen. So hätte die Stadt sich gleich der ersten feindlichen Reiterpatrouille ergeben müssen, wäre nicht ihr Befehlshaber, der Hannoveraner Hammerstein, ein Mann von eisernem Stoffe gewesen, ein alter Soldat von derbem Mute, der im Kriege keine andere Rücksicht kannte als den Krieg, bei der Verwirrung im Hauptquartiere nicht erst viel nachfragte, sondern das Zweckmäßige mit eigenmächtigem Durchgreifen that und die fünf Bataillone seiner Besatzung vom ersten bis zum letzten Manne mit soldatischer Sicherheit zu erfüllen wußte. In dem halb offenen Orte hielt er sich bis zum 29., an welchem Tage ihm das französische Feuer seinen Pulvervorrat in die Luft sprengte; hierauf rief er am Abend seine Offiziere zusammen und erklärte ihnen seine Absicht, sich mit der Garnison durch die dichten feindlichen Reihen durchzuschlagen. Das kühne Unternehmen gelang vollständig. In zwei Kolonnen brach man bald nach Mitternacht aus dem Courtrayer und Brügger Thore, französische Emigranten, Hannoveraner und Hessen: es entstand sogleich ein wildes Handgemenge und entsetzliche Verwirrung; der

Gegner drängte immer stärker, eigenes und französisches Geschütz sperrte die engen Straßen; Freund und Feind wälzte sich in dem Dunkel der Nacht, von brennenden Häusern spärlich beleuchtet, in blutigem Ringen vorwärts. Hammerstein aber riß seine Kolonnen hindurch und führte 1200 Gerettete, eine Truppe so brav wie eine der Welt, den Fahnen Clerfaits zu.

Es war denselben Tag, an welchem Landrecies kapitulierte. Gleich am Abend rückte York aus Cateau mit weiteren 10 000 Mann zur Unterstützung Clerfaits nach Tournay ab, wo sich nach seiner Ankunft ein Heer von beiläufig 40 000 Mann verfügbar zeigte. Man beschloß, mit diesen Kräften, trotz der Uebermacht des Feindes, wieder zum Angriffe überzugehen. Die Kühnheit dieses Vorsatzes war nicht so groß, wie es nach der Zahl der beiderseitigen Streitkräfte erscheinen könnte: es machte sich gleich hier für die Franzosen der Grundfehler des Carnotschen Planes fühlbar, welcher ihre besten Kräfte, ohne bestimmt gedachten Zweck, dort in Flandern in das Blaue hinein operieren ließ. Ihre Truppen bildeten nämlich von Lille bis Courtray eine lange, nordwärts in das Land vordringende Kolonne, welche nach Carnots Wünschen sich immer weiter nach Nordwesten auf Brügge und Ostende fortbewegen sollte. Nun aber standen Clerfait und York südöstlich von Lille, mithin in der Seite, ja fast im Rücken der französischen Heersäule, konnten also auf jeden Punkt in deren Längenausdehnung einen zertrümmernden Stoß ausführen und hielten damit den übermächtigen Gegner vollkommen im Schach. Dies war so klar, daß Pichegru noch den General Bonneau mit 20 000 Mann aus Cambrai nach Flandern zog, um ihn zwischen Lille und Tournay als Deckung seiner Operationsbasis gegen York aufzustellen. Er hatte jetzt ungefähr 90 000 Mann in Flandern [1]), hätte aber trotzdem auch jetzt noch in eine üble Lage kommen können, wenn die Gegner sich mit vereinter Kraft

---

[1]) Bonneau 20 000, Souham 28 700, Moreau 22 200, Michaud 12 000, Osten 7000 — présents sous les armes.

auf Bonneau gestürzt hätten, den sie schlagen mochten, ehe Souham von Courtray oder Michaud von Ypern her zur Hülfe kommen konnten. Indes verschonten ihn jene mit einem so scharfen Streiche. Nicht Bonneau, gegen den ihre sämtlichen Kräfte verwendbar waren, sondern Souham und Moreau beschlossen sie anzugreifen. Wollten sie dann aber ihre Verbindung mit Koburg nicht völlig aufgeben, so mußte ein ansehnlicher Teil ihres Heeres bei Tournay stehen bleiben, und höchstens die Hälfte desselben wurde zu dem Kampfe verfügbar. So kam es zu einer neuen, schlechthin lähmenden Zersplitterung. Clerfait machte sich auf mit nur 16 000 Mann, um weit entfernt von seinen Genossen den Stier bei den Hörnern zu fassen und Souham und Moreau in der Fronte anzugreifen; York verharrte mit 20 000 in völliger Unthätigkeit bei Tournay, und mit 3000 blieb Wallmoden halbwegs zwischen beiden, angeblich zur Verbindung ihrer Heerteile, thatsächlich ohne Nutzen für den einen wie für den anderen. So fühlte man sich überall bedroht und schwach und sandte die dringendsten Bitten um Hülfe und Verstärkung in das kaiserliche Hauptquartier. Hier war denn freilich der Eindruck tief, und eine Menge aufgeregter und streitender Ratschläge suchten sich der Entscheidung des Kaisers zu bemeistern. Militärisch angesehen, ließ die Lage kaum noch einem Zweifel Raum: offenbar war der letzte Augenblick zum Handeln gekommen, und auch der Weg und die Weise des Handelns war nicht wohl mehr zu verkennen. Denn die große Operation des Feindes auf beiden Flügeln zur Umzingelung der Verbündeten war jetzt klar bezeichnet. Seine Stellung ergab seit den letzten Bewegungen einen großen Halbkreis, an dessen westlichem Ende 100 000 Mann in Flandern vordrängten, dessen östlichen Abschluß 60 000 Mann an der unteren Sambre bildeten, während die Mitte nur noch durch eine dünne Postenkette von 18 000 Mann besetzt blieb: so wurden von Tage zu Tage heftiger die beiden Flanken der Verbündeten in Anspruch genommen, und ein längeres Zuwarten zeigte sich auch für die oberflächlichste Betrachtung unmöglich. Erwog man nun die

Pläne und die Verteilung des Feindes — erwog man weiter, daß das eigene Heer allmählich in ganz ähnliche Aufstellung, nur in einen engeren Kreisbogen, gekommen war, 34 000 Mann im Zentrum und etwa 39 000 auf jedem Flügel — erinnerte man sich endlich, daß jeder dieser Flügel der gewaltigen Uebermacht des Feindes trotz einiger Verluste bisher standgehalten hatte: so mußte es deutlich werden, daß immer noch mehr als eine Möglichkeit zu Rettung und Erfolg vorhanden war. Alles kam darauf an, die Teilung der feindlichen Streitkräfte zu benutzen, sich selbst zu sammeln und so, wenn auch im ganzen schwächer, doch auf dem entscheidenden Punkte stärker zu sein. Dazu boten sich mehrere Wege. Entweder konnte Koburg das schwache feindliche Zentrum binnen wenigen Tagen außer Kampf setzen und dann, nach links gewandt, mit Kaunitz zusammenwirkend, das französische Sambreheer aufrollen, ehe Pichegru auch nur ein Bataillon aus Flandern zu Hülfe heranbrachte. Oder man richtete umgekehrt den Stoß des Zentrums nach rechts, vereint mit York und Clerfait, gegen die Basis Pichegrus in Flandern: gelang es, hier durchzubrechen, so war das feindliche Hauptheer von Lille, von seiner Verpflegung und seiner Rückzugslinie abgeschnitten und mitten im feindlichen Lande mit dem Rücken an das ebenso feindliche Meer gedrängt. Von diesen beiden Unternehmungen war die erstere, der Zug gegen das Sambreheer, die leichtere, da man dort den Gegner mit entschiedener Ueberzahl faßte, die zweite aber, wenn sie gelang, um so durchgreifender, weil man den besten Teil der französischen Streitkräfte damit zerstörte. Hierzu kam, daß Kaunitz an der Sambre sich eben allein geholfen hatte, Clerfait und York dagegen aus Flandern eifrig nach Unterstützung riefen. Der Prinz von Koburg war also entschieden für den Antrag, das Heer des Zentrums hinüber nach Tournay und Flandern zu führen.

Die militärische Fassungskraft des Kaisers ging so weit, daß er das Gewicht dieser Erwägungen begriff und demnach zur Genehmigung des neuen Planes neigte. Allerdings

langte zu Valenciennes, wo sich damals das schreibende Hauptquartier befand, in diesen Tagen ein Franzose an, der sich Graf von Montgaillard nannte und öffentlich als ein von der demokratischen Tyrannei verfolgter Auswanderer auftrat. In Wahrheit war er ein politischer Glücksritter, wie jene bewegte Zeit deren so viele hervorbrachte, ein Bauernsohn Namens Jakob Roques aus dem Dorfe Montgaillard, schon auf der Schule ein windiger Geselle, nachher Soldat, dann Börsenspekulant und während der Revolution ein allen Parteien dienstbarer Abenteurer. Seit dem 10. August war er in Dantons Gefolge eingetreten und von diesem mehrfach in den belgischen Umtrieben sowie als Doppelspion bei Koburg und Mercy gebraucht worden. Nach Dantons Sturze war er, ein stets willfähriges Werkzeug, in Robespierres Hände übergegangen und erschien jetzt mit dem Begehren, dem Kaiser persönlich wichtige Eröffnungen seitens des Wohlfahrtsausschusses zu machen. Da er dem Grafen Mercy als ein wenn auch untergeordneter Agent der Pariser Machthaber bekannt war, so wurde er zugelassen und trat dann mit der Erklärung hervor, daß Frankreich zum allgemeinen Frieden auf den Besitzstand vor dem Kriege bereit sei. Er gab übrigens diese Zusicherung als einen Beweis nicht der Schwäche, sondern der Menschenliebe Robespierres, forderte rasche Beschlußnahme und drohte für den Fall der Ablehnung, daß allen gekrönten Häuptern die Dolche bereits geschliffen seien. Sein Benehmen erschien im ersten Augenblicke so ungehörig, daß der Kaiser ihn festzunehmen befahl: dann aber fanden die österreichischen Staatsmänner sich doch veranlaßt, seine Reden in nähere Erwägung zu ziehen. Sein Vorschlag ging darauf hinaus, daß Frankreich seine festländischen Eroberungen, Savoyen, Nizza, die besetzten belgischen Bezirke räumen und dafür Korsika und die westindischen Inseln zurückerhalten würde. Durch einen solchen Frieden hätten also Oesterreich und Sardinien ihre Verluste gutgemacht, England dagegen seine Eroberungen herausgeben müssen: dieses Verhältnis legte offenbar die Vermutung nahe, daß bei der ganzen Eröffnung

der Wohlfahrtsausschuß es nicht ehrlich meine, sondern nur einen Zankapfel zwischen Oesterreich und England hinzuwerfen suchte. Andererseits war man doch auch sattsam über die Erschöpfung Frankreichs und die schwierige Lage des Wohlfahrtsausschusses unterrichtet, um die Möglichkeit eines ernsten Friedensantrages nicht so kurz von der Hand zu weisen; immer war der Vorschlag Montgaillards seinem Inhalte nach höchst annehmbar für Oesterreich: was England dazu sagen würde, konnte man abwarten, und da eben ein Schreiben Lord Grenvilles einlief, daß Montgaillard auch bei ihm angemeldet sei, so schickte man den Franzosen trotz aller königsmörderischen Drohungen fürs erste nicht nach Paris zurück, sondern nach London hinüber.

Indessen konnte für den Augenblick eine so unbestimmte Friedensaussicht nicht bestimmend auf die Kriegsoperationen einwirken: auch kamen eben jetzt neue Hiobsposten aus Flandern, welche alle Ungewißheit beseitigten und noch einmal den kampflustigen Stimmen das Uebergewicht gaben. Clerfaits Versuch gegen Courtray war nämlich bei der dreifachen Uebermacht des Feindes vollständig mißlungen. Nach einem scharfen Gefechte, 11. Mai, mußte er eilenden Fußes seinen Rückzug antreten und wich in leidlicher Ordnung, aber hart gedrängt, gegen Nordwesten bis in die Nähe von Gent zurück. York sah dem wehklagend, aber ohnmächtig zu; er war außer stande zu helfen, vielmehr selbst schon am 10. Mai durch General Bonneau auf das heftigste angegriffen worden; er hatte es endlich, wie bei Cateau, der Trefflichkeit seiner Reiterei zu danken, daß die Franzosen mit starkem Verluste den Kampf abbrachen; aber kein Gedanke war daran, daß er zur Unterstützung Clerfaits oder zur Rettung Gents das geringste hätte thun können. Hier wollte denn der Kaiser von keinem längeren Zaudern wissen. Man sah den drohenden Ruin eines tapferen Waffengenossen und die gänzliche Ueberflutung Flanderns vor Augen; Holland begann schon für seine seeländischen Grenzlande zu sorgen, und Lord Elgin, der englische Bevollmächtigte im Hauptquartier, mahnte, die Franzosen nicht an der Seeküste festen Fuß er=

greifen zu lassen. Die Befehle zu dem großen Flankenmarsche nach Flandern eilten aus dem Hauptquartiere durch die Abteilungen des verbündeten Zentrums.

Wir sahen vorher, welch glänzende Möglichkeiten sich an einen solchen Entschluß knüpften, müssen aber hier sogleich auch hinzufügen, welche Schwierigkeiten vor seiner Vollendung lagen. Der Feind, welcher seine Rekrutierung unaufhörlich fortsetzte und dadurch allmählich seine Garnisonen für den Felddienst verfügbar machte, hatte sich auch in Flandern fortdauernd verstärkt und zählte jetzt auf diesem Schauplatze nicht viel weniger als 100 000 Mann [1]. Es kam also für die Verbündeten alles darauf an, diese Ueberzahl durch einfache und kühne Bewegungen auszugleichen, alles Untergeordnete keck zu vernachlässigen, die volle Kraft auf den entscheidenden Punkt zu vereinen. In dieser Richtung wäre es möglich gewesen, von dem eben siegreichen Kaunitz einige tausend Mann zur augenblicklichen Deckung Landrecies' zu borgen, alle sonstigen Verbindungsposten an das Hauptheer heranzuziehen und so, mit York und Clerfait vereinigt, den Angriff auf Pichegru mit 80 000 Mann zu eröffnen. Auch diese erreichbar höchste Ziffer blieb, wie wir sehen, bei weitem hinter der Stärke des Gegners zurück; auch dann war die höchste Energie und Schnelligkeit zum Gelingen unerläßlich, und die wahrhaft kalte Berechnung selbst mußte das kühnste Wagnis als die einzig echte Vorsicht erscheinen lassen. Aber die hiermit bezeichnete Stimmung fehlte zum Unheil der Koalition in dem kaiserlichen Hauptquartier durchaus. Man klammerte sich an jede einmal besetzte Scholle Landes, wollte weder die Sambre noch das Zentrum entblößen, meinte, jedem feindlichen Corps wenigstens ein Bruchteilchen eigener Mannschaft entgegenstellen zu müssen. So ließ man Oranien mit 11 000 Mann bei Landrecies und ein zweites Corps von 4000 Mann an der Schelde bei Denain zurück; der Zuzug für Flandern schmolz hiermit auf 23 000 Mann, so daß die Gesamtstärke

[1] Eingerechnet die Division Michaud.

des für den großen Plan bestimmten Heeres sich auf 62 000 beschränkte. Damit nicht zufrieden, entwarf man einen Angriffsplan, welcher allerdings das Ziel der Bewegung — Abschneiden des Feindes von seiner Heimat — bestimmt und deutlich aussprach, die eigenen Mittel aber, jene 62 000, welche gegen mehr als 100 000 streiten sollten, noch dazu in grenzenloser Zersplitterung zu völliger Ohnmacht verurteilte. Wir stehen hier an der Stätte, wo für den ganzen Feldzug und damit für den Gang der neueren Weltgeschichte die Entscheidung fiel: es ist unumgänglich, etwas ausführlicher, als es sonst unseres Teiles ist, in das kriegsgeschichtliche Detail einzugehen und uns deshalb vor allem die örtlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen.

Es ist ein durch alle Jahrhunderte ereignisreicher und folglich blutgetränkter Boden, auf welchem wir uns befinden. Von hier, von den Ufern der Schelde und Lys, begannen einst die salischen Franken ihren triumphierenden Lauf zur Unterwerfung Galliens. Hier sank dann in späteren Zeiten das Kaisertum des welfischen Hauses vor Philipp Augusts siegreichen Waffen in den Staub; hier legten gegen den Freiheitsdrang der flandrischen Städte die burgundischen Herzoge den Grund ihrer zur Weltbeherrschung bestimmten Macht; hier kämpfte Ludwig XIV., nach langem Uebermute endlich auf den Tod getroffen, gegen Eugen und Marlborough die letzten Kämpfe der Verzweiflung. Das Gebiet, wo auch jetzt wieder über das Geschick des ganzen Weltteils gefochten werden sollte, dehnt sich in einer Länge von etwa elf, in einer Breite von zehn deutschen Meilen, ein fast regelmäßiges Viereck, zwischen der Nordseeküste im Westen und der damit parallel strömenden Schelde im Osten aus. Es ist ein fast ganz ebenes, unendlich angebautes und dicht bevölkertes Gelände. Zwischen zahlreichen stattlichen, reich emporblühenden Städten reiht sich Dorf an Dorf, ein jedes mit massiven Häusern besetzt und mit Gärten und Obstwald umgeben. Die Felder sind überall durch wasserreiche Gräben, hohe Hecken oder dichte Baumreihen eingeschlossen, welche bei kriegerischen Operationen die Ent=

wickelung der Reiterei schlechthin verbieten; jeder Bach bildet in dem fetten und lockeren Erdreich weiche Ufer und morastige Umgebung, so daß man selbst das kleinste Gewässer nur auf festen Brücken überschreiten und auch von dem Fußvolke keine rasche Bewegung neben den Heerstraßen und noch weniger einen Wechsel der Operationslinie verlangen darf. Man erkennt leicht, wie viele Vorteile ein solcher Boden einem einsichtigen Verteidiger gewährt: wir werden bald wahrnehmen, daß auch die jetzt bevorstehenden Kämpfe in allen Teilen hierdurch ihren Charakter empfingen.

Ungefähr drei Meilen westlich von der Schelde tritt die Lys in dieses Gebiet ein, fließt an Menin und Courtray vorüber parallel mit dem Hauptstrom bis Deynze und wendet sich dann ostwärts, um sich bei Gent mit der Schelde zu vereinen. Beide Flüsse schließen also auf flandrischem Boden ein langgestrecktes Dreieck ein, in dessen südlicher Grundlinie auf französischer Seite die wichtigste der großen Grenzfestungen, Lille, auf flandrischer dagegen, an der Schelde, Tournay liegt. In diesem Bezirke war nun folgendes die Aufstellung der kämpfenden Heere. Die Franzosen hatten als Fundament ihres Angriffes die Divisionen Bonneau und Osten ganz nahe bei Lille gelagert; von dort nördlich vorschreitend, hatten Moreau und Souham zuerst Menin genommen, dann Courtray besetzt und wollten eben, immer nach Norden dringend, einen weiteren Streich gegen Clerfait führen. Ihre langgedehnte Linie im Westen zu decken, machte endlich Michaud, wenige Stunden von ihnen entfernt, Front gegen Ypern. Von den Verbündeten stand, wie wir früher bemerkten, Clerfait mit 16 000 Mann jenseit der Lys bei Thielt, im Norden der französischen Angriffskolonne, durch diese selbst von seinen Genossen abgetrennt, York dagegen mit noch 18 000 bei Tournay, östlich von Lille, Bonneau gegenüber, fast im Rücken Souhams und Moreaus. Es leuchtet ein, daß, wenn man ihn mit allen Truppen des Zentrums auf 40 oder 50 000 Mann verstärkte, eine Möglichkeit gegeben war, Bonneau mit solcher Uebermacht rasch zu zersprengen; wenn dies gelang, so standen Moreau

und Souham, von allen Hülfsquellen abgeschnitten, in der Luft und wären schwerlich einem vernichtenden Unheil entgangen. Wie gesagt, man hatte in Koburgs Hauptquartier eine Vorstellung von diesem Plane, konnte sich aber nicht zu einer konsequenten Ausführung entschließen. Man bestimmte zwar die Truppen von Landrecies, 32 000 Mann unter Erzherzog Karl und General Kinsky, zu einem Angriffe auf Bonneau: statt aber York die gleiche Richtung zu geben, zerlegte man dessen Corps in zwei Kolonnen, welche gegen die Ortschaften Roubaix und Tourcoing — ganz in der Nähe von Courtray — vorgehen und dort Moreau und Souham angreifen sollten. Wieder einige Stunden weiter nördlich würden die Hannoveraner ihr Heil gegen Mouscron versuchen und endlich Clerfait in weit gebogenem Marsche nach Westen das französische Heer umgehen und sich dann auf eigene Faust einen Weg durch dasselbe hindurch zu York nach Tourcoing bahnen. Man hoffte damit die Zersprengung der feindlichen Linie vollständig zu machen und die Franzosen einem sicheren Untergange entgegenzuführen. Es war von Mack alles nach der Landkarte trefflich ausgesonnen: es kam nur auf die doppelte Voraussetzung an, daß alle Kolonnen auch auf dem Schlachtfelde gleich pünktlich ineinandergriffen, und daß die zwischen ihnen befindlichen 100 000 Franzosen nicht durch einen unerwarteten Gegenschlag das künstliche Netz zerrissen.

Für das letztere war allerdings im Augenblick wenig Anschein vorhanden. Denn Pichegru erwartete so wenig einen ernstlichen Angriff, daß er gerade jetzt sein flandrisches Heer verließ und sich nach der Sambre begab, um den geschlagenen Generalen dort Trost und Aufmunterung zuzusprechen. Souham und Moreau waren in gleicher Sicherheit: als am 16. Mai ihre Vorposten von Bewegungen in Clerfaits Lager meldeten, setzten sie mehr als 40 000 Mann von ihren Divisionen in Marsch und überschritten damit, ohne die Ahnung einer im Rücken drohenden Gefahr, die Lys, um dem österreichischen Feldherrn eine derbe Lektion angedeihen zu lassen. So blieben die Dörfer ihrer bis-

herigen Stellung, Mouscron, Roubaix und Tourcoing, nur schwach besetzt, und die Verbündeten konnten von Tournay her ihren Angriff am 17. Mai mit den besten Aussichten beginnen. Das kleine Corps der Hannoveraner wurde freilich von Mouscron mit blutigen Köpfen abgewiesen; der kaiserliche General Otto aber erstürmte nach hitzigem Kampfe Tourcoing, und die englische Garde setzte sich unter Yorks persönlicher Führung gegen Abend auch in Roubaix fest, ehe die französischen Generale eine Möglichkeit fanden, ihre Hauptmassen über die Lys zurückzunehmen. Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß sie noch viel weniger an diesem Tage dem General Bonneau, drei Meilen weiter südlich, hätten helfen können, wenn Koburg seine sämtlichen Streitkräfte auf diesen geworfen hätte — daß also der vorherbezeichnete Schlachtplan noch am Morgen des 17. vollkommen ausführbar gewesen wäre.

Jetzt aber blieben die von York und Otto errungenen Vorteile durchaus vereinzelt. Clerfait wagte in dem von Feinden schwärmenden Lande nur äußerst langsam vorzugehen und hielt gegen Abend noch am linken Ufer der Lys bei Werwick inne — mehrere Meilen weit von Tourcoing, seinem Vereinigungspunkte mit York, entfernt. Erzherzog Karl aber erreichte nach langem mühseligem Marsche den General Bonneau erst um die Mittagsstunde des 17.; seine Truppen, obgleich in der Sonnenhitze keuchend und lechzend, griffen bei dem Anblicke des Feindes mutig an und drängten die Franzosen bis unter die Geschütze von Lille zurück, waren jedoch entfernt nicht im stande, den Gegner völlig zu erdrücken und kampfunfähig zu machen. Als demnach gegen Abend der Kanonendonner auf dem weiten Schlachtfelde allmählich verstummte, war die Lage der Verbündeten diese, daß weder Karl, noch Wallmoden, noch Clerfait ihre Aufgaben gelöst hatten, daß mithin Otto und York, die ein jeder mit etwa 8000 Mann tief in die feindliche Linie vorgedrungen waren, sich in einer höchst gewagten, überall einem feindlichen Angriffe ausgesetzten Stellung befanden. Im Hauptquartier hatte man eine halbe Ahnung davon und

meldete dem Herzog von York, daß er im Laufe des nächsten Vormittags vom Erzherzog Karl 15 Bataillone Verstärkung erhalten sollte; mitten in der Nacht kam dann ein weiterer Befehl, er sollte am Morgen nur immer vorwärtsdringen und sich mit Clerfait zu vereinigen suchen, um dadurch die Zersprengung des Feindes zu vollenden.

Allein während man hier die Zeit mit Meldungen und Verheißungen hinbrachte, hatten die Franzosen gehandelt. Am 17. Mai nachmittags, als sich die verschiedenen Angriffe der Verbündeten entwickelten, traten die Generale Souham, Moreau, Macdonald und Reynier zu einer Beratung in Menin zusammen. Reynier machte aufmerksam, wie leicht man von mehreren Seiten erdrückende Massen auf Tourcoing werfen und die dortigen Gegner zermalmen würde, ehe die feindlichen Flügel dem bedrohten Zentrum eine ausreichende Unterstützung zuführen könnten. Souham stimmte lebhaft ein. Er hatte vor 1789 fünf Jahre lang als gemeiner Reiter gedient; ein riesiger Wuchs, eine mächtige Körperstärke, ein in jeder Probe sicherer Mut, verbunden mit frischem Verstande und zutreffendem Urteil, gaben ihm beim Ausbruche der Revolution sofort ein bedeutendes Ansehen unter seinen Kameraden; seit dem Beginne des Krieges stieg er rasch von Stufe zu Stufe und wurde mit 33 Jahren Divisionsgeneral. Die Soldaten sagten, unter seiner Führung werde man nicht geschlagen; ein Ministerialagent schrieb an Carnot, jener sei ein Patriot, welcher Pitt und Koburg wie weiche Birnen zerquetschen werde. Einem Manne dieses Schlages behagte der Gedanke, den feindlichen Angriff durch einen plötzlichen Ausfall zu zerschmettern, im innersten Herzen: die anderen stimmten zu, und auf der Stelle ging die Aufforderung zur Beihülfe an Osten und Bonneau ab. Alles, was jenseit der Lys gegen Clerfait gestanden, mehr als 40 000 Mann, marschierte eiligst nach Courtray zurück, um von Norden her auf Tourcoing und Ottos rechte Flanke zu fallen. Gegen Clerfait stellte sich Moreau persönlich mit 8000 Mann bei Werwick auf, sicherte damit den Rücken der französischen Stellung und setzte die gestrigen Gegner

Yorks — etwa 12000 Mann — zu einem Frontangriffe auf die verlorenen Ortschaften in stand. Bei Lille endlich ließ Bonneau ungefähr 8000 Mann zur Beobachtung des Erzherzogs stehen und brach gegen vier Uhr morgens mit 18000 von Süden her auf Roubaix in den linken Flügel Yorks. So fanden sich bei dem ersten Grauen des Tages am 18. Mai die beiden Kolonnen des verbündeten Zentrums von einer mehr als vierfachen Uebermacht angegriffen.

Die Lage der Verbündeten war denn hier vom ersten Augenblicke an eine verzweifelte. York und Otto hatten ihre Truppen jeder in mehrere der kleinen Ortschaften zerteilt, und auf alle erfolgte der Angriff zu gleicher Zeit mit erdrückenden Massen. Von Ottos Kolonne stand General Monfrault in Tourcoing mit sechs und der hessische General Hanstein eine Stunde weiter rückwärts in Watrelos mit zwei Bataillonen. York hatte den General Abercromby mit sieben Bataillonen zwischen den Dörfern Mouveaux und Roubaix, das hessische Leibregiment zur Deckung seines Rückens in Lannoy, zwei österreichische Bataillone zur Verbindung mit Otto gegen Tourcoing hin aufgestellt. Nach einem kurzen und hitzigen Gefechte wurde zuerst Tourcoing von dem Feinde genommen, worauf Monfrault eine neue Stellung auf freiem Felde dicht hinter dem Orte nahm und drei Stunden lang eng geschlossen und unerschütterlich den ungleichen Kampf fortsetzte. Seine Truppen standen in einem großen Viereck, an dem alle Stürme der französischen Kolonnen zerschellten; rechts und links ergossen sich feindliche Tirailleurschwärme und plänkelnde Reiter in die Ebene, im Rücken ertönte immer heftiger der Donner des um Watrelos geführten Kampfes. Dort hatten die hessischen Garden nicht weniger als drei Brigaden sich gegenüber, stemmten sich aber mit eiserner Ausdauer der gewaltigen Ueberzahl entgegen und zogen sich erst gegen 8 Uhr, als die Munition zu mangeln begann, langsam und wohlgeordnet unter stetem Feuer hinter das Espierreflüßchen zurück. Eben wollte die Nachhut den Bach passieren, als in wildem Rennen einige versprengte Reiter heraneilten, von französischen

Chasseurs mit atemloser Hast verfolgt und schon von ferne den Grenadieren um Hülfe und Rettung zuwinkend. Es war der Herzog von York, der in Mouveaux zurückgeworfen und bei Lannoy, wie er glaubte, bereits vom Feinde umgangen, dem General Abercromby den Oberbefehl über seine Kolonne übertragen hatte und querfeldein auf Watrelos geritten war, um von dort in das kaiserliche Hauptquartier zu entkommen. Hier war er denn erst recht der Gefahr in die Hände gegangen, da die französischen leichten Truppen hinter Monfraults Rücken, wie wir sahen, alle Felder durchschwärmten; nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er es zu danken, daß er nicht sofort ergriffen wurde. Auf sein Rufen machten die Hessen ohne Zaudern Kehrt gegen den Feind, den sie mit ihren letzten Schüssen zu schleunigem Umwenden brachten; der Herzog hatte so sehr die Besinnung verloren, daß er dicht neben der Brücke den sumpfigen Bach durchwatete und, am anderen Ufer angelangt, ohne Halten davonsprengte. Die traurigste Folge des Vorfalles war, daß die Hessen, durch ihre Aufopferung zurückgehalten, gleich darauf von stärkeren feindlichen Massen ereilt wurden und beim Uebergange über das Wasser noch einen blutigen Verlust erlitten. Nichtsdestoweniger setzte sich das Regiment am anderen Ufer auf der Stelle wieder fest und wehrte, durch einige österreichische Reserven verstärkt, den größten Teil des Tages hindurch alle Angriffe der Franzosen an dieser Stelle ab. Wie wichtig seine heldenmütige Ausdauer für das Heer war, erfuhr gleich darauf Monfraults Kolonne. Diese hielt nämlich hinter Tourcoing aus bis gegen 9 Uhr, zog sich dann, da ihr durch den Verlust von Watrelos die Heerstraße gesperrt war, auf einem Nebenwege anfangs in guter Ordnung zurück, wurde aber von den Franzosen immer ungestümer gedrängt und endlich in der Flanke durchbrochen. Hierauf entstand die ärgste Verwirrung, die Bataillone gerieten untereinander, immer größere Haufen lösten sich in unordentlichem Fliehen auf, endlich flutete die ganze Masse in wildem Rennen nach Tournay zurück, dicht neben der hessischen Stellung vorüber. Hätte auch diese nachgegeben

und die Flüchtigen dort feindliche Massen gefunden, so wäre schwerlich ein Mann entkommen.

Ein ganz ähnliches Schicksal erlitt in denselben Stunden die Kolonne des Generals Abercromby. Auch sie setzte anfangs der unverhältnismäßigen Uebermacht heroische Anstrengungen entgegen. Die englischen Garden standen wie im Boden gewurzelt; als Abercromby endlich den Befehl zum Rückzug gab, wichen sie langsam aus Mouveaux, um in Roubaix denselben hoffnungslosen Kampf mit gleicher Kaltblütigkeit wieder aufzunehmen. Auch ihnen drohte, wie Monfrault, eine vernichtende Gefahr im Rücken; während Bonneau mit der einen Hälfte seiner Division Roubaix in der Seite nahm, hatte er, 6 Uhr morgens, die andere auf das hessische Leibregiment in Lannoy geworfen, dessen Einnahme die Engländer von jeder Möglichkeit der Rettung abgesperrt hätte. Zu ihrem Heile that das Leibregiment seine Pflicht, wie zwei Stunden davon entfernt die hessische Garde in Watrelos. Auf allen Seiten von achtfacher Uebermacht umringt, durch unaufhörlich neue Angreifer getroffen, mit Geschützfeuer und Bajonettsturm abwechselnd bedrängt, hielt es einen siebenstündigen Kampf ohne Weichen und Wanken aufrecht. So vollständig nahm es die feindliche Kolonne in Anspruch, daß kein Bataillon derselben übrig blieb, um Abercrombys Rückzug zu belästigen. Als die Engländer, von Roubaix her zurückgehend, die Linienregimenter bereits in unordentlicher Flucht, die Garden noch geschlossen kämpfend, gegen 10 Uhr in die Nähe des Ortes kamen, konnten die Franzosen von dort her nur ein Reiterregiment gegen Abercromby loslassen, dessen Anfall denn immer so viel wirkte, daß endlich auch die englischen Garden die Fassung verloren, die Glieder verließen und, zum Teil die Waffen wegwerfend, in atemloser Hast nach Tournay rannten. Die Hessen behaupteten darauf Lannoy noch bis 1 Uhr; dann, als sie sich gänzlich verfeuert hatten, öffnete sich Oberst Eschwege nach einer letzten Kartätschensalve einen Weg mit dem Bajonett durch die dichten Massen der Feinde, allerdings nicht ohne ein Drittel seiner Mannschaft tot oder

gefangen zurückzulassen. Der Feind verfolgte an dieser Stelle nicht weiter, sondern begnügte sich, eine Kolonne von dort gegen die Flanke der Hessen und Oesterreicher am Espierrebach zu entsenden. Hier entspann sich noch einmal ein lebhaftes Artilleriefeuer; da aber die Franzosen keinen Angriff mit der blanken Waffe versuchten, so konnte General Hanstein bis gegen 7 Uhr abends seine Stellung behaupten und seine Truppen ungefährdet auf den allgemeinen Sammelplatz, das Lager bei Marquain dicht vor den Thoren Tournays, zurückführen.

Dort angelangt, brannte auf aller Lippen die Frage nach den bisherigen Kampfgenossen, die Frage, was aus dem Heeresteile des Erzherzogs Karl geworden, die Frage, warum man sie der Wucht der feindlichen Uebermacht auch ohne einen Schritt zur Unterstützung preisgegeben hatte. In der That war das Benehmen dieses Flügels am 18. nicht das wenigst Seltsame in dieser seltsamen Schlacht. Wir sahen, daß der Erzherzog und General Kinsky am 17. die Franzosen über die Marcque bis nach Lille zurückgedrängt hatten: Kinsky stand dann die Nacht hindurch bei Cheraing, der Erzherzog bei Lesquin ruhig im Bivouac. Cheraing ist eine, Lesquin zwei Meilen weit von Lannoy, dies kaum eine Stunde von Mouveaux entfernt. Natürlich vernahm man also bei Cheraing jeden Schuß, der seit 4 Uhr zwischen den Engländern und der Division Moreau gewechselt wurde; man hörte aus der Ferne den Kanonendonner von Tourcoing und Watrelos herüberdröhnen, man verfolgte an der Richtung des Schalles deutlich das Vorrücken des Feindes auf allen Seiten. Hessische Jäger bildeten Kinskys Vorhut, sie begriffen nicht, weshalb kein Befehl zum Aufbruche käme; ihr Führer, Hauptmann Ochs, eilte endlich in zürnender Ungeduld morgens um 6 Uhr zu dem Generale, um ihm vorzustellen, welches Unheil drüben den Waffengenossen drohe, wie man schleunigst zur Hülfe vorgehen müsse, wie nur ganz unbedeutende Abteilungen des Feindes im Wege ständen. Allein General Kinsky wies jede Erörterung kalt und verdrießlich mit den Worten ab, er sei krank und kommandiere nicht

mehr. So lagen die Truppen unthätig auf den Feldern, beobachteten den Zug des Pulverdampfes, der unter immer näherem, immer stärkerem Getöse jetzt auch Lannoy einhüllte, und durften keinen Schritt zur Unterstützung der bedrängten Kameraden thun. Eine gleiche Stille herrschte im Lager des Erzherzogs. Es heißt, jene Weisung, daß er 15 Bataillone gegen Mittag nach Lannoy führen sollte, sei ihm schon morgens um 5 Uhr zugegangen, er aber hätte an einem Krampfanfalle den Vormittag besinnungslos daniedergelegen und deshalb dem Befehle nicht nachkommen können [1]. Indes hielten der Kaiser, Koburg, Mack, Waldeck während des Morgens in Templeuve, nachher in Marquain, eine Meile weit von dem kranken Kinsky, zwei Meilen von dem besinnungslosen Erzherzog entfernt, mußten also spätestens um 7 Uhr Nachrichten über den hinderlichen Zustand dieser Generale haben. Was darauf bei ihnen verhandelt, welche Gründe der Ehre und des Mutes, der Vorsicht und der Zurückhaltung entwickelt, wie viel schmerzlicher Zorn oder kalte Berechnung aufgewandt worden, davon hat keiner von ihnen jemals eine Mitteilung gemacht. Darüber vergingen die Stunden, Tourcoing und Watrelos wurden verloren, Abercromby geworfen, zuletzt auch Lannoy eingebüßt. Da, 4 Uhr nachmittags, kam endlich an Kinskys Vortrab der sehnlichst erharrte Befehl zum Aufbruche gegen Roubaix: die Truppen traten mit Eifer an, um das bisherige Unheil nicht mehr abzuwenden, aber doch zu rächen, als eine neue Ordre des Hauptquartiers, dieses Mal von dem Prinzen von Waldeck unterzeichnet, einlief, der Herzog von York sei bereits völlig geschlagen, die Kolonne solle zurück in das Lager bei Marquain. Es war das Geständnis, daß der Tag verloren, die große Offensivbewegung der Verbündeten aufgegeben sei.

Wer könnte entscheiden, ob ein kräftiges und rechtzeitiges Eingreifen des Erzherzogs den Tag vollständig gewandelt

[1] In seinem eigenen Berichte erwähnt er den Empfang der Ordre, aber nicht den Krampfanfall. Witzleben III, 216, 220.

und die Niederlage in Sieg verwandelt hätte? Die Möglichkeit läßt sich nach keiner Seite in Abrede stellen, da die Franzosen mit 80 000 Mann zwölf sauere Stunden zur Ueberwältigung von 16 000 gebrauchten und bei einem Vorbrechen Karls höchst wahrscheinlich auch Clerfait Luft bekommen hätte, der am Morgen des 18. Mai von Werwick aus erfolgreich vordrang, nun aber am 19. eilfertig den Rückzug über die Lys antreten mußte. Sei dem, wie ihm wolle, jener kaiserliche Entschluß, die Bundesgenossen preiszugeben und die eigenen Truppen zu schonen, schloß die Entscheidung des Feldzuges und den Sieg Frankreichs unwiderruflich in sich, und es gehörte die Enge des militärischen Gesichtskreises Franz' II. dazu, um sich darüber auch nur wenige Tage hindurch noch zu täuschen. Die Franzosen hatten den Feldzug mit bedeutender Uebermacht eröffnet, sie hatten bis dahin trotz aller Verluste mit jedem Tage sich verstärkt, ihre Kräfte schwollen auf jedem Teile des Kriegstheaters immer bedrohlicher für die Stellung der Alliierten an. Für diese gab es keine Verstärkung, keinen Ersatz der täglichen Opfer. Ja noch mehr, während die französischen Rekruten sich täglich schulten und durch die Einbußen die Qualität des Ganzen sich besserte, ging bei den Verbündeten mit jedem Gefallenen ein alter Soldat verloren und sank der Wert des Restes, da natürlich die Besten sich stets am meisten aussetzten. Unter solchen Umständen konnte nur die entschiedene Ueberlegenheit des Geistes die Geschicke zu Gunsten der Verbündeten wenden; wenn nicht das Talent ihres Feldherrn mit großen und schnellen Schlägen die feindlichen Massen zersprengte, so mußte deren Wucht die Wagschale unwiderstehlich hinabziehen. Nun hatte der Kaiser die Gelegenheit zu solchen Erfolgen am ersten Tage des Feldzugs versäumt; er hatte sie versäumt nach dem Falle von Landrecies; jetzt, mit dem Abend des 18. Mai, war sie zum dritten Male dahin und verloren für immer.

Den Truppen wurde übrigens in diesem letzten Augenblicke noch einmal ein Beweis vergönnt, daß das kommende Unheil nicht durch die Schwäche ihres Schwertes verschuldet

sei. Am Abend des 18. herrschte freilich in Tournay eine grenzenlose Verwirrung; Yorks und Monfraults Soldaten trieben sich wehklagend und beinahe meuternd in der Stadt und dem Lager umher, und das Aergste hätte bei einer kräftigen Verfolgung von seiten des Feindes sich unaufhaltsam vollendet. Als jedoch Pichegru drei Tage lang zauderte, stellte sich schnell die Ordnung und Zuversicht wieder her; schon bei einem Kriegsrate am 19. war der Prinz von Oranien allein der Meinung, daß man auf alle Angriffsgedanken verzichten müsse, während die anderen Generale, selbst Waldeck mit eingeschlossen, sich für die Möglichkeit einer ferneren Offensive aussprachen [1]). Insbesondere forderte Koburg die Heranziehung aller entsendeten Heeresteile und verhieß, mit vereinigter Macht den Feind binnen acht bis zehn Tagen entscheidend zu besiegen [2]). Man bemühte sich einstweilen, die Truppen wieder zu sammeln und zu erfrischen, die Stellung etwas auszudehnen und zu befestigen. Endlich, am 22. Mai, kam Pichegru zum Angriffe heran, mit voller Macht, in der ganzen Ausdehnung der verbündeten Linien. Wieder entspann sich ein mehr als zwölfstündiger Kampf, eine zweite große Feldschlacht, in welcher besonders die Hannoveraner eine glänzende Tapferkeit bewiesen. Am Abend mußten die Franzosen auf allen Punkten weichen und sich mit Hinterlassung von 5 Geschützen und einem Verluste von mehr als 5000 Mann zum Rückzuge bequemen. Bei den Soldaten war durch diesen Erfolg die Erinnerung an das Mißgeschick des 18. vollkommen verwischt, und auch der Kaiser, der sich während des Streites in keiner Art geschont hatte, schaute noch einmal mit kindlicher Hoffnung in die Zukunft dieses Krieges.

Er gab dem Prinzen von Koburg, der trotz des Sieges mit bekümmertem Herzen auf seine zusammengeschmolzenen Bataillone schaute, die tröstlichsten Versicherungen und verhieß ihm jede ersinnliche Anstrengung ür die kräftige Fortführung des Kampfes.

[1]) York an Dundas, 19. Mai.
[2]) Witzleben III, 224.

Hier aber trat ein stärkerer Geist zwischen den Kaiser und dessen vergnügliche Wünsche. Die hohe Politik griff entscheidend in die Thätigkeit des Feldherrn ein. Der Hader über Polen, der seit einem Jahre die Grundlagen des europäischen Bündnisses unterwühlt hatte, brach jetzt offen zu Tage, und wie er acht Tage früher den preußischen König an die Weichsel statt an den Rhein geführt hatte, so riß er jetzt auch den deutschen Kaiser von dem französischen Kriege zu der Bekämpfung des bisherigen Bundesgenossen hinweg.

Fünftes Kapitel.

Räumung Belgiens.

Als Kaiser Franz seine Hauptstadt verließ, um in Belgien frische Kriegsluft zu atmen, blieb Thugut noch einige Tage zurück, um die dringendsten Geschäfte zu erledigen. Es war der Ausbruch der polnischen Unruhen, zu welchen ohne Zeitverlust Stellung genommen werden mußte. Thugut betrachtete das Ereignis mit sehr gemischter Stimmung. Er hatte im vorigen Jahre mit Eifer nach dem Erwerbe einer polnischen Provinz getrachtet; er sah jetzt den Weg zu diesem Ziele aufs neue breit geöffnet vor sich. Aber allerdings, gerade in diesem Augenblicke, wo der französische Krieg alle Sorgen und Kräfte höher als jemals früher anspannte, war der polnische Aufstand, wie Thugut dem englischen Gesandten klagte, eine äußerst lästige neue Verwickelung. Nicht die Sorge um Polen oder Rußland war es, die ihn bewegte; sondern auch hier war es immer derselbe schwarze Punkt, der ihm sonst die Tage und die Nächte vergiftete, die stets wache Erinnerung an das emporstrebende Preußen. Denn es war ja nur zu gewiß, daß auf der Stelle auch dieses Mal Preußen sich wieder einmischen würde, und wer konnte dann den Umfang der unausbleiblichen

Weiterungen übersehen? Alles kam darauf an, so schnell wie möglich dem widerwärtigen Rivalen in Petersburg zuvorzukommen; von einer Begünstigung der Polen, wie im vorigen Sommer, durfte keine Rede mehr sein. Schlimmer als die Furcht vor den polnischen Insurgenten, schrieb demnach Thugut am 10. April dem Grafen Cobenzl, ist die Möglichkeit neuer Schritte der preußischen Unbilligkeit und Turbulenz; die preußischen Truppen setzen sich gegen Polen in Marsch, und Rußland widerspricht nicht; im Gegenteil, Igelström tritt mit den Preußen in Einvernehmen. Oesterreich aber, fuhr er fort, könne schlechterdings nicht zulassen, daß die Preußen längere Zeit in Polen blieben oder gar in Krakau sich festsetzten. Der Kaiser begehre keine Aenderung und keine Erwerbung in Polen, wohl aber das Besatzungsrecht in einzelnen Grenzplätzen. Allein die ganze Lage würde geändert durch eine neue Vergrößerung Preußens. Rußland werde, wie man hoffe, diese zu hindern wissen; man bitte um Auskunft, was es gegen die preußische Habsucht zu thun gedenke. Verstärkung der russischen Truppen in Polen sei das Dringendste, dann aber ebenso unerläßlich der Aufschub des türkischen Krieges. Der Kaiser billige die russischen Pläne und sei höchst bereit, seiner Zeit dazu mitzuwirken. Aber in diesem Augenblicke sei ein solcher Krieg verhängnisvoll; Dänemark und Schweden rüsten, Preußen würde sofort neue Uebergriffe versuchen, Oesterreich, um diese zu vereiteln, müßte dann Frieden mit Frankreich machen um jeden Preis. Also kein Türkenkrieg vor dem Abschluß des französischen, nachher volle Unterstützung der russischen Absichten. Vor allem aber, schloß er, müßten wir sicher sein, daß Rußland seine Gunst nicht zwischen uns und Preußen teilt; ließe Rußland in Polen preußische Truppen zu, so müßten auch wir einrücken, um für die letzte Teilung unser Los zu sichern; der Kaiser ist in Belgien, ich bin im Begriffe, ihm zu folgen; wir hoffen, daß Rußland unterdessen Preußens Umtriebe überwacht und in Schranken hält.

Wie man sieht, enthält dieses Schreiben ein vollständiges Programm, welches an Deutlichkeit nichts zu wünschen läßt.

Entweder hält Rußland die Preußen aus Polen entfernt: dann will auch Oesterreich auf große polnische Erwerbungen verzichten, zur Zeit die Eroberung französischer Provinzen erstreben und künftig mit Katharina die Türkei teilen. Oder, Rußland verstattet dem Berliner Hofe eine Vergrößerung in Polen, sei es durch unmittelbare Begünstigung, sei es durch die Entzündung eines Türkenkriegs: in diesem Falle wird Oesterreich, um Preußen einzuschränken, Polen so weit wie möglich sich selbst aneignen und zu diesem Behufe Frieden mit Frankreich suchen um jeden Preis. So bestimmt wie möglich wird die weitere Verteidigung Belgiens und des Rheines von dem Verlaufe der polnischen Händel abhängig gemacht. Für Oesterreich ist der Revolutionskrieg die untergeordnete, die Niederlage Preußens die alles bestimmende Frage.

Von solchen Stimmungen erfüllt, eilte am 11. April der Minister seinem Monarchen nach, langte am 21. in Brüssel an und nahm dann mit seinen Beamten fürs erste Aufenthalt in Valenciennes. Dort empfing ihn zunächst eine erfreuliche Nachricht: der Turiner Hof, erschreckt durch die wachsenden französischen Rüstungen, hatte sich dem österreichischen Ultimatum gefügt, und ein sardinischer Gesandter war unterwegs, um den förmlichen Vertrag zu schließen. Aber schon am 27. April erwuchs dem Minister neuer Verdruß durch die Ankunft des Lord Malmesbury, der in höchster Befriedigung über seinen preußischen Vertrag auf der Reise vom Haag nach London die österreichischen Quartiere passierte und bei diesem Anlasse sich über die beste Verwendung des preußischen Hülfscorps äußerte. Er hielt an seinem Gedanken fest, die ganze Macht nach Belgien zu werfen, wo ihr Eingreifen geradezu die Entscheidung für den ganzen Feldzug geben könnte, und war höchst überrascht, daß über seinen schönen Vertrag überhaupt Thugut fast grimmig die Achseln zuckte und vollends von der Verwendung der Preußen in Belgien nicht das mindeste wissen wollte. Dieser Malmesbury, schrieb Thugut an Colloredo, ist ein durch Heuchelei und Schlauheit höchst gefährlicher

Mensch und dazu den Preußen vollständig ergeben [1]). Thugut wollte, wie wir wissen, nicht die Mobilisierung, sondern die Zerstückelung des preußischen Heeres; bleibt es selbständig in der Hand seines Königs, hatte er einmal gesagt, so kann dieser als Schiedsherr uns jede ihm beliebige Friedensbedingung auferlegen. Wenn man die Preußen, wo sie waren, am Mittelrhein beließ, so schien es ihm allerdings bedenklich genug, daß diese verräterischen Bundesgenossen auf den Verbindungslinien des österreichischen Heeres in Belgien mit den kaiserlichen Erblanden standen: aber selbst diese Gefahr dünkte ihm das kleinere Uebel neben ihrer Teilnahme an dem belgischen Kriege selbst. Denn wenn sie dort nach Malmesburys Vorschlag von Namur aus über die Sambre gegen die französischen Grenzlande operierten, so würden sie Territorien besetzen, welche Thugut sich längst zur Entschädigung Oesterreichs ausersehen hatte und unter keiner Bedingung in preußischem Gewahrsam sehen wollte. Und während in Belgien der Kaiser jetzt mit mehr als 100 000 Oesterreichern neben 50 bis 60 000 Verbündeten die schlechthin herrschende Stellung einnahm, würde dies Verhältnis mit der Ankunft von 60 000 Preußen eine ganz wesentliche Einbuße, vielleicht gar die verderblichste Umkehrung erleiden. Dergleichen durfte schlechterdings nicht zugelassen werden, und Thugut legte also gegen Malmesburys Absicht den nachdrücklichsten Widerspruch ein, wiederholte denselben im Hauptquartier bei den gleichfalls anwesenden Lord Elgin und Sir Morton Eden und beauftragte den Grafen Starhemberg in London mit gleichlautenden Vorstellungen bei den englischen Ministern. Sein düsterer Argwohn gegen Preußen, der ihn abgehalten hatte, von den in Oesterreich vorhandenen 70 000 marschbereiten Soldaten auch nur einen Mann nach Belgien zu senden, ließ ihn jetzt gegen eine Verstärkung Koburgs durch 60 000 Preußen stimmen, in einem Zeitpunkte, in dem Frankreich Woche

---

[1]) Ein ebenso gründlicher Irrtum wie Thuguts Gesamturteil über Preußen.

um Woche neue Tausende frischer Kämpfer in seine Heerlager ergoß.

Der Eindruck, welchen dieses Verhalten in den militärischen Kreisen machte, war verhängnisvoll. Der Prinz von Waldeck, von Anfang an wissend, daß er nicht zur Unterstützung, sondern zur Beaufsichtigung Koburgs und Macks nach Belgien berufen war, hatte jetzt keinen Zweifel mehr, daß dem Kaiser und seinem Minister an der Behauptung Belgiens nichts gelegen und folglich die Kräfte des Heeres für eine so wertlose Aufgabe nicht zu vergeuden seien [1]). Koburg und Mack waren längst außer sich, daß man ihnen fortdauernd das Schwerste zumutete und jedes für den Zweck unerläßliche Mittel ihnen hartnäckig versagte: ohne ansehnliche Verstärkung, war ihr Wort, ist Belgien nicht zu behaupten, und weder den Engländern, noch dem preußischen Bevollmächtigten, Grafen Doenhoff, machten sie aus ihren Anschauungen ein Hehl. Thugut war darüber tief entrüstet. Er wollte freilich keine große Invasion auf Paris, welche das Heer völlig von den Grenzen Deutschlands entfernt und damit Deutschland und Oesterreich den Preußen, wie er meinte, preisgegeben hätte. Aber er begehrte raschen und kräftigen Kampf gegen das französische Heer, um sich durch einen glänzenden Sieg bei dem Wohlfahrtsausschusse in Achtung zu setzen und sich damit im Falle eines preußischen Konfliktes ein günstiges Abkommen zu sichern. Mit brennender Ungeduld wartete er also auf starke und geschwinde Schläge und wollte über die schlaffe Bedächtigkeit und das hülflose Umhertasten der Generale verzweifeln. Unser Krieg der kleinen Pakete, der Kanäle und Gestrüppe, schrieb er damals, ist die Quelle alles Unheils. Alle jene Klagen über die unordentliche Lockerheit und Eigenmächtigkeit in der Zivilverwaltung drängten sich ihm in doppelter Schärfe bei dem Anblicke der Heeresleitung auf, wo der Kaiser zwischen Macks und Waldecks Ratschlägen schwankte,

[1]) Vergl. seine Briefe an Thugut bei Vivenot. Vertrauliche Briefe I, 387.

Koburg seit langer Zeit überhaupt keinen Rat mehr wußte und die Generale um Beistand gegen den Eigensinn des Ministers wetteifernd die fremden Diplomaten bestürmten. In den Briefzetteln, welche er in jenen Tagen an den Gönner Colloredo absandte, sieht man den unruhigen Wechsel zwischen drückender Sorge und kurzen Hoffnungsblitzen, der sein Inneres bewegte, bis endlich alles, Krieg und Politik, sich zusammendrängte, um seinem Thun die entscheidende Richtung zu geben. Am 5. Mai empfing er eine Notiz, daß die Russen den Kaiser selbst einlüden, Krakau zu besetzen; bald aber, etwa eine Woche später, erschien die bittere Erläuterung der guten Nachricht, ein Schreiben Katharinas, in dem sie die Niederlagen ihrer Truppen bei Krakau und in Warschau meldete und dann weiter erzählte, daß sie in dieser Bedrängnis die Preußen freilich nicht aus Polen ferne halten könne, sondern im Gegenteil sie zu Hülfe gerufen habe, daß ansehnliche Massen derselben an der polnischen Grenze gesammelt seien und sich zum Marsche auf den Herd des Aufstandes, auf Krakau, anschickten. Damit sah Thugut seine schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Durch ein neues Umsichgreifen Preußens fand er sich bedroht; Rußland ließ es ruhig geschehen, daß eben die wichtige Grenzstadt, auf welche er seit einem Jahre den Blick geworfen hatte, in preußische Hand geriete. Nimmermehr meinte er dies zu gestatten, und wenn dann Preußen, wie es bei der Lage der Dinge nur zu wahrscheinlich war, seinen Widerspruch nicht achtete, so war der bewaffnete Zusammenstoß der beiden deutschen Mächte nur zu wahrscheinlich geworden. Von jenem Programme des 10. April war mithin der zweite Fall jetzt eingetreten: nach Thuguts Ueberzeugung hatte Oesterreich nunmehr seine Front nach Polen zu wenden und dem französischen Kriege fortan nur so viele Kräfte, so viel Interesse zu widmen, als die polnische Frage dem Kaiser zu freier Verfügung ließ.

Es waren die Tage, in welchen sich der Kaiser und Koburg den großen flandrischen Kämpfen zuwandten; die militärischen Geschäfte erfüllten das Hauptquartier vollstän-

dig, und Thugut mußte in heißer Ungeduld zu Valenciennes den Lauf der Dinge erwarten, wenig getröstet in dieser Lage durch den Abschluß des sardinischen Vertrags, welcher bei der Erwartung einer südfranzösischen Grenzprovinz durch Sardinien dem Kaiser einen entsprechenden Teil des Novarese in Aussicht stellte. Am 19. Mai erhielt der Minister die Unglückskunde von Tourcoing und sah die letzte Möglichkeit zerronnen, auf diesem Gebiete zu großen Erfolgen durchzudringen. Sein Entschluß war gefaßt. Er schrieb an Colloredo und bat ihn dringend, sobald es die militärischen Sorgen irgend verstatteten, ihm eine Audienz bei dem Kaiser zu erwirken. Selbstsüchtige Umtriebe, sagte er, bestricken die Augen unseres jungen und gütigen Herrn, um ihn in den Abgrund zu ziehen; doch soll von dem Vergangenen jetzt keine Rede mehr sein, es gilt heute, die Zukunft zu erretten und uns aus unserer abscheulichen Stellung herauszuziehen, wenigstens auf erträgliche Weise, da die bisherigen Verluste bereits, wie ich fürchte, das Schicksal des Feldzugs entschieden haben. Einstweilen, setzte er hinzu, während der Kaiser in so gefährlicher Weise Ehre und Ruhm auf das Spiel setzt, ist die Gesamtheit der wichtigsten und dringendsten Staatsgeschäfte in völliger Stockung, da ich die Befehle des Kaisers nicht rechtzeitig einholen kann und nicht erfahre, was hier und dort geschieht, so daß wir in unlösliche Verwirrung und Widersprüche geraten; alle Nachrichten über Polen sind höchst beunruhigend, und vielleicht ist der Augenblick der Heilung bereits versäumt; die Folgen aber werden dauern und den Untergang der Monarchie herbeiführen; es steht ebenso mit anderen Fragen von großem Interesse: genug, alles löst sich auf, und wir haben das höchste Maß des Unheils vor Augen.

Sein Brief kreuzte sich mit einer kaiserlichen Einladung in das Hauptquartier, jedoch neue Hindernisse erschienen, und erst am 23. Mai kam der Minister in Tournay an [1]. Ge-

[1] Thugut schreibt an Colloredo, Valenciennes 23. Mai, er werde morgen vormittag 9 Uhr in Tournay ankommen. Lord Elgin

rade damals hatte General Mack, durch das Scheitern seines großen Schlachtplans außer sich gebracht, seine Entlassung als Chef des Generalstabs gegeben: er hatte keine Hoffnung mehr, Belgien gegen die feindliche Uebermacht zu behaupten, und begann sich seinerseits in die Erwägungen der politischen Widersacher zu vertiefen, ob es nicht unter den gegebenen Verhältnissen Oesterreichs Pflicht sei, seine Armee, die wichtigste Stütze des Staats, nicht länger einer unmöglich gewordenen Aufgabe zu opfern, sondern sie aus Belgien nach Deutschland zur Deckung der sonstigen Interessen des Reiches zurückzuziehen [1]. Der Fürst von Waldeck, welcher im Generalstabe an Macks Stelle trat, übernahm es, an der entscheidenden Stelle sich zum Organe dieser Ansichten zu machen [2]: er sprach dem Kaiser ohne Rückhalt die Ueberzeugung aus, daß es unverantwortlich sei, die Kräfte der Monarchie noch länger auf so entlegenen und hoffnungslosen Schauplätzen aufzuopfern, statt sie in das Zentrum des Reiches zu nützlicher Verwendung zurückzunehmen. Er verbot demnach jeden weiteren Angriff auf den Feind, so daß dieser selbst die bei der Flucht des gestrigen Tages zurückgelassenen Geschütze unter den Augen der Sieger unbelästigt abholen konnte. Der Grimm, welchen Engländer und Hannoveraner noch vom 18. her gegen die österreichische Führung empfanden, wurde dadurch aufs neue angefacht: Offi-

---

berichtet dagegen nach London, Thugut sei am 23. in Tournay erschienen, wo er noch an demselben Tage mit ihm gesprochen. Es scheint also, daß Thugut seinen Brief irrig datiert hat.

[1] Vgl. seine Denkschrift vom 29. Mai, bei Witzleben III, 265.

[2] Bei dem Herzog von York schob er einige Tage später alles auf Thugut, was jener sofort nach England meldete. Daß er persönlich aber diese Meinung hegte, daraus machte er schon damals kein Hehl; Bericht Yorks vom 28. Juni, bei Witzleben III, 275, 317. Und daß er in diesem Sinne beim Kaiser gewirkt habe, erklärte er etwas später dem Grafen Doenhoff selbst; Doenhoff an den König von Preußen 2. August: Waldeck m'a dit en propres termes que c'était lui qui avait proposé à l'empereur de retirer ses troupes des Pays-Bas. Nicht minder ausdrücklich ist endlich sein Eingeständnis in den oben citierten Briefen an Thugut vom 27. Juli und 2. August.

ziere und Soldaten redeten laut von Faulheit und Verräterei der Bundesgenossen; das Lager erfüllte sich mit unendlichem Hader zwischen den einzelnen Truppenteilen. Der englische Bevollmächtigte, Lord Elgin, trat noch an demselben Tage den kaiserlichen Minister an, ob Franz nach so harten Kämpfen und Einbußen nicht endlich einige Verstärkung, etwa von seinem Rheinheere, nach Belgien ziehen wollte. Thugut verneinte ohne Zögern auf das bestimmteste und setzte hinzu, es sei sehr zweifelhaft, ob der Besitz der Niederlande weitere Anstrengungen Oesterreichs überhaupt verdiene. Elgin, nicht wenig betroffen, suchte die Aufrichtigkeit dieses Satzes mit der Bemerkung zu prüfen, daß in diesem Falle auch England sich wohl auf die Beschirmung Hollands beschränken müsse, wurde darauf aber durch Thuguts höchst gleichmütige Antwort überrascht: das sei ganz richtig, und etwas Besseres als die sofortige Räumung Belgiens lasse sich nicht verfügen. Es ist nicht meine Schuld, setzte er hinzu, wenn der Kaiser nicht mit dieser Maßregel den Feldzug begonnen hat. Ich kann nicht Ausdrücke finden, meldete Elgin nach diesem Gespräche seiner Regierung, Ausdrücke stark genug, um die Festigkeit zu bezeichnen, womit der verhängnisvolle Entschluß gefaßt zu sein scheint. Die Kunde flog durch das Lager, durch das belgische Land und bald durch ganz Europa. Von den wahren Beweggründen Thuguts, von seinen Plänen in Osteuropa, wußte man nicht viel; wohl aber hatte man den französischen Unterhändler bemerkt und erinnerte sich auch der früheren Arrondierungsgelüste des Kaisers gegen Bayern: so sprang denn plötzlich, weithin die Gemüter bewegend, der Argwohn hervor, Thugut habe sich mit Robespierre dahin geeinigt, daß Frankreich Belgien erhalten und dafür dem Kaiser zu dem Besitze Bayerns verhelfen sollte.

Daß nun bei Thugut an solche Dinge in diesem Augenblicke kein Gedanke war, wissen wir auf das bestimmteste. Ebenso irrte Waldeck in der Meinung, daß der Minister so schnell wie möglich um jeden Preis die Armee aus Belgien an den Rhein zurückzuziehen wünsche. Dazu war die preu-

ßische Sorge, von der alles abhing, im Augenblicke noch nicht drängend genug. Man durfte allerdings die Armee nicht in weite Fernen weggeben, nicht in tollkühnen Wagnissen ihre Existenz auf das Spiel setzen. Aber nichts hinderte, im Gegenteil, alles empfahl für sie ein stolzes und kräftiges Auftreten, kurze und scharfe Offensivstreiche und feste Stöße in jede feindliche Lücke, um bei Freund und Feind geachtet und gefürchtet zu bleiben. Eins freilich mußte sie ein für allemal wissen. Bei der drohenden Krisis in Polen gab es keine Möglichkeit, dem Heere Nachschub oder Verstärkung zuzuführen. Ließ sich ohne dies Belgien in der That nicht behaupten, nun wohl, so mochte man Belgien aufgeben; denn ein für allemal: die preußisch-polnische Frage war wichtiger für Oesterreich als die französisch-belgische. Wenn man diese Anschauungen Thuguts sich vergegenwärtigt, so sieht man sogleich, daß der neuerlich lebhaft geführte Streit, ob Belgien von Oesterreich freiwillig aufgegeben oder ihm durch französische Waffengewalt abgezwungen worden, bei dieser Stellung der Frage nicht zur Entscheidung zu bringen war. Thugut hat nicht den Abmarsch des Heeres aus Belgien befohlen; im Gegenteil, er hätte einige glänzende Siege über die Franzosen sehr gerne gesehen, weil dadurch die diplomatische Stellung Oesterreichs im allgemeinen gehoben worden wäre. Dadurch aber wird die Thatsache nicht beseitigt, daß seit dem Marsche der Preußen auf Krakau der belgische Krieg für ihn nur noch einen ganz untergeordneten Wert besaß, daß er Oesterreichs volle Kraft nicht mehr an dieser Stelle, sondern in Osteuropa verwenden wollte. Indem er trotz des einstimmigen Urteils aller Sachverständigen, trotz der unermeßlichen Machtentfaltung Frankreichs dem belgischen Heere jeden Zuzug abschnitt, hat er das Urteil gerechtfertigt, daß er nach völlig freier Wahl den Verlust Belgiens herbeigeführt hat. Er wollte Krakau haben, auch in dem Falle, daß Belgien darüber eingebüßt würde.

Ueber seine damaligen Besprechungen mit dem Kaiser hat sich keine Aufzeichnung noch Ueberlieferung erhalten.

Daß er ihm über die polnische Sache berichtet hat, versteht sich von selbst; es liegt eine Notiz vor, daß er damals von einem heimlichen Anerbieten Koscinskos Nachricht bekommen habe, Krakau den Oesterreichern zu überliefern, wenn sie sonst der Republik Neutralität zusagten [1]; Thugut habe darauf bei dem Kaiser eine Verfügung an den Erzherzog-Palatin in Lemberg erwirkt, die Einräumung Krakaus ohne feste Versprechungen den Polen durch unbestimmte Lockungen und Aussichten abzugewinnen. Wie dem auch sein möge, zunächst erschienen die militärischen Fragen in dem Vordergrunde der Verhandlungen. Am 24. Mai trat auf kaiserlichen Befehl ein Kriegsrat aller Generale zur Erwägung der Frage zusammen, auf welche Weise bei dem geschwächten Bestande der Truppen der völlige Ruin der Angelegenheiten in Flandern verhütet werden könne, vorausgesetzt, daß man nach wie vor an der Sambre siegreich bleibe. Schon die Fassung dieser Frage ließ die Stimmung des Kabinetts erkennen, und der Kriegsrat beeilte sich, ihr zu entsprechen. Obwohl Koburg der Meinung war, durch Ansammlung aller Kräfte an der Sambre auch jetzt noch den Feldzug glücklich wenden zu können, erklärten doch dieselben Generale, welche vor dem letzten Kampfe einmütig für kräftigen Angriff gestimmt hatten, jetzt nach dem Siege ebenso einmütig alles fernere Ringen für hoffnungslos; York war zu seinem zornigen Erstaunen der einzige, welcher nach wie vor die Möglichkeit und Notwendigkeit einer entschlossenen Offensive behauptete. Sein Befremden wuchs, als er am folgenden Tage eine Unterredung mit Thugut selbst hatte. Es kam gerade damals Lord Malmesbury aus England auf den Kontinent zurück, um in Maastricht mit dem Grafen Haugwitz zusammenzutreffen und über die Verwendung der preußischen Truppen die schließliche Abrede zu nehmen. Die Meinung der Engländer ging nun wieder dahin, den General Möllendorff nach Belgien zu ziehen und dem Deut-

[1] Preußischer Gesandtschaftsbericht aus Wien, nach Aussagen von Thuguts Bureauchef Jenisch.

schen Reiche zu überlassen, auf welche Weise es die bisher von jenem geleistete Deckung des Oberrheins herstellen wollte. York glaubte, daß dem Kaiser eine solche Unterstützung für das schwer bedrohte Belgien höchst willkommen sein würde, und war höchlich überrascht, als Thugut sich mit derselben Heftigkeit wie vier Wochen früher bei Malmesbury selbst dagegen aussprach, weil, wie er sagte, um keinen Preis die Rheingrenze entblößt werden dürfe [1]. Indessen hielt der Kaiser noch immer an der Verteidigung seiner Provinzen fest und sprach den Wunsch nach weiteren Offensivoperationen um so entschiedener aus, als eben von der Sambre Nachricht kam, daß dort General Kaunitz einen Einbruch der Franzosen siegreich abgewiesen und den Feind über den Fluß zurückgeworfen hatte. Die Generale aber blieben kleinmütig, die Erwägungen gingen hin und her. Am 28. Mai berief der Kaiser Thugut, Mercy und Mack zu einer engeren Beratung. Der letztere war, wie gesagt, unter den jetzigen Verhältnissen völlig entmutigt, und als der Kaiser ihm die Frage stellte, auf welche Weise ein glücklicher Ausgang des Feldzugs herbeizuführen wäre, erklärte der General, daß daran nur zu denken sei, wenn das Heer erhebliche Verstärkung erhalte. Hier aber fiel Thugut, welcher damit sein ganzes System an der Wurzel getroffen sah, mit scharfem Widerspruche ein, und es erfolgte ein lebhafter Wortwechsel zwischen dem Minister und dem Offizier über die Zahl der zur Offensive nötigen Truppen. Endlich sprach dann auch der Kaiser seine Ansicht aus, nahm entschieden Macks Partei und gab mit Wärme die Erklärung ab, er sei jetzt überzeugt, daß, wie Mack gesagt, aber alle seine Minister stets geleugnet hätten, in Belgien nicht genug Truppen vorhanden seien; er gedenke also einen Teil der am Rheine befindlichen Streitkräfte nach Belgien kommen zu lassen.

Aber diesem kaiserlichen Entschlusse war ein langes Leben nicht bestimmt. Thugut war, wie uns sein Brief vom

---

[1] York an Dundas, 26. Mai.

19. Mai gezeigt hat, längst darüber im klaren, daß die polnischen Geschäfte einer stetigeren Leitung bedurften, als sie der junge Monarch, entfernt von seinem Minister, unter dem Gewirre der militärischen Tagesfragen, zu geben vermochte. Wenn der Kaiser als Feldherr des belgischen Heeres zu amtieren fortfuhr, wer stand dafür, daß nicht wirklich ausgeführt wurde, was er vor zwei Tagen dem Prinzen Koburg und ebenso dem General Mack versprochen? Daß also wegen dieses elenden Belgien das Gesamtwohl des Staates gefährdet und der preußischen Habgier Thür und Thor eröffnet wurde? Dies durfte nicht sein. Mit der vollen Wucht seiner überlegenen Geisteskraft faßte er seinen unerfahrenen Gebieter an. In Polen entwickele sich, unter französischer Anschürung, derselbe revolutionäre Geist, den Europa in Frankreich bekämpfe; auch dort gelte es den Krieg um Leben und Tod zwischen greulicher Anarchie und geheiligter Legitimität. Es sei die hohe Pflicht des Kaisers, seine von den großen Vorfahren gegründete Monarchie unversehrt seinen erlauchten Kindern zu hinterlassen; die Ereignisse lägen in Gottes Hand, aber bei richtig erwogenem und systematischem Handeln werde Franz die Ruhe seines Gewissens bewahren [1]). Wir dürfen annehmen, daß bei einer so energischen Betonung der polnischen Sache auch die von Preußen herandrohende Gefahr nicht minder grelle Beleuchtung erfahren hat: das Ergebnis war, der Kaiser müsse das gegen Frankreich kämpfende Heer verlassen und zur ergiebigen Behandlung der polnischen Händel nach Wien zurückgehen. Wie lange Franz sich gesträubt, in welcher Stimmung er endlich seinem willensstarken Ratgeber nachgegeben hat, ist unbekannt geblieben: genug, am 29. Mai konnte Thugut dem Freunde Colloredo schreiben, der Beschluß des Kaisers zur Rückkehr nach Wien stehe hoffentlich, gesichert gegen jede Intrigue, fest.

---

[1]) So schreibt Thugut 29. Mai an Colloredo; man wird es, denke ich, für statthaft erachten, die Vorlage gleicher Betrachtungen auch an den Kaiser anzunehmen.

General Mack erfuhr auf der Stelle, daß die Strömung umgesetzt hatte und von einer Verstärkung des Heeres keine Rede mehr war. Seine Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit weiterer Kämpfe war damit befestigt, zumal eben jetzt neue Nachricht von der Sambre kam, daß der kaum zurückgeworfene Feind sogleich wieder mit erfrischter Macht den Fluß überschritten hatte. Welche Ansichten zur Zeit im Hauptquartier die Herrschaft gewonnen, zeigt mit schneidender Deutlichkeit eine Denkschrift, welche Mack in diesem Augenblick nach dem Auftrage des einflußreichen Rollin niederschrieb. Er schilderte zunächst die Schwäche der Armee durch die trotz aller Siege erlittenen Verluste. Die österreichischen Bataillone, sagt er, zählen nur noch je 600, die verbündeten je 200 Feuergewehre; dabei verlieren die Feinde nur Menschen, wir aber Soldaten; die Franzosen erhalten unaufhörlich Nachschub, wir aber haben auf Ersatz nicht zu hoffen. Kein Wunder also, bemerkt er, daß Se. Majestät auf die schrecklichen Folgen einer solchen Lage aufmerksam geworden sind und deshalb über eine Reihe wichtiger Fragen Entschluß zu fassen wünschen. Er zählt dann diese Fragen auf, ohne eine derselben in anderer Weise zu beantworten, als daß stets die folgende Frage die Entscheidung der vorhergehenden in unzweideutiger Weise voraussetzt. Kann man hoffen, heißt es demnach, auch mit Heranziehung aller erreichbaren Verstärkung den Zweck des Krieges, die Herstellung des französischen Königtums, zu erreichen oder auch nur eine französische Grenzprovinz zu erobern? Ist es wahrscheinlich, daß die Verbündeten, gegenüber den riesenhaften Anstrengungen Frankreichs, jemals eine gleiche Macht aufbringen werden? Und können Eroberungen französischer Grenzlande für Oesterreich wichtig genug sein, um sich deshalb weiteren Kriegslasten und dem bleibenden Hasse Frankreichs auszusetzen? Sind wir sodann der weiteren Beihülfe unserer Verbündeten sicher? Ist es gefährlich oder nicht, bei Friedensverträgen der letzte zu sein? Ist die jetzige französische Regierung, einmal von ihren Schandthaten abgesehen, so befestigt, daß man mit ihr unterhandeln kann?

und unter welchen Bedingungen wäre dann mit ihr abzuschließen? Wäre der Verlust Belgiens wirklich ein Verlust für die Monarchie? oder nötigt uns, was viele glauben, sein Besitz zu kostspieligen Kriegen, deren jeder die Einnahme vieler Jahre verschlingt[1])?

Diese Erörterung hatte, wie man sieht, den Vorzug einfacher Folgerichtigkeit. Ihr Inhalt faßt sich in dem unleugbaren Satze zusammen, daß wer im Kampfe nicht mehr zu siegen vermag, den Frieden auch unter Opfern suchen muß. Indessen, mochte Mack von seinen Sätzen noch so sehr überzeugt sein, mochten sich dieselben noch so sicher als die letzte Konsequenz auch der Thugutschen Auffassung ergeben: zur Zeit war der Minister noch weit davon entfernt, diese Folgerungen zu ziehen. Zunächst hielt er die militärische Lage durchaus nicht für so verzweifelt wie Koburg und Mack oder redete wenigstens so, als wenn er es nicht glaubte. Wenn auch er wohl nicht mehr auf Eroberungen in Frankreich hoffte, so schien ihm immer noch für eine geraume Weile ein respektabler Verteidigungskrieg bei tüchtiger Leitung möglich. Ein solcher aber war ihm zur Zeit auch höchst wünschenswert. Nicht gerade um Belgiens willen, an dem ihm herzlich wenig gelegen war, um so mehr aber aus Rücksicht auf England und Rußland, deren Freundschaft ihm bei seinen preußischen Sorgen doppelt schwer wog, und deren Wohlwollen er bei offenbarem Nachlassen im französischen Kriege sicher verwirkte. Auch war ja eine militärische Deckung der Erblande gegen Preußen im Augenblicke noch nicht erforderlich, da das preußische Heer teils am Rhein, teils an der Weichsel vollauf beschäftigt war, und wenn man allerdings die Erblande um keinen Preis weiter entblößen wollte, so hatte es einstweilen noch keine Eile damit, das belgische Heer dorthin zurückzurufen. Das Wesentliche war, die Armee verfügbar, also unversehrt, aber, so-

[1]) Mack sagte später, er selbst habe von Friedensunterhandlungen hier nur geredet, um Zeit zum Heranziehen von Verstärkungen zu gewinnen. Rollin hätte ihn dazu verleitet. Letters of Wickham II, 34.

weit es sich damit vertrug, auch geachtet und siegreich zu erhalten.

Ein Befehl zum Rückzug wurde also keinem Teile des Heeres gegeben, wohl aber erließ der Kaiser an die Zivilbehörden des Landes alle erforderlichen Weisungen für den Fall, daß ein solcher unvermeidlich würde[1]). Noch einmal erging eine Botschaft an die Stände von Brabant, mit bitteren Klagen über den Mangel patriotischen Eifers und mit der runden Erklärung, daß die sonstige Kraft des Reiches nicht länger für sie aufgeopfert werde, wenn sie nicht sofort eine neue Rekrutierung von 40 000 Mann bewilligten. Eine Anstrengung von solcher Schwere würde bei dem stets fortglimmenden Hader zwischen Regierung und Ständen auch sonst kaum erreichbar gewesen sein; und hätten die Stände wider Erwarten Neigung zu einem solchen Opfer gehabt, so war nichts sicherer, als daß sie durch die bevorstehende Abreise des Kaisers sofort wieder erstickt werden mußte. In militärischer Hinsicht war für den Augenblick die wichtigste Aufgabe ohne Zweifel die Behauptung der Sambrelinie, da mit deren Ueberwältigung die Franzosen die gesamte Rückzugslinie vernichtend bedroht hätten. Es wurden deshalb aus dem Lager von Tournay 10 000 Mann an jenen Fluß hinübergeschickt, der siegreiche und kampflustige Kaunitz jedoch abberufen und durch den frühesten Gegner des Angriffskrieges, den Erbprinzen von Oranien, ersetzt. Da zugleich die Hannoveraner dem General Clerfait zur Sicherung der holländischen Grenze zugewiesen wurden, so sank das Heer von Tournay zu einem unbedeutenden Verbindungsposten herab; es war wenig schmeichelhaft für Koburg, daß man ihm den Oberbefehl der jetzt ganz untergeordneten Position übertrug. Die vier eroberten Festungen ließ man außer acht; man war der Meinung, daß sie alle eine Berennung von mehreren Monaten aushalten könnten, und stellte also diese Sorge der Zukunft anheim.

---

[1]) Mitteilung des Grafen Trauttmansdorf an den Präsidenten des Generaldirektoriums, Grafen Kolowrat. Brüsseler Archiv.

Hiernach erfolgte endlich der letzte, das ganze System verkündende Schritt, indem der Kaiser durch Tagesbefehl dem Heere erklärte, daß er die Truppen an der Sambre rasch zu besichtigen und dann in Brüssel noch einmal mit den Ständen zu beraten gedenke, dies aber vollbracht, durch dringende Regierungssorgen nach Wien zurückgerufen werde. Die Ueberraschung und Bestürzung, welche dieses Manifest hervorrief, war unbeschreiblich. Obgleich der Kaiser den Diplomaten des Hauptquartiers versicherte, daß ihn nur der Wunsch nach Hause treibe, einen ungarischen Reichstag zu halten und dort Verstärkungen für Belgien zu erlangen, so zweifelte doch niemand, daß das Heer dem Monarchen ohne Zögern folgen würde. Bei den belgischen Ständen wurde die letzte patriotische Regung durch eine solche Aussicht niedergeschlagen, und da zugleich die Franzosen rechts und links ihre Angriffe erneuerten, so erfüllte ein maßloser Schrecken das aufgegebene Land. Furcht, Zorn und Verwirrung herrschte allerorten. Die einen verbargen, was sie an wertvollen Gütern besaßen, die anderen rüsteten sich zur Flucht, sobald die Truppen abzögen: bereits begannen alle amtlichen Verhältnisse sich aufzulösen und die Straßen sich mit Auswanderern zu bedecken; überall war, nach dem Ausdrucke eines Augenzeugen, das Bild des Chaos.

Ein Wunder war diese verhängnisvolle Wirkung freilich nicht. Der Kaiser war nach Belgien gekommen, um in Ermangelung sonstiger Vorkehrungen der dortigen Kriegführung durch seine persönliche Gegenwart neuen Nerv zu geben. Jetzt, kaum sechs Wochen nach seiner Ankunft, wandte er den Niederlanden plötzlich den Rücken, unmittelbar nach den beiden Siegen bei Tournay und an der Sambre. Von einer persönlichen Gefährdung des Herrschers konnte also keine Rede sein; von den Rücksichten auf Polen und Preußen hatte außer dem Kaiser, Thugut und Colloredo kein Mensch eine Ahnung: wie sollte man den Beschluß des Kaisers anders verstehen denn als eine amtliche Ankündigung der Thatsache, daß Belgien für Oesterreich ein gleichgültiges Ding geworden war? Dem Prinzen von

Koburg schrieb der Kaiser am 29. Mai: ich brauche Ihnen keine besonderen Verhaltungen zurückzulassen; was ich dennoch diesfalls zu bemerken finde, ist, daß die Konservierung der Truppen und die Erhaltung der Mannszucht mir vorzüglich am Herzen liegen. Der Prinz konnte nach diesen Worten nur annehmen, daß nicht so sehr die Behauptung Belgiens als die Bewahrung des Heeres von nun an seine wesentliche Aufgabe bildete. Die befreundeten Mächte hatten keine andere Ansicht. Ein neuer englischer Bevollmächtigter, Lord Yarmouth, war am 29. Mai lange Zeit mit Thugut zusammen; dieser klagte über Oesterreichs schlimme Lage, da es seine Erwerbung stets noch zu suchen habe, während England und Preußen bereits die ihrigen gemacht; aber mit keiner Silbe erwähnte er die Rückreise des Kaisers, um jetzt endlich im fernen Osten den ersehnten Gewinn zu sichern. Erst am Abend erfuhr Yarmouth, was, angeblich auf Rollins Betreiben, im Werke war. Es dauerte bis zum 7. Juni, ehe der Lord eine Audienz beim Kaiser erhalten konnte und dann nachdrückliche Vorstellung gegen die Reise erhob. Franz hörte ihn freundlich an, zeigte keine Ungnade über seinen Freimut, aber von einer Aenderung des Beschlusses war keine Rede. Thugut war seiner Sache gewisser als jemals. Noch am 29. Mai schrieb er an Colloredo, daß jetzt alle in Böhmen und Mähren irgend entbehrlichen Truppen schleunigst nach Galizien abrücken möchten, und bald nachher meldete er dem Grafen Cobenzl in Petersburg sehr bestimmt, daß die polnischen Ereignisse mächtigen Einfluß auf die Entschließung des Kaisers gehabt hätten; durch seine Rückkehr nach Wien hätte derselbe die räumliche Entfernung zwischen sich und Katharina vermindert und dadurch das engste Einvernehmen mit seiner hohen Alliierten erleichtert.

Den Franzosen mußte von diesen Dingen jedenfalls die neue Verteilung der verbündeten Streitkräfte auf der Stelle bekannt werden, und schon diese hätte, wie es scheint, keinen Zweifel an der eigenen Handlungsweise lassen sollen. Je bedeutendere Kämpfe sich an der Sambre entwickelten, desto dringender zeigte sich die Notwendigkeit, auch das Haupt-

heer diesem Schauplatze möglichst anzunähern, mithin von Flandern aus sich nach Osten zu wenden, Koburg so scharf und stark wie möglich zu verfolgen und so die Widersacher zwischen zwei Feuern zu erdrücken. Allein der Wohlfahrtsausschuß hatte keinen Gedanken an einen dem Feinde so gefährlichen Befehl. Pichegru erhielt vielmehr gleich nach der Schlacht von Tourcoing neue Weisung von Carnot, jetzt endlich den großen Plan zu vollenden, d. h. seine Hauptkraft von Koburg hinweg nach der Seeküste zu richten und zu diesem Zwecke vor allem Ypern und Brügge zu nehmen. Es sollte hiernach also der eben geschlagene Feind nicht weiter verfolgt, es sollte ihm volle Muße gegönnt werden, sich herzustellen und zu sammeln, vielleicht seinen Stoß auf die französische Flanke zu wiederholen oder doch wenigstens seinen Rückzug in erwünschter Sicherheit und Bequemlichkeit zu vollenden. Militärischerweise läßt sich offenbar ein solches Verfahren nicht rechtfertigen; es wird jedoch begreiflich unter der Voraussetzung, daß in diesem Augenblicke der Wohlfahrtsausschuß den Kaiser zu schonen und auf England zu drücken wünschte, eine Gesinnung, welche sich damals in allen Maßregeln der französischen Machthaber ausprägte. Der Konvent verfügte am 26. Mai, man solle ferner keine englischen und hannoverschen Kriegsgefangenen mehr machen; die Brester Flotte erhielt wiederholte Weisung, entscheidende Siege zu erfechten; alle Organe der Regierung strömten über von tödlichen Drohungen gegen das moderne Karthago [1]. So mußte denn auch Pichegru gehorchen. Er teilte seine Truppen, stellte zwei Divisionen zur Beobachtung Koburgs, eine zur Abhaltung Clerfaits auf und eröffnete mit zweien die Berennung Yperns. Der Platz war beträchtlicher und in besserem Stande als Menin; immer aber war bei der Schlaffheit des damaligen Staatswesens die

[1] Das Westheer mußte damals freilich starke Abteilungen zur Verstärkung der eben von Möllendorff geschlagenen Rheinarmee abgeben; wir müssen dann freilich, schrieb Carnot dazu, den Angriff auf England aufschieben, aufgegeben ist er aber keineswegs. Guerre des Vendéens III, 515.

Ausrüstung lückenhaft geblieben; man hatte z. B. die vorliegende Ebene durch Oeffnung der Schleusen nicht überschwemmen wollen, weil, wie der Bericht sagte, viel Eigentum dadurch verdorben und die Maßregel also starken Widerspruch erfahren würde. Die Besatzung zählte etwas über 6000 Mann, ein Drittel Oesterreicher, zwei Drittel Hessen; Befehlshaber war der kaiserliche General Salis, einst ein tapferer, jetzt aber durch das Alter matt gewordener Offizier, welcher sich gleich am zweiten Tage der Beschießung in eine bombenfeste Kasematte zurückzog und in diesem Gewahrsam bis zum Schlusse der Belagerung aushielt. Auch hier ruhte also der Widerstand fast allein auf der Tüchtigkeit der Truppe, und diese bewährte sich denn noch immer trotz alles bisherigen Mißgeschicks und machte dem Feinde jede Spanne des Bodens mit unverwüstlicher Aufopferung streitig. General Salis dagegen klammerte seine ganze Hoffnung an den von außen zu erwartenden Entsatz; Clerfait aber, obwohl auf 20 000 Mann verstärkt, wagte lange keinen Angriff, und das französische Bombardement, welches allmählich einen Stadtteil nach dem anderen zu Grunde richtete, warf die Besatzung durch die unaufhörlichen Anstrengungen in tiefe Ermattung. Endlich, am 11. Juni, setzte sich Clerfait in Bewegung, wurde aber von Souham nach kurzem Kampfe bei Hoogleede abgewiesen, während die Besatzung von Lille den Prinzen Koburg durch einen kräftigen Anfall vollkommen im Schach hielt. Koburg war völlig geknickt und hoffnungslos, Clerfait versuchte am 14. einen zweiten Angriff auf Hoogleede. Das Treffen stand dieses Mal etwas länger und hartnäckiger: der Ausgang war endlich nicht günstiger und konnte es auch nicht sein bei der Uebermacht des Feindes und der völligen Unthätigkeit Koburgs. In Ypern lauschte die Besatzung mit ängstlicher Spannung auf den fernen und leider immer mehr sich entfernenden Kanonendonner: nach diesem zweiten Mißlingen war der Mut des Generals Salis zu Ende, und am 15. legte er seinen Offizieren die Frage vor, ob man kapitulieren wolle. Sie verneinten einstimmig. Am 16. begann der

Feind die dritte Parallele und brachte im Laufe der Nacht eine Breschbatterie zu stande, welche am 17. morgens ein zerstörendes Feuer gegen die nächsten Bastionen eröffnete. Salis berief darauf den Kriegsrat zum zweiten Male; der Munitionsvorrat war erschöpft, die Offiziere erkannten die Unmöglichkeit längeren Aushaltens. Sie begehrten also, nach Hammersteins glänzendem Beispiel in Menin, den Befehl zum Durchschlagen. Aber Salis wollte davon nichts hören und verwies ihnen mit zornigen Worten ihre unausführbaren Vorschläge. So kam der Beschluß zu stande, dem Feinde gegen freien Abzug der Besatzung die Uebergabe des Platzes anzubieten, und noch im Laufe des Vormittags wurde die Verhandlung eröffnet. Gleich nachher aber flog die Kunde durch die Stadt, der General habe auf die Forderung Moreaus ohne Widerstreben die Kriegsgefangenschaft der Truppen unterzeichnet. Da loderte noch einmal, zum letzten Male in dem Feldzug, der Stolz dieser festen Soldatenseelen in wilder Erbitterung auf. Die hessischen Bataillone rotteten sich mit wütendem Geschrei zusammen, drohten, ihre Offiziere niederzuschlagen, forderten, daß man sie, wie Hammerstein es gethan, zum Durchschlagen hinausführe. Aber sie fanden hier keinen Hammerstein und zerstreuten sich endlich beim Hereinsinken des Abends mit knirschender Niedergeschlagenheit in ihre Quartiere. Am 19. erfolgte mit allen kriegerischen Ehren der Ausmarsch. Die Franzosen salutierten mit klingendem Spiel, und der Befehl ertönte, den Gruß durch ein letztes Präsentieren des Gewehrs zu erwidern und dann die Waffen abzugeben. Hiermit aber erhob sich neuer Tumult; die Soldaten verließen die Glieder, zerschlugen ihre Musketen, zerrissen die Fahnen und warfen die Stücke mit Flüchen und Thränen den Franzosen vor die Füße. Jetzt ist die Ehre dahin, sagten sie, jetzt wollen wir ruhig sein. Durch die Reihen der Sieger ging ein Murmeln des Beifalls und der Achtung; das sind wackere Leute, riefen die Soldaten; General Moreau ritt entblößten Hauptes die Kolonne entlang und sagte: es sind tapfere Männer, die ein besseres Los verdient hätten.

Durch die Nachricht von dieser Katastrophe wurde Koburg in der Vorbereitung eines dritten Entsatzversuchs unterbrochen und da zu gleicher Zeit dringende Unheilsposten von der Sambre einliefen, so erklärte er, daß er für Flandern nichts mehr thun könne und die bei Tournay stehenden kaiserlichen Truppen dem Sambreheer zur Verstärkung zuführen wolle. Der Herzog von York mußte hierauf für sich allein, mit seinen Engländern, Hannoveranern und Hessen, nur durch Clerfaits Oesterreicher verstärkt, die Deckung der Schelde und der holländischen Grenze übernehmen. Nachdem Koburg am 21. Juni von dannen gezogen, ging auch er den folgenden Tag auf das rechte Ufer des Stromes zurück und verteilte seine Truppen in einem weiten Bogen, der zuerst nordwärts hinter der Schelde über Oudenarde nach Gent und von dort nach Westen hinter dem Genter Kanal nach Brügge und Helvoetsluis lief. Diesem dünnen Gürtel stand nun Pichegru mit seinen gewaltigen Massen doppelt übermächtig gegenüber: wenn er sich mit voller Wucht auf Tournay oder Oudenarde warf, so konnte nichts ihn hindern, Yorks Aufstellung zu zerreißen, dann in drei Tagemärschen mit 60000 Mann Brüssel zu erreichen und dadurch York und Koburg in einer für beide gleich vernichtenden Weise zu trennen. Wie entscheidend eine solche Bewegung für den Feldzug, ja für den ganzen Krieg hätte werden müssen, dies wird vollständig erst erhellen, indem wir uns die gleichzeitigen Ereignisse auf dem östlichen Teile des Kriegsschauplatzes, an dem Ufer der unteren Sambre, vergegenwärtigen.

Dort, sahen wir, hatten die Franzosen einen ersten Versuch gegen den linken Flügel der Verbündeten gemacht, waren aber am 14. Mai von Kaunitz mit starkem Verluste bei Rouveroy abgewiesen worden. Jourdan, welcher Befehl hatte, 20 bis 30000 Mann vom Moselheer zur weiteren Beunruhigung der Oesterreicher gegen Namur oder Lüttich zu schicken, erlitt damals in der Pfalz einen scharfen Angriff der Preußen, welcher das französische Rheinheer bis hinter Kaiserslautern zurückdrängte: er hatte also alle Hände

voll, um sich auf dieser Seite notdürftig zu decken und zugleich zwischen Mosel und Maas die Vorbereitungen zu dem belgischen Zuge zu treffen. In dieser Lage blieben denn die Dinge an der Sambre den ganzen Mai hindurch. St.-Just, welcher damals bei dem Ardennenheere war und nach der Weise des Schreckenssystems dort verhaften und enthaupten ließ, trieb zwar das Heer am 20. Mai noch einmal über den Fluß hinüber, hatte aber seine Anordnungen nicht zweckmäßiger als früher Charbonnier getroffen, so daß Kaunitz bereits am 24. den Franzosen eine neue Niederlage bereiten, ihnen 41 Geschütze abnehmen und sie in vollem Ungestüm mit einem Verluste von 3000 Mann über die Sambre zurückwerfen konnte. Als damals der Kaiser zu dem Entschlusse kam, Belgien zu verlassen, war er völlig berechtigt, seinem Heeresteile an der Sambre noch für einige Wochen die Fähigkeit zum Widerstande zuzutrauen, zumal man ihm ansehnliche Verstärkung zuwandte und ihm damit beinahe dieselbe Truppenzahl wie seinen Gegnern gab. Man hatte freilich dort keinen Tag Ruhe, denn St.-Just drängte unter steten Todesdrohungen seine Generale zu unaufhörlichen Angriffen; aber man konnte sich behaupten, da der französische Gewalthaber nur zu bestrafen und in keiner Weise zu lenken verstand. Es wäre z. B. für die Franzosen nichts dringender gewesen, als den Oberbefehl des kombinierten Sambreheeres durchgreifend zu ordnen: statt dessen verfügte St.-Just, daß Charbonnier an der unteren, Desjardins an der oberen Sambre befehligen und der letztere besonders an Schlachttagen auf den Rat der Divisionsgenerale Kleber und Scherer hören sollte. Um die Folgen einer solchen Vielköpfigkeit bekümmerte er sich ebensowenig wie um die Stärke des Feindes oder die Verteilung der eigenen Streitkräfte: er hatte für die Generale kein anderes Wort, als daß sie ohne Zaudern den Feind zermalmen oder selbst den Kopf verlieren würden. Nach der neuen Schlappe des 24. wiederholte er diesen Spruch mit gesteigertem Ernste. Die Generale stellten ihm vor, daß die Truppen im höchsten Grade ermattet und der Ruhe bedürftig seien; und in der

That erlebte man am 25., daß Klebers Bataillone, obwohl gerade sie nicht unglücklich gefochten, bei dem Befehle zum Vorgehen versagten, im feindlichen Kugelregen gefühllos stehen blieben und zu keinem Bajonettangriffe zu bringen waren. St.-Just erklärte aber in rücksichtsloser Kürze, die Republik bedürfe schon am folgenden Tage eines Sieges. Noch einmal wagte Charbonnier einen Widerspruch und erinnerte, daß Jourdan mit dem halben Moselheere im Anzuge gegen die Maas, daß es also verkehrt im höchsten Grade sei, vor seiner Ankunft das Sambreheer vereinzelt auf das Spiel zu setzen. Es war alles umsonst. Die Republik, wiederholte St.-Just, bedarf morgen eines Triumphs und folglich eines sofortigen Angriffs: was sie euch freistellt, ist das Mittel zum Siege; wählt hiernach, ob ihr ihn durch eine Schlacht oder durch eine Belagerung verschaffen wollt. In diesem herrischen Eigensinne erschien er sich groß und, wie es dem Republikaner zukomme, über alle Hindernisse erhaben. Die Offiziere knirschten über die Tyrannei, welche in urteilslosem Uebermute mit dem Blute der Truppen und dem Schicksale des Feldzugs spielte, mußten aber, Zorn und Verachtung im Herzen, gehorchen. Sie wählten denn die Belagerung von Charleroi, da, wie wir eben sahen, Charbonnier schon früher in diese Gegend gestrebt hatte und die Bewegung jetzt das Heer auch dem Wirkungskreise Jourdans annäherte. Die Ausführung des Planes war aber kläglich durch die hier einmal herkömmlichen Fehler, da man zwei Divisionen im Süden der Sambre ließ, zwei zur Beschießung Charlerois verwendete, zwei eine halbe Meile oberhalb des Platzes zur Deckung gegen die Oesterreicher aufstellte, mit einem Worte also die stattlichsten Streitkräfte wiederum in heilloser Weise zersplitterte und teilweisen Niederlagen aussetzte. Die Strafe für solche Mißgriffe blieb nicht lange aus. Eben jetzt kam General Beaulieu mit etwa 10 000 Mann aus dem Luxemburgischen zurück nach Namur; von der anderen Seite her zog Kaiser Franz persönlich mit starken Heeresmassen aus Tournay heran: so daß die Verbündeten, alle erlittenen Verluste

berücksichtigt, wenigstens 50 000 Mann an dieser Stelle vereinigten und die einzelnen feindlichen Divisionen ganz erdrückend hätten treffen können. Zum Glücke der Franzosen wiederholten sie hier wie bei Landrecies den Fehler des Gegners, indem sie mehr als ein Drittel ihres Heeres in kleineren oder größeren Besatzungen und Posten verstreuten. Es blieben somit dem Prinzen von Oranien, welcher am 30. statt des Generals Kaunitz den Oberbefehl übernahm, nicht mehr als 32 000 Mann, mit welchen er am 3. Juni über das französische Deckungscorps bei Gosselies herfiel. So konnte von einem entscheidenden Erfolge nicht die Rede sein; immer aber hatte die weitläufige Aufstellung der Franzosen die Folge, daß sie überall nach schwachem Widerstande flüchteten, die Belagerung von Charleroi aufhoben und mit einem Verluste von mehr als 2000 Mann über die Sambre zurückstürzten. Zum dritten Male hatte der Fluß dies hartnäckige Ringen mit stets gleichem Ergebnis gesehen: Kaiser Franz schloß jetzt seine kriegerische Thätigkeit, um in Wien den Sorgen der hohen Politik zu leben.

So standen anfangs Juni die belgischen Verhältnisse. Man war vertraut mit der Vorstellung, das Land sei unhaltbar und für Oesterreich wertlos. Jedem weiteren Kampfe suchte man möglichst auszuweichen, und wenn man sich an der Sambre noch auf ernstliche Schlachten einließ, so hatte man auch dort weniger die Deckung des Landes als die Sicherung der eigenen Rückzugslinie zum Zwecke. Man wird nach den jetzt offenliegenden Thatsachen nicht mehr sagen können, daß die Trefflichkeit der feindlichen Feldherren und Truppen dies Ergebnis herbeigeführt hätte. Vielmehr war es dahin gekommen einmal durch die gewaltigen Massen der französischen Heere, welche dem Kaiser statt rascher und glänzender Triumphe ein nutzloses Verbrauchen seiner besten Streitkräfte in Aussicht stellte, sodann und in entscheidender Weise durch den Marsch der Preußen auf Krakau, welcher für Oesterreich die polnische Frage plötzlich in den Brennpunkt alles Treibens und Trachtens rückte. Wie gesagt, die Pläne Carnots und die Feldherrngröße

Pichegrus hatten wenig dazu beigetragen; im Gegenteil, sie hätten die eigene Sache mehr als einmal auf das höchste gefährdet, wären nicht Franz und Koburg stets beeifert gewesen, die feindlichen Fehler durch die eigenen zu heilen. So war es ein ironisches, aber nicht ungerechtes Geschick, daß Carnot eben jetzt den ersten wahrhaft genialen und fruchtbringenden Gedanken dieses Feldzuges faßte, in einem Augenblicke also, in welchem der Gegner jede ernste Frische zum Kampfe verloren hatte und die Zurückdrängung des kaiserlichen Heeres für eine wesentliche Seite der österreichischen Politik mehr vorteilhaft als schädlich war.

Jourdan hatte, wie früher bemerkt, gegen Ende April den Befehl erhalten, vom Rheinheere ungefähr 18 000 Mann in die bisherige Stellung des Moselheeres zu ziehen und dann 25 bis 30 000 Mann des letzteren durch das Luxemburgische hinüber an die Maas zu einer Diversion gegen Namur oder Lüttich zu bringen. Der schlichte und eifrige Offizier ergriff diese Aufgabe mit einem Nachdrucke, welcher ihn weit über die damaligen Pläne des Ausschusses hinüberführte. Ahnte er, daß von dem preußischen Heere in der Pfalz keine großen Thaten mehr zu erwarten waren, oder setzte er diese Gefahr vor der größeren Entscheidung außer acht: genug, er beschloß, nicht 25 000, wie Carnot befohlen, sondern 50 000 Mann von der Mosel an die Maas zu versetzen. Es dauerte bis zum 20. Mai, ehe er diese Massen in Thionville versammelt hatte: er bewahrte jedoch das Geheimnis seines Zuges mit größter Strenge, und die Truppen selbst hatten keine Ahnung über ihr Ziel, als er sie an dem genannten Tage von Thionville gegen Arlon in Bewegung setzte. Der Feind, schrieb er damals an Carnot, ist von Arlon nach Bastogne gewichen; ich werde ihm dorthin und weiter folgen, bis ich ihn zu einer Schlacht bringe. Es war General Beaulieu, der soeben noch einen glänzenden Reiterstreich gegen die französische Besatzung von Bouillon ausgeführt hatte, jetzt aber vor der vierfachen Uebermacht eilig nach Namur zurückging, wo er, wie wir sahen, eben recht anlangte, um zu dem Treffen von Charleroi am 3. Juni

mitzuwirken. Jourdan, vorsichtig nachrückend, erreichte die Maas am 30. Mai bei Dinant und empfing hier einen Befehl des Wohlfahrtsausschusses, nicht, wie ursprünglich verfügt war, den Strom hinab auf Namur zu ziehen [1]), sondern sich mit dem Ardennenheer zur Belagerung Charlerois zu vereinigen [2]). Indem er hiernach auf Thuin rückte, traf er dort gerade am Abend des 3. Juni zur Aufnahme der Flüchtigen und Stützung des besiegten Ardennenheeres ein. St.-Just war soeben von dem Ausschusse nach Paris berufen worden, um den Parteihader des Konvents zu beraten, und berichtete dort über das bisherige Mißgeschick der Armee, welches er besonders dem Zwiespalte zwischen Desjardins und Charbonnier zur Last legte. Er setzte dabei die Abberufung des letzteren durch, dachte aber noch so wenig an eine ernstliche Einwirkung Jourdans, daß er dem General Desjardins die Führung des Ardennenheeres nicht unter Jourdans, sondern unter Pichegrus Oberbefehl zu geben vorschlug. Jedoch lag dem Ausschusse ein ganz ungünstiges Gutachten Pichegrus über die Fähigkeit des Generals Desjardins vor; es kam dann die Nachricht von der neuen Schlappe des 3., und so sandte denn bereits am 4. Carnot einen Beschluß des Ausschusses nach Thuin, welcher die Vereinigung der Heere bestätigte, der ganzen an 100 000 Mann starken Masse den Namen der Armee der Sambre und Maas beilegte und Jourdan mit dem Befehle über dieselbe, unter Pichegrus leitender Aufsicht, beauftragte.

Ohne Zweifel war dies die beste Maßregel, welche der Ausschuß in dem ganzen Feldzug verfügte. Endlich that er einen Schritt aus den bisherigen verkehrten Wegen, aus dem Chaos von Irrtum und Zersplitterung hinaus und warf auf den entscheidenden Punkt des ganzen Kriegsschauplatzes eine imposante und überwältigende Streitkraft. Nur war dieser einzige und gute Gedanke freilich nicht die Frucht

---

[1]) Noch am 21. hatte er diese Absicht, wie Charbonnier dem General Bruce meldet.

[2]) Ordre vom 8. prairial, gedruckt im Moniteur vom 14.

einer genialen Berechnung, eines vorausschauenden Planes, eines neuen Kriegssystems: er war vielmehr das Erzeugnis eines augenblicklichen Notstandes, und wenn er schon nach seinem Datum zu spät erschien, so änderte er in seiner Ausführung auch weder die bisherige Weise der Kriegführung, wo Jourdan, wie seine Vorgänger, bei dem Systeme der zerbröckelten Kolonnen beharrte, noch hatte er Einfluß auf Carnots allgemeinen Kriegsplan, welcher nach wie vor auf Ostende, Walcheren und London lautete. So kann die genauere Betrachtung nicht umhin, die allgemein verbreitete Wertschätzung desselben um ein Ansehnliches herabzustimmen. Er hätte, vier Wochen früher beschlossen und mit vollem Nachdruck ausgeführt, höchst wahrscheinlich in wenigen Tagen den Ausgang des Feldzugs bestimmt: wie er jetzt eintrat, kann man nur so viel sagen, daß die Bildung der Sambre- und Maasarmee den französischen Lenkern es unmöglich machte, durch neue Fehler die aus Belgien hinwegstrebenden Oesterreicher in dem Lande festzuhalten.

Am 6. Juni kam Jourdan mit den im Lager befindlichen Konventskommissaren über die weiteren Maßregeln überein. Sie beschlossen zunächst ein starkes Drittel ihrer Streitkräfte im Süden der Sambre zurückzulassen, 35 000 Mann zur Deckung des Landes rechts und links von Maubeuge, gegen wen, wäre schwer zu sagen gewesen, da nach den wochenlangen Kämpfen in dieser Gegend den Franzosen die Schwäche ihrer Gegner nicht unbekannt sein konnte. Mit 66 000 Mann überschritt man dann am 12. Juni die Sambre, fast ohne Widerstand, da Oranien nach dem letzten Treffen seine Hauptmasse in die Stellung von Rouveroy zurückgeführt hatte. Die Division Hatry, 8000 Mann, schloß darauf Charleroi ein, eröffnete die Laufgräben und begann den Ort zu beschießen; die übrigen Heerteile stellten sich wieder in drei getrennten Massen, Bäche, Waldungen und Defileen zwischen sich, auf einem Raume von vier Meilen zur Deckung der Belagerung auf. Bei einem solchen Verfahren konnte Oranien, obgleich nur halb so stark wie

sein Widersacher, Mut zu einem nochmaligen Entsatzversuche fassen. Er bestimmte dazu wieder, wie am 3., ungefähr 33000 Mann; er selbst näherte sich mit drei Kolonnen von Rouveroy her, während Beaulieu mit 11000 Mann von Namur aus gegen die rechte Flanke der Franzosen heranzog; der Plan war, am 16. frühmorgens die feindlichen Posten auf allen Seiten anzugreifen. Jourdan, von den Bewegungen des Feindes benachrichtigt, empfand die Mißlichkeit seiner ausgedehnten Stellung und faßte abends am 15. den Entschluß, seinerseits durch eine kecke Offensive den Oesterreichern zuvorzukommen. Die Nacht war äußerst finster, beim Anbruche des Tages lag ein dicker Nebel weit umher auf der Gegend, nirgendwo konnte man weiter als einige Schritte um sich her blicken. Gegen drei Uhr, bei der ersten Dämmerung, setzten sich die Truppen in Bewegung; um dieselbe Zeit waren aber auch die Oesterreicher schon im vollen Vorrücken begriffen,. und ein äußerst heftiger Zusammenstoß erfolgte in einer Reihe mörderischer Einzelgefechte, deren Gang nur durch die Richtung des Schalles den Führern erkennbar blieb. Beaulieu drängte zuerst den General Marceau auf das Dorf Fleurus zurück und nahm dann den Ort mit Sturm; im Zentrum warf General Latour die Division Championnet aus dem Dorfe Heppignies mit dem Bajonette heraus und schickte sich zum Angriffe auf Gosselies, die letzte Position vor Charleroi, an; auf dem westlichen Flügel stand der Kampf unentschieden bei Trazegnies und Forchies zwischen General Kleber und Wartensleben. Unterdessen warf Jourdan die Division Lefèvre auf Fleurus; ihre Annäherung blieb im Nebel den Oesterreichern verborgen; plötzlich brachen ihre Bataillone aus dem hohen Getreide auf das feindliche Fußvolk hervor und trieben es unter einem zermalmenden Geschützfeuer aus dem Orte hinaus, unter stetem Vordrängen, wie oft auch die österreichische Reiterei einzuhauen versuchte. Zugleich stürmte die Division Morlot aus Gosselies gegen Latour vorwärts, welcher, auch von Fleurus her beschossen, zuerst langsam zurückwich, dann aber von der französischen Reiterreserve unter General Du-

bais angefallen wurde, welche ein Bataillon völlig in Stücke hieb, sieben Geschütze erbeutete und die Oesterreicher fast eine Meile weit bis Frasne und Mellet zurückwarf. Noch ungünstiger für diese schien sich die Schlacht auf dem westlichen Flügel zu stellen, wo Kleber die Holländer mit starkem Verluste aus dem Dorfe Trazegnies hinausschlug, Wartensleben selbst verwundet wurde und den Kampfplatz verlassen mußte. Es war 8 Uhr morgens, Jourdan glaubte den Tag für die Republikaner gewonnen. In diesem Augenblicke raffte aber Oranien noch einmal alle Mittel zu einer äußersten Anstrengung zusammen. Er selbst eilte mit den kaiserlichen Generalen Alvinczy und Werneck zu Latour hinüber und brachte inmitten des Getümmels und Kugelregens die weichende Kolonne zum Stehen; General Petrasch führte eine letzte Reserve Grenadiere gegen Fleurus und stemmte sich mit dieser Kerntruppe, einem kleinen aber undurchdringlichen Walle, dem Vordringen Marceaus entgegen: so daß Oranien die Möglichkeit gewann, die Division Latour aus dem Gefechte loszuwickeln und zu Beaulieu hinüberzuführen. Damit wurde hier eine Masse von beinahe 20 000 Mann auf einem Flecke vereinigt, die Bataillone ordneten sich aufs neue zum Angriffe; die Geschütze, in Batterien gesammelt, an der Spitze, unter Sturmschlag und klingendem Spiele ging es noch einmal vorwärts gegen den Feind. Da wurde die Division Lefèvre, die in der Hitze des Vordringens sich verfeuert hatte, mit einem Stoße über den Haufen geworfen, Marceau damit zu eiligem Rückzuge genötigt, das Dorf Lambusart, der Stützpunkt der französischen Rechten an der Sambre, eingenommen. Es war darüber Mittag geworden, die Sonne brach endlich durch den Nebel hindurch und öffnete plötzlich den Ueberblick über das Gefilde: da sah Jourdan, der zwischen Charleroi und Gosselies auf den Höhen von Jumet hielt, seine Rechte in unordentlicher Flucht zu den nächsten Brücken, die Oesterreicher aber von Lambusart her stromaufwärts dringen und bereits den Rücken seines Zentrums bedrohen. Auf der Stelle riß er Morlot und Championnet zurück aus Mellet und Gosselies auf die Hügel von

Jumet; kaum aber hatten sie dort Stellung genommen, so langten bereits Werneck und Beaulieu an und zwangen mit einem letzten Ansturm auch diese Divisionen zu schleunigem Rückgang über die Sambre. Hatry folgte ohne einen Versuch zum Widerstande, gegen 5 Uhr abends war Charleroi entsetzt. Nur General Kleber mit der französischen Linken hatte seine Ueberlegenheit behauptet, die Holländer aus jeder neuen Aufstellung geworfen und sie zwei Meilen weit, bis Roeulx, in das Land hineingetrieben. Aber nach dem Rückzuge Jourdans waren diese Erfolge gleichgültig; Kleber konnte für sich allein nicht daran denken, sich auf dem nördlichen Ufer zu behaupten.

Die Sieger hatten wohl Ursache, mit ihrem Tagewerk zufrieden zu sein. Mit dem Blute von beinahe 3000 Genossen hatten sie den Ruhm erkauft, zum viertenmal eine gewaltige Uebermacht über den hart umstrittenen Fluß zurückgeworfen zu haben; sie meinten, jetzt, wo auch das Moselheer die Wucht ihres Armes erfahren, auf lange hin Ruhe zu haben, und Oranien trug kein Bedenken, am 17. Juni sogar vier Bataillone zu Koburgs Verstärkung nach Tournay abgehen zu lassen. Allein er überschätzte seinen Erfolg. Die Franzosen, welche eigentlich nur bei Fleurus einen scharfen Stoß erlitten und im ganzen etwa 3000 Mann verloren hatten, stellten jenseit der Sambre sehr schnell die Ordnung unter ihren Truppen her, und Jourdan war mit St.-Just, der seit einigen Tagen wieder von Paris zurückgekommen war, ganz einverstanden, ohne Zaudern den Uebergang über den Fluß zu wiederholen. Da eilten denn Oraniens Boten den entsandten Bataillonen nach und selbst zu Koburg mit der Bitte um Verstärkung hin; zunächst vermied er ein neues Zusammentreffen und gab Jourdan Raum, Charleroi aufs neue einzuschließen und sein Heer ganz in der alten Weise von Trazegnies über Gosselies bis Fleurus und Lambusart aufzustellen. Trotz seiner Uebermacht fühlte sich nach den bisherigen Erfahrungen der französische Feldherr ganz unsicher auf dem blutgetränkten Boden; er ließ seine Truppen sich bis an die Zähne ver-

schanzen, die Wälder verhauen, die Dörfer befestigen. Indessen vernahm man von den Einwohnern der Umgegend, daß nur eine schwache österreichische Truppenzahl in der Nähe sei; eine große Rekognoszierung, welche man am 20. den Strom hinauf mit 40 000 Mann unternahm, schien es zu bestätigen, da Oranien, ohne einen Schuß zu thun, vor den französischen Kolonnen zurückwich. Man war dergleichen an dieser Stelle nicht gewohnt, und so nahe der Gedanke lag, daß Oranien nur in Erwartung eines Zuzugs das Gefecht versage, so kam St.-Just, der ganz im Sinne des Ausschusses Flandern für den einzig wichtigen Kriegsschauplatz hielt, auf die Besorgnis, die Gegner möchten ihre Kräfte dorthin zu einem Hauptschlag gegen Pichegru gezogen haben. Eben hatte Carnot, am 18. Juni, an Pichegru die Weisung erlassen, 16 000 Mann von der Sambre nach Seeflandern hinüber zu ziehen [1]; es war eine Folge der gleichen Auffassung, daß jetzt an der Sambre selbst St.-Just den Befehl erteilte, General Kleber sollte am 24. mit 36 000 Mann das Lager verlassen, auf Mons marschieren und von dort die Oesterreicher an der Schelde bedrohen. Da nun an demselben Tage Koburg mit 12 000 Mann in Oraniens Lager bei Nivelles anlangte, so würde Kleber, durch jene Weisung vereinzelt, mitten unter die Gesamtstärke der Verbündeten geraten und, wenn er dann geschlagen wurde, Jourdan mit dem Reste des Heeres in die höchste Gefahr gekommen sein. Von solchen Möglichkeiten war jedoch bei St.-Just keine Ahnung; er ließ sich damals von österreichischen Ueberläufern und belgischen Patrioten das Elend der feindlichen Truppen und den Schrecken im belgischen Lande schildern, wiegte sich in glänzenden Hoffnungen und schrieb an den Ausschuß, daß der junge Mensch, welchen das Glück der Republik zum deutschen Kaiser gemacht, nicht lange mehr widerstehen könne und elend vergehen würde, wenn man ungestüm im Kampfe bleibe. Er hielt also jede weitere

[1] Aus Jourdans Memoiren angeführt von L. Blanc XI, 164, der dabei nur den Fehler macht, in dieser Weisung einen Gegenstand des Streites zwischen Carnot und St.-Just zu vermuten.

Gefahr an der Sambre für undenkbar und wies alle Vorstellungen, welche Jourdan gegen Klebers Wegsendung machte, mit stolzer Brutalität zurück. Da erklärte Jourdan offen heraus, daß er dem Befehle nicht gehorchen und die Frage an den Wohlfahrtsausschuß bringen werde. St.-Just, der soeben einen Artillerieoffizier hatte hinrichten lassen, weil seine Batterie nicht pünktlich zu der geforderten Stunde schußfertig geworden war, wütete über die Widersetzlichkeit des Generals; ehe er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, kam Nachricht von Cambray, von Cateau, von Maubeuge, daß allerorten die österreichischen Corps gegen Charleroi abgezogen seien, und wurden Klebers Vorposten nach achttägiger Stille am 25. Juni zum ersten Male beunruhigt. Es wurde damit klar, daß eine abermalige Entsatzschlacht bevorstand und Jourdans Widerspruch glänzend in das Rechte getroffen hatte [1]). Um so hitziger wurde die Beschießung Charlerois fortgesetzt, mit solchem Erfolge, daß der Befehlshaber im Laufe des Vormittags einen Offizier zur Unterhandlung der Uebergabe hinaussandte. Von dem sofortigen Abschlusse konnte das Schicksal des französischen Heeres abhängen; St.-Just blieb aber auch hier in seiner bombastischen Großmannsthuerei, lehnte jede Besprechung ab und drohte mit allgemeinem Niedermetzeln, wenn bis zum Abend die Thore nicht auf Gnade und Ungnade eröffnet würden. Er vergaß dabei sogar, Kleber von diesem Stande der Dinge zu benachrichtigen, so daß der General, welcher eben im Begriff war, auf die anrückenden Oesterreicher einen Ausfall zu machen, nur durch Jourdans eilige Dazwischenkunft von einem Gefechte abgehalten wurde, dessen Feuer die Festung sofort von der Nähe des Entsatzes unterrichtet und die Uebergabe verhindert haben würde [2]). Am Abend streckte der Kommandant denn wirklich die Waffen;

[1]) Nach den Akten des Kriegsarchivs. St.-Just hat im Augenblicke seines Sturzes den von ihm beantragten Fehlgriff dem General Jourdan vorgeworfen; dies hat dann in Buchezs Werk und aus diesem in andere Darstellungen Eingang gefunden.

[2]) Soults Memoiren.

die Franzosen gewannen damit einen festen Stützpunkt an dem Ufer des Flusses und konnten die Division Hatry für den bevorstehenden Kampf in die Schlachtlinie einrücken lassen, so daß sie den Angriff der Oesterreicher in einer Stärke von 76 000 Mann erwarteten.

Die Verbündeten zählten auch nach Koburgs Ankunft wenig mehr als zwei Drittel jenes Bestandes. Auch die innere Tüchtigkeit ihrer Truppe war nicht mehr dieselbe wie im Anfange des Feldzugs, jetzt, nachdem die Besten in so vielen mörderischen Gefechten dezimiert, die Massen durch das Gerücht des bevorstehenden Rückzugs erschlafft waren. Dennoch gab es keinen unter ihnen, der nicht einer Schlacht mit fester Ruhe entgegengegangen wäre, und die Möglichkeit eines abermaligen Sieges war auch jetzt noch in der Verzettelung der feindlichen Streitkräfte gegeben, vorausgesetzt, daß man die eigenen Mittel zusammenhielt und einen der feindlichen Flügel mit voller Macht überwältigte. Dann war nicht bloß der Weg auf Charleroi geöffnet, sondern der Feind in seiner Kommunikation bedroht und zum Rückzuge über den Fluß genötigt. Allein Koburg, der von dem Falle der Festung keine Kunde hatte, dachte an keine andere Kampfesweise, als zehn Tage früher Oranien. Während er 15 Bataillone (11 000 Mann) in zwei Kolonnen das feindliche Zentrum beschäftigen ließ, sandte er die Prinzen von Oranien und Waldeck [1]) mit 18 000 Mann gegen die französische Linke unter General Kleber, Beaulieu aber und den Erzherzog Karl, zwei Meilen weit davon entfernt, mit 10 000 Mann gegen die Rechte der Gegner unter Marceau und Mayer bei Fleurus und Lambusart. Hiernach hing, wie man leicht erkennt, das Geschick des Tages ausschließlich von dem Gelingen des ersten Stoßes ab. Wurde durch diesen Marceau oder Kleber nicht gleich oder völlig zersprengt, wurden sie vielmehr nur gegen Charleroi zurückgedrückt, so stärkten sie gerade durch ihr Weichen die Lage der Franzosen. Mit jedem Schritte rückwärts verbesserten

[1]) General der Infanterie, regierender Fürst von Waldeck.

sie den Hauptfehler ihrer Stellung, ihre übermäßige Ausdehnung; ihre Heeresteile traten sich näher, konnten sich gegenseitig unterstützen und das Gewicht ihrer Ueberzahl zu voller Entwickelung bringen. Ganz diesen Verlauf hatten die Verbündeten am 26. Juni zu erfahren.

Die Schlacht begann noch vor Tagesanbruch der Prinz von Oranien, indem er sich gleich nach 1 Uhr auf Klebers Vorhut, die Division Montaigu, warf, welche dicht an der Sambre (bei Vespe) aufgestellt war. Der Stoß wurde mit solcher Heftigkeit ausgeführt, daß die Franzosen nach kurzem Kampfe die Flucht ergriffen und hinter der Sambre Sicherheit suchten. Hierauf eröffnete, um 4 Uhr, Waldeck den Angriff auf Kleber selbst; eine hartnäckige Kanonade entspann sich; darauf wurde Trazegnies mit dem Bajonett genommen, der Feind aus dem Walde von Monceaux hinausgetrieben, um 9 Uhr das Dorf Marchienne an der Sambre, nur eine Viertelstunde noch von Charleroi entfernt, mit stürmender Hand erobert. Jetzt aber eilte Kleber persönlich hinüber zu General Morlot, welcher die nächste Division des Zentrums befehligte, entlieh sich von ihm einige Bataillone und machte mit diesen einen ungestümen Angriff auf Waldeck. Zugleich sandte Jourdan die Reservereiterei unter General Dubais in die Flanke der Oesterreicher; von Gosselies her kam eine Haubitzenbatterie heran, welche den Wald von Monceaux mit ihren Geschossen bewarf: genug, wenn die Verbündeten auch auf dem gewonnenen Boden standhielten, so wurde ihnen ein weiteres Vorrücken doch unmöglich.

Ein ganz ähnliches Schicksal hatten unterdessen am entgegengesetzten Ende der Schlachtlinie General Beaulieu und Erzherzog Karl gegen die feindliche Rechte zu bestehen. Beaulieu setzte sich in den Waldungen an der Sambre unter hartnäckigem Tirailleurgefechte fest; die Franzosen verteidigten sich Schritt auf Schritt hinter ihren Verhauen; nur mit starkem Verluste kamen die Kaiserlichen vorwärts. Es wurde 11 Uhr, bis sie die Gegner aus dem Gebüsch verdrängt hatten; General Marceau sammelte darauf seine Division

vor dem Dorfe Lambusart und empfing die nachrückenden Oesterreicher mit einem mörderischen Feuer von 20 Geschützen; diese aber, obgleich ganze Reihen übereinanderstürzten, gingen mit einem jubelnden Bajonettangriffe vorwärts und sprengten die Gegner auseinander. Vergebens warf sich Marceau, um seine Leute zu sammeln, in das dickste Getümmel; sein Pferd wurde erschossen, er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entrissen, die große Masse seiner Division, von den österreichischen Kürassieren nachdrücklich verfolgt, floh über die Sambre zurück. Unglücklicherweise hatte der Erzherzog bis dahin vergebens versucht, die Franzosen aus Fleurus zu vertreiben; so mußte Beaulieu innehalten, und Jourdan gewann Zeit, um aus dem Zentrum den General Lefèvre mit mehreren Bataillonen zur Verstärkung nach Lambusart zu werfen und damit seiner schwer bedrängten Rechten wieder einigen Halt zu geben. Indessen nahm jetzt der Erzherzog Fleurus, vereinigte sich sofort mit Beaulieu, und beide schritten unter schwerem Kanonendonner zu dem, wie sie hofften, entscheidenden Angriffe auf Lambusart. Dreimal drangen ihre Kolonnen in den Ort ein, dreimal wurden sie zurückgeworfen; endlich ließ Lefèvre die rauchende Stätte in den Händen der Sieger und zog sich auf die verschanzten Hügel hinter dem Dorfe zurück, wo gleich nachher die Division Hatry aus der Reserve anlangte und den schwer erschöpften Oesterreichern einen ganz neuen Kampf in Aussicht stellte.

Es war darüber 3 Uhr nachmittags geworden. Seit zwölf Stunden dauerte das blutige, unentschiedene Ringen, und der Tag mußte bereits als verloren für die Verbündeten gelten, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht längst gewonnen war. Selbst wenn mit einem Wunder der Tapferkeit die geschwächten Truppen noch einen neuen Sieg bei Lambusart oder Marchienne errangen, mußte ihre Einbuße im höchsten Grade mörderisch sein, und eine gänzliche Vernichtung stand bevor, sobald an irgend einer Stelle das kühn herausgeforderte Glück sich wandte. Ein solches Spiel fortzuspielen, dazu war offenbar die Lage Koburgs nicht

angethan, der, wie wir wissen, die Aufgabe hatte, gute Mannszucht zu halten und die Truppen zu konservieren. In diesem Augenblick erhielt man durch den Lieutenant Radetzky (den späteren berühmten Feldmarschall, der mit sechs Reitern die Sambre durchschwommen und sich durch die feindlichen Heeresteile bis zu den Wällen der Festung durchgeschlichen hatte) die Nachricht, daß Charleroi seit vierundzwanzig Stunden in den Händen der Franzosen sei, und Koburg faßte auf der Stelle den Entschluß, die Schlacht abzubrechen. Der Rückzug seiner Kolonnen erfolgte in bester Ordnung, Beaulieu nahm sogar ein erobertes Geschütz mit sich, und die Franzosen waren übel genug zugerichtet, um den weichenden Gegner nicht weiter zu belästigen. Nur Kleber machte einige Versuche gegen Waldeck, dessen Kolonne am längsten auf dem Schlachtfelde aushielt, vermochte aber auch einen ernstlichen Erfolg nicht durchzusetzen. Immer war den Franzosen mit diesem Tage das lang angestrebte Ziel, die Festsetzung im Norden der Sambre, errungen, und wenn ihre Soldaten nicht den besten Ruhm, so hatte ihr Feldherr doch den besten Erfolg der Schlacht von Fleurus gewonnen.

Ob und inwieweit derselbe für den ganzen Krieg ins Gewicht fallen würde, hing immer noch in hohem Grade von den Maßregeln des Prinzen von Koburg ab. Sein Heer war keineswegs geschlagen, die Truppen im Gegenteile noch in vollem Gefühle ihrer Kraft. Wenn er sich entschloß, den Franzosen die Straße auf Brüssel scheinbar frei zu lassen und das gesamte Heer nach Namur zu führen, so konnte er dort binnen einigen Wochen sich aus Luxemburg und Trier bis an 60 000 Mann verstärken; dann deckte er seine Verbindung mit Deutschland und hielt von der Seite her, vielleicht noch auf Monate, Jourdan ebenso sicher in Schach wie früher in ganz ähnlicher Lage von Tournay aus den General Pichegru. Allerdings hätte ihm in dieser Stellung eine Brandschatzung Brüssels durch eine feindliche Streifpartie gleichgültig, jede größere Bewegung Jourdans aber nach Norden das Signal zu kräftigem Vorbrechen sein müssen; und eine solche Weise der Kriegführung lag

nun ein für alle Male außerhalb seines Gesichtskreises. So griff er zu dem gerade entgegengesetzten Systeme, der notdürftigen Deckung aller Straßen mit der Bereitschaft zum Weichen bei jedem ernsten Angriff. Er ließ seine Heeresteile einen jeden auf demselben Wege zurückgehen, auf dem er in die Schlacht eingerückt war, Beaulieu ostwärts zur Beschirmung Namurs nach Gembloux, das Zentrum nordwärts gegen Brüssel bis Genappe, Oranien gegen Westen bis Roeulx, in der Umgegend von Mons. Es war eine Strecke von mehr als sechs Meilen, über die er hiemit seine Streitkräfte in drei Stücke von je 12 bis 15 000 Mann zerlegte, im Angesichte eines vordringenden Feindes, welcher binnen vierundzwanzig Stunden eine Masse von mehr als 100 000 Mann vereinigen konnte. Nimmt man dazu, daß zu derselben Zeit der Herzog von York seine noch schwächere Streitkraft in noch schwächerer Aufstellung von Tournay bis Helvoetsluis auseinander gestreut hatte, so wird es klar, daß mit diesen Maßregeln das Dasein der Verbündeten geradezu in die Hand der Franzosen gegeben war. Wie viele wären entronnen, wenn Jourdan am 27. Juni mit 90 000 Mann gegen Namur und Lüttich zur Sperrung ihres Rückzugs aufgebrochen wäre und gleichzeitig Pichegru mit einer ähnlichen Masse etwa bei Oudenarde die Schelde überschritten, York und Clerfait damit voneinander getrennt und dann seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Brüssel in Koburgs Rücken gerichtet hätte?

Indessen das revolutionäre Kriegssystem vergalt in diesem entscheidenden Augenblicke die Schonung, welche die Fehlgriffe der Verbündeten ihm so oft hatten angedeihen lassen: so viel Koburg that, den Franzosen die Beute in die Hand zu schieben, genau so hartnäckig waren diese, jedes ernstliche Zugreifen zu vermeiden. Am 27. Juni schrieb Jourdan an Carnot, er sehe jetzt zwei Operationen vor sich, entweder die Vertreibung des Feindes aus der Umgegend von Maubeuge oder die Belagerung von Namur, welche allerdings größeren Vorteil gewähren, aber auch viel schwieriger sein würde. Er bat also den Ausschuß um eine Erklärung, welche

derselben zu dem allgemeinen Kriegsplane am besten passen würde. Wenn er hiernach keine Ahnung von den Lorbeeren hatte, die ihm das Schicksal mit seltener Freigebigkeit anbot, so fand sich auch der Ausschuß nicht gemüßigt, irgendwie von dem einmal entworfenen Plan abzugehen. Er blieb dabei, sein Hauptheer gegen die Seemächte zu verwenden und folglich nach Flandern, gegen Westen, an die Meeresküste zu weisen. Allerdings hatten die Verhältnisse in Belgien sich so gestaltet, daß alles die beiden französischen Heere in Masse gegen Osten drängte und die höchsten Erfolge bei einer mächtigen Bewegung in dieser Richtung zu hoffen waren. Allerdings war die Brester Kriegsflotte bei einem ersten Versuche des Auslaufens von den Engländern bei Ouessant auf das übelste zugerichtet worden und mit einem Verluste von sieben Schiffen und 8000 Mann in den Hafen zurückgekommen, so daß an eine Landung in England vernünftigerweise gar nicht mehr zu denken war. Allein noch immer bestand jener politische Wunsch, Oesterreich zu schonen und England einzuschüchtern, und diese Erwägung entschied, soweit wir sehen können, unabänderlich auch die militärischen Maßnahmen des Ausschusses.

Bereits hatte Pichegru, in richtiger Beurteilung der Lage, eine Bewegung gegen Oudenarde begonnen, sofort aber empfing er von Carnot die gebieterische Weisung, es sei an der Zeit, den letzten Faden, welcher Oesterreich und England verbinde, durch die Einnahme von Ostende zu zerschneiden; er solle also ganz Westflandern besetzen und sich dort einen Punkt verschaffen, von dem aus er den Engländern einen Besuch im eigenen Hause machen könne; denn, setzte Carnot hinzu, die Regierung hat den Landungsplan keineswegs aufgegeben. Wenn etwa die Zahl der Fahrzeuge für das Unternehmen im Augenblick noch nicht ausreichte, so sollte Pichegru vorläufig wenigstens eine kleinere Expedition gegen die holländische Insel Walcheren vornehmen, zum mindesten 16 000 Mann zu diesem Zwecke bereit halten und alle sonstigen Operationen zur Unterstützung desselben einrichten. Pichegru brach hierauf den bereits eröffneten

Angriff auf Oudenarde ab und vereinte die Hauptmasse seiner Streitkräfte in Brügge, welche Stadt am 26. Juni von Moreau besetzt worden war. In demselben Sinne wurde dann am 29. auch Jourdan beschieden. Er sollte eine große Operation weder in östlicher noch in westlicher Richtung unternehmen, sondern sich vollständig auf Koburgs System der kleinen Kolonnen und des sachten Zurückgehens einlassen: also wie Koburg ein Corps rechtshin gegen Namur, ein anderes links gegen Mons entsenden, mit der Hauptmacht dem feindlichen Zentrum gegen Brüssel folgen. Um diese Zweckwidrigkeiten und Lähmungen zu vollenden, verfügte schließlich der Wohlfahrtsausschuß am 4. Juli, die beiden Heere sollten mehrere Divisionen zur Belagerung der vier gefallenen französischen Festungen zurücksenden, bis zur Wiedereinnahme derselben überhaupt sich aller großen Offensivoperationen enthalten und sich begnügen, die Verbündeten bis hinter eine von Antwerpen nach Namur gezogene Linie zurückzudrängen [1]).

Es giebt meines Wissens keinen sachverständigen Urteiler, welcher über die Auffassung dieser Dinge einen Augenblick im Zweifel gewesen wäre. Es reicht hin, die französischen Autoritäten zu erwähnen, welche den Feldzug von 1794 ihrer militärischen Kritik unterworfen haben: Servan und Jomini, Jourdan und Soult sind einstimmig in der entschiedenen Verwerfung der erzählten Anordnungen. Auch scheint die Sache selbst ganz unzweideutig zu reden. Man denke sich die neue Verteilung der französischen Truppen, Pichegru mit seinen Hunderttausenden in nutzlosen Märschen an den Seeküsten, Jourdans Heer in drei durch weite Meilen getrennte Abteilungen von je 30 000 Mann zerlegt. Nichts als der eigene Wille konnte den Gegner hindern, zwischen

[1]) Dazu kam ein Dekret des Konvents, jede Besatzung, die nicht binnen vierundzwanzig Stunden nach der ersten Aufforderung kapituliere, solle über die Klinge springen. Es war, dem Feinde gegenüber, eine revolutionäre Phrase, welche nie zur Ausführung kam, die eigentliche Bedeutung des Dekrets wird unten bei den französischen Parteikämpfen erhellen.

diesen Corps eine Masse von 60 000 Mann zu vereinen, Jourdans Zentrum mit einem plötzlichen Anfalle zu überwältigen und dadurch sofort die beiden vereinzelten Flügel zum fünftenmal über die Sambre zurückzuwerfen. Den Truppen wäre eine solche Zumutung ganz sicher nicht zu stark gewesen. Denn wir sahen, das verbündete Heer war bei Fleurus keineswegs besiegt und in seiner inneren Ordnung völlig unangetastet; unter den Offizieren zeigte sich seit der Abreise des Kaisers starke Abneigung gegen fernere, wie sie sagten, nutzlose Strapazen [1]), die Soldaten aber waren, wenn auch nicht mehr begeistert, doch in jeder Hinsicht kampfbereit. Es ist aber einleuchtend, wie gründlich ein solcher Umschwung an der Sambre auf Pichegrus Angriffslust in Flandern zurückgewirkt, wie er das Vorgehen der Franzosen also auf der ganzen Grenze gefesselt hätte. Im Hauptquartier der Verbündeten fehlte es denn auch an dieser Einsicht nicht, und ein großer Kriegsrat unter Koburgs Vorsitz beschloß noch einmal am 1. Juli, Belgien auf das äußerste zu verteidigen [2]) und zu diesem Behufe eine starke Streitmasse zunächst gegen den rechten Flügel Jourdans und zum Schutze der Stadt Mons zu verwenden. Allein an demselben 1. Juli schlug bereits Ferrand den Prinzen von Oranien aus Mons hinaus: und so verfügte ein zweiter Kriegsrat am 5., daß längerer Widerstand unmöglich und Brüssel am 7. zu räumen sei. In dieser Stadt zitterte man schon seit Wochen vor dem jetzt hereinbrechenden Schicksal, überall erinnerte man sich an das Benehmen der Franzosen im vorigen Jahre und fürchtete unter Robespierres

[1]) York an Dundas, 28. Juni.

[2]) Oranien und York interpellierten hier die kaiserlichen Heerführer geradezu, ob Oesterreich die Niederlande räumen wolle, und erhielten darauf von jenen die bestimmte und zweifellos wahre Versicherung, daß sie keinen Auftrag erhalten hätten, die Niederlande zu verlassen oder einen übereilten Rückzug zu unternehmen. Es bezeichnet den Grad der Einsicht, mit welcher Vivenots Buch zu stande gekommen ist, daß der Verfasser schon hiermit den vollständigen Beweis geliefert zu haben meint, Thugut habe den höchsten Wert auf die Behauptung Belgiens gelegt.

Herrschaft noch viel Aergeres; wer irgend etwas zu verlieren hatte, suchte noch im letzten Augenblicke zu entkommen. Nicht anders war es in Gent und Antwerpen, in Löwen und in Namur. Die Edelleute entflohen ohne Ausnahme, die meisten Prälaten folgten, Fabrikanten und Kaufleute brachten sich und ihre Habe in Sicherheit. In Brüssel stand die Hälfte der Läden leer, in großen Haufen drängten sich die Flüchtlinge zwischen den Truppenzügen auf den Landstraßen fort, man berechnete im ganzen Lande ihre Zahl auf mehr als 200 000. Die Landesregierung hatte schon am 3. Juli ihren Sitz von Brüssel nach Mecheln verlegt und zum Abschied die Bürgerschaft durch einen fruchtlosen Versuch erbittert, die städtischen Depositenkassen mit sich fortzuführen; sie wanderte am 9. weiter nach Diest, Roermond, Düsseldorf; die Mehrzahl der Beamten folgte ihr; alle bürgerlichen Verhältnisse brachen vollständig zusammen [1]. Indessen eilte die Hiobspost hinüber nach Flandern in das Hauptquartier des Herzogs von York und bewirkte dort eine nicht geringere Erschütterung als bei dem belgischen Volke. Wohl hatte der Herzog seit den Unglückstagen von Tournay ein solches Ende erwartet, dann aber während der ersten Kämpfe an der Sambre diese Sorge wie manche andere in kurzsichtiger Unbedachtsamkeit und den täglichen Freuden der Tafel fast wieder vergessen. Jetzt war er außer sich. Er erfuhr von dem Prinzen Koburg, daß am 6. Juli die Generale Beaulieu und Quosdanovich von 30 000 Franzosen angegriffen worden seien, allerdings den Feind abgewehrt hätten, daß aber dennoch der Rückzug auf Tirlemont unerläßlich erscheine. Die Zeiten also sind vorbei, schrieb er dem Prinzen zurück, wo wir bei der Kunde von dem Anmarsche eines doppelt so starken französischen Haufens keine andere Frage hatten, als nach dem Orte, wo wir ihn treffen könnten; dieser Rückzug nach Tirlemont wird weiter, wird bis Maastricht gehen und schlimmere Folgen als eine Nieder-

[1] Korrespondenz des Grafen Trauttmansdorf und des Staatssekretärs Müller, im Brüsseler Archiv.

lage haben — gerade heraus, Ew. Durchlaucht, die britische Nation, deren öffentliche Meinung eine unverächtliche Sache ist, kann hier nicht anders urteilen, als daß wir verraten und verkauft sind. Er wandte sich dann an den Erzherzog Karl, sprach ihm seinerseits dieselbe Ueberzeugung aus und beschwor ihn, die Lage dieser Provinzen, die man eben dem Feinde überliefere, als deren Generalstatthalter in Erwägung zu ziehen und das Gewebe dieser Unwürdigkeiten mit starker Hand zu zerreißen. Eine Antwort Koburgs liegt nicht vor. Der Erzherzog aber entgegnete, daß nach seiner eigenen Gesinnung sein Entschluß nicht einen Augenblick zweifelhaft sein würde, daß er aber ohne alle Kenntnis von der politischen Lage und von dem Kaiser auf das bestimmteste angewiesen wäre, hier nur noch als Feldzeugmeister zu dienen: es scheint nur zu wahr, schließt er, daß wir verraten sind, jedoch bitte ich, wenn Sie positive Beweise dafür in Händen haben, sie nicht mir mitzuteilen, sondern sie dem Kaiser zu senden.

Unter diesen Umständen blieb dem schwachen Yorkschen Heere nur noch ein eiliger Rückzug übrig. Koburg nahm Abrede mit dem Herzog, zunächst eine Linie hinter der Dyle, von Antwerpen über Löwen und Gembloux nach Namur, besetzt zu halten. Es war aber auch dies nicht Ernst. Die Truppen wichen unter matten Kämpfen zurück, wo die Franzosen sich zeigten; Koburg gab den Befehl, Namur zu räumen, und leitete seine gänzliche Scheidung von York ein, indem er den Grafen Clerfait zu seinem Hauptheere heranzog und dafür den Prinzen von Oranien zu den Engländern hinübergehen ließ. Am 11. Juli langte dann Jourdan unter dumpfer Stille der Bewohner in Brüssel an, wo sich gleich nachher auch Pichegru mit zwei Divisionen des Nordheeres einfand. Am 12. ging dieser gegen die Holländer und Hessen in Mecheln vor und besetzte den Ort nach unsicherem Angriff und schwankendem Widerstande am 15.; zu derselben Zeit führte Kleber die Linke des Sambreheeres gegen Löwen, von wo die Oesterreicher nach kurzem Gefechte auf Tirlemont zurückwichen. Hiermit war die

definitive Trennung Yorks und Koburgs ausgesprochen. Jener, mit den Engländern, Holländern und den deutschen Soldtruppen Englands, zog sich, langsam und von Pichegru in keiner Weise beunruhigt, gegen Norden, um die holländische Grenze zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken. Dieser, mit den österreichischen Heerhaufen, wich, nicht minder bedächtig und von Jourdan nur durch einige Nachtrabgefechte belästigt, nach Osten und nahm Stellung an der Maas zwischen Roermond, Maastricht, Lüttich. Wenn übrigens zu Anfang des Monats das kaiserliche Hauptquartier durch den Entschluß zum Rückzuge die Franzosen verpflichtet hatte, so wurde man jetzt umgekehrt ihnen Dank schuldig für die Gemächlichkeit, welche sie diesem Rückzuge verstatteten. Denn seit jenem unheilvollen Kriegsrate vom 5. Juli war im österreichischen Heere die innere Zersetzung vollständig geworden. Ohne Rückhalt redeten die Offiziere von Koburgs Unfähigkeit und der Wertlosigkeit Belgiens für die österreichische Monarchie; die Soldaten schmähten öffentlich über die ungenügende Verpflegung und die Beschimpfung der Waffenehre. Ueberall stockte bei dem plötzlichen Wechsel der Dinge die materielle Kriegsverwaltung, überall brach die innere Hoffnungslosigkeit in offener Auflösung der Zucht und Kampfestüchtigkeit an das Tageslicht [1]).

Indessen hatten sich die erwähnten Bewegungen vollzogen. Eine allseitige Waffenruhe trat ein; Belgien war in der Hand der Franzosen. Auch auf anderen Schauplätzen des großen Krieges zeigte sich in diesem Augenblicke das Glück ihnen günstig. In der Vendée hatte Carnot im Mai die Abberufung des ebenso unfähigen als brutalen Turreau und damit einen Wechsel des ganzen Kampfsystems zu verständiger Milde — sehr gegen Robespierres Willen — durchgesetzt. Die Folge war auf der Stelle ein erhebliches

---

[1]) Bericht des Hauptquartiers an den Kaiser, 15. Juli. (Koburgs Papiere.) Berichte der englischen Offiziere Crawfurd und Calvert.

Einschwinden der Insurrektion, so daß man von dem noch 80 000 Mann starken Westheere 5000 an die Pyrenäen und 20 000 an den Rhein zur Bekämpfung der auswärtigen Feinde senden konnte. Wir kommen später noch darauf zurück, wie infolge dieser Verstärkung die Generale Michaud und Moreau erhebliche Vorteile über die Preußen und Reichstruppen in der Pfalz davontrugen. Ebenso vertrieb in den Ostpyrenäen Dugommier die Spanier und Portugiesen aus den bisher behaupteten französischen Grenzplätzen; im westlichen Teile des Gebirges aber erstürmte Moncey die feindlichen Schanzen bei Fuentarabia und Ernani und drang siegreich auf dem spanischen Gebiete selbst vor.

Weniger stattlich für die Franzosen nahm sich die Lage der Dinge endlich in Italien aus. Zwar war bald nach den früher erzählten Erfolgen im Genuesischen auch das Alpenheer in Bewegung gekommen, hatte zuerst die Pässe des kleinen Bernhard, dann jene des Mont Cenis, endlich den Paß der Barrikaden erstürmt und stand damit, wie das Südheer, auf dem Kamme des Gebirges, überall, wie es schien, zum Vorbrechen auf Turin bereit. Allein in diesem Augenblicke führte ein glücklicher Zufall die sardinische Regierung zur Entdeckung jenes in ihrer Hauptstadt gärenden Komplottes. Der Vertrag von Valenciennes brachte einige österreichische Verstärkungen in das Feld, und seit dem Ausgange des Juni wurde es hier ebenso friedlich stille wie vier Wochen später in den Niederlanden. Immer trat schon jetzt das Wachsen des französischen Einflusses in Italien mit einer überraschenden Thatsache zu Tage. Der Bruder des Kaisers, der Großherzog von Toscana, sandte damals den am eifrigsten französisch gesinnten seiner Diplomaten, den Ritter Carletti, hinüber nach Genua, um dort den ersten Schritt für ein besseres Verständnis zwischen Frankreich und Toscana zu thun. Je lebhafter aber der nächste Verwandte des Kaisers auf eine bedenkliche Friedenspolitik einging, desto geringere Neigung dazu ließ der mächtigste unter den Verbündeten Oesterreichs blicken. England beantwortete um die Mitte des Juni die Sendung Montgaillards mit

einem Beschlusse der Notabeln von Korsika, welcher Geor
als König der eben besetzten Insel proklamierte. Die
kung dieses Schrittes war gleich übel in Madrid, in G
in Florenz: überall schärfte sich mit der Eifersucht auf
lands maritime Uebermacht die still anwachsende Hinne
zu Frankreich. Auch in Wien war man sehr verdrie
Man wollte wissen, daß Pitt den Anträgen Montgai
mit einem entgegengesetzten Vorschlage geantwortet
Frankreich möge, wenn es die englische Herrschaft übe
eroberten Inseln anerkenne, seinerseits Belgien dahinneh
Es war nicht wahr, und schwerlich glaubte Thugut
daran; aber die bloße Existenz eines solchen Gerüchte
Wien zeigte deutlich genug, daß Thuguts freundliche
sinnung gegen England in hohem Maße abgekühlt war





